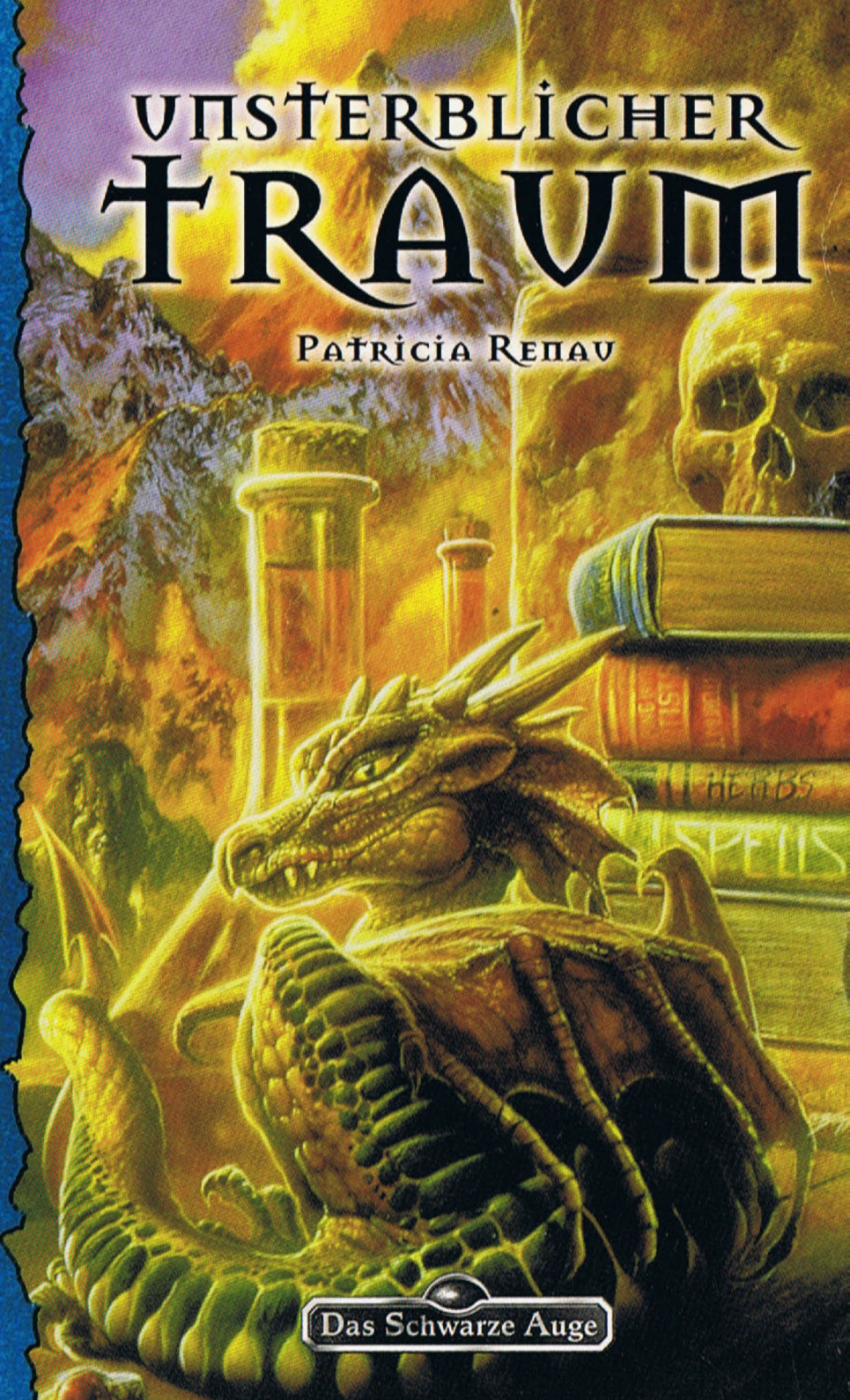


UNSTERBLICHER TRAUM

PATRICIA REPAU



Das Schwarze Auge

Bei Phoenix erschienen/erscheinen folgende Titel:

Shadowrun		
Chromscherben	M. A. Stackpolc	Coll. 10550
Wiener Blei	Ixo Lukas	Roman 10555
Nachtstreife	Björn Lippold	Roman 10558
Elementares Wissen	Harri ABmann	Roman 10570
ASH	I~ira Möller	Roman 10574
Flynns Weg	Lara Möller	Roman 10585
Pesadillas	Maikc Hallmann	Roman 10575
Vertigo	Maikc Hallmann	Roman 10581
Die Anfänger	Ivan Ncdic	Roman 10572
Hand am Hirt	Sebastian Schacfc	Roman 10583
Shelley	Andri Wiesler	Roman i.Vorh.
Matrixfeuer	Hrsg. Nick/ Hallmann Anth. i.Vorh.	

Das Schwarze Auge		
Unsterblicher Traum	Patricia Ren au	Roman 10588
Blaues Licht	Daniela Knor	Roman i.Vorh.

Myranor		
Den Göttern versprochen	Charlotte Engmann	Roman 10579
Der Schandfleck	Andri Helfers	Roman 10582

Armalion		
Das DJimonenschiff	Harald Evcrs	Roman 10568
Kompanie der Verdammten	Manuel Kramer	Roman 10562
Der Tag des Zorns	Daniela Knor	Roman 10573

MecliWarrior		
Väterchen Frost	Stephen Kcnson	Roman 10559
Triumphgebrüll	Blainc L. Pardoc	Roman 10560
Blutsverrat	Pardoc & Odom	Roman 10561
Feuertaufe	Robert N. Charcttc	Roman 10576

Weitere Titel		
Schrapnell	Hrsg. M. Immig Antli.	10551
Der große Hcliumkrieg	M.A. Stackpolc u.A. Anth.	10563
Lexikon der Horror-Literatur	Hrsg.rAlpcrs/ Puchs/ Hahn	105*56
Lexikon der Fantasy-Literatur	I lrsq.: Alpers / Fuchs	i.Vorh.

Es handelt sich um eine Bibliographie und nicht um ein Verzeichnis lieferbarer Titel. Es ist leider nicht möglich, alle Titel vorrätig zu halten. Sollten Sie Fragen zu Phoenix haben, kontaktieren Sie uns bitte unter

Patricia Renau

Unsterblicher Traum

Ein Roman in der Welt von
Das Schwarze Auge

Originalausgabe

Titelbild: Bob Eggleton,
Agentur Schlück, Garbsen
Karte: Ralf Hlawatsch

Redaktion: Catherine Beck
Lektorat: Ina Kramer/ Catherine Beck
Satz und Layout: Sarah Nick
Umschlaggestaltung: Ralf Berszuck
Druck und Bindung: Elsnerdruck Berlin

Copyright © 2003 by Fantasy Productions
Verlags- und Medienvertriebs-GmbH, Erkrath
Besuchen Sie unsere Website <http://mviv.fanpro.com>
Printed in Germany 2003

*Phoenix** ist ein Imprint von Fantasy Productions GmbH.
*Das Schwane Auge** ist ein eingetragenes Warenzeichen der
Fantasy Productions GmbH.

**Alle Rechte Vorbehalten. Der Nachdruck, auch auszugsweise, die
Verarbeitung und die Verbreitung des Werkes in jedweder Form,
insbesondere zu Zwecken der Vervielfältigung auf fotomechanischem,
digitalem oder sonstigem Weg, sowie die Nutzung im Internet dürfen
nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags erfolgen.**

Printed in Germany 2003
1234060504 03

ISBN 3-89064-588-7

Für die >Drachenfreunde< und ihre alten und neuen Gefährten, für die verschollenen Helden des >Pentagramms<, für Claudia, Hartmut und alle anderen, die mir Mut gemacht haben, und für meinen lieben alten Freund Gorn.

Mehr als ein ganz herzlicher Dank geht an Laura, die mich immer wieder an die Tasten getrieben hat, an Christian, meinen magischen Berater und strengsten Kritiker, und nicht zuletzt an Britta Herz und Ina Kramer für ihre Geduld und Unterstützung.



Prolog

»Mama, erzählst du uns noch eine Geschichte zum Einschlafen?«

»Ja, Kleines, einen Moment. Ich hole mir noch das Nähzeug und die Lampe. So, was für eine Geschichte möchtet ihr denn?«

»Ein Märchen!«

»Ja, und nicht so ein langweiliges.«

»Wieso langweilig?«

»Na ja, wenn die Prinzessin den dummen Alrik heiratet und alle glücklich sind. Ist doch immer das Gleiche.«

»Stimmt, und nicht mal die Mädchen aus dem Dorf würden den dummen Alrik wollen.«

»Was wollt ihr denn hören?«

»Die Geschichte von der kleinen Neckerin.«

»Die ist doch so traurig. Jedes Mal, wenn ich die erzähle, fangt ihr an zu weinen.«

»Du doch aber auch, Mama.«

»Ich finde sie auch traurig...«

»Warum erzählst du sie dann nicht mal anders?«

»Dann wäre sie doch auch so langweilig wie das Märchen vom dummen Alrik. Außerdem ...«

»Was außerdem?«

»Ja, Mama, was außerdem?«

»Ach, ich weiß nicht. Was soll ich denn da ändern?«

»Mach das Ende besser. Erzähl doch, dass die kleine Neckerin am Schluss nicht stirbt, sondern ewig lebt. Ist doch viel schöner.«

»Und dann lass das weg mit dem >und sie lebten glückliche Lieber richtig. Und eine Seele soll sie auch haben, wie ein Mensch.«

»Wie im richtigen Leben? Dann wird das Ganze bestimmt auch traurig.«

»Unsinn. Dir fällt schon was ein, Mama, du denkst dir

immer so tolle Sachen aus. Mit Helden und Drachen und Feen.«

»Genau. Und dann wird alles ganz anders in der Geschichte. Vielleicht kriegt die kleine Neckerin am Ende sogar ihren Prinzen.«

»Ganz am Ende soll sie ihn bekommen? Na gut, ich versuche es.«

»Ja. Oder meinst du, dass das nicht geht?«

»Nicht in diesem Leben, Kleines. Nicht in diesem ...«

1. Kapitel

Feirin war so weit. Was immer die flammende Gestalt verlangen würde, die vor ihm auftrug, er würde alles tun, alles sagen. Die Fesseln schnitten sich tief in seine zerschundenen Handgelenke, doch seine Beine trugen die Last des schmalen Körpers und das Gewicht auf seinen Schultern nicht mehr. Das Tosen des Feuers erfüllte seine Ohren. Was hatte der Große gerade gesagt? Feirin wollte so gerne antworten, aber was war die Frage?

Die Gestalt verließ den Raum. Das scharfe Knallen einer schweren Tür drang durch das Dröhnen in Feirins Kopf und wohltuende Dunkelheit hüllte den jungen Mann ein. Der Große zeigte seine unendliche Gnade. Alles würde er für ihn tun. Mühsam und dankbar schloss Feirin die tränenden Augen und ließ sich in das Vergessen sinken.

»Er ist so weit«, teilte der Inquisitor Praiogreif von Bergenstein den beiden Bannstrahlern, die vor der Zelle gewartet hatten, mit und löschte die Fackel. Wenn er ehrlich war, gefiel ihm das Grinsen des kleineren der beiden nicht. Warum konnte er sich nur seinen Namen nicht merken? Ulfried oder Ungolf...

Nein, er hieß Ungborn. Einem Ritter des Bannstrahls Praios' stand es nach der Auffassung des Inquisitors nicht zu, Schadenfreude über das Ergebnis einer hochnotpeinlichen Befragung zu empfinden. Andererseits war Ungborn bei der ewigen Jagd nach den gottlosen Umtrieben mit einem Bluthund vergleichbar, der von einer einmal gewitterten Spur nicht wieder abließ, bis er das Wild gestellt hatte. Solche Leute wurden gebraucht.

Vielleicht war die Miene des Ritters aber auch nur Ausdruck der Befriedigung darüber, dass Dere bald von einem weiteren Jünger der dunklen Mächte befreit sein würde. Und jetzt würde der Hexer auch seine Komplizen preis-

geben. Praiogreif war sicher, dass die kurze Erholung den jungen Mann endgültig weich gemacht haben würde, wenn er nach dem Essen wieder zu ihm zurückkehrte.

»In einer halben Stunde bin ich wieder da. Besorgt inzwischen Licht und den Schreiber, um das Geständnis des Gottlosen aufzunehmen.« Die Bannstrahler bestätigten den Befehl mit einem knappen Nicken.

Der Inquisitor verließ das Haus des Verwalters und machte sich auf den Weg zur Schenke. Der Efferdregen hatte die Dorfstraße von Hügelgrund aufgeweicht und die tiefen, ausgefahrenen Rinnen mit hellbraunem Wasser gefüllt. Praiogreif raffte die goldene Robe und das Untergewand, um sie nicht zu beflecken. Zwanzig Schritte waren es bis zu dem flachen Gasthaus. Zwanzig Schritte, während derer er mit dem gehobenen Gewand und den sichtbaren, stämmigen Beinen zur Würdelosigkeit verurteilt war.

Aber immerhin, das hier war nicht das Liebliche Feld. Kurz nach seiner Ernennung hatte Praiogreif viel mehr gelitten. Auch in Vinsalt wagte niemand, sich offen über das Aussehen und die Würde eines Inquisitors zu äußern, aber Praiogreif hatte die Blicke, das Getuschel und das lautlose Kichern in seinem Rücken immer gespürt. Er wusste, dass alle Leute ihn als das sahen, was er war - der Fehltritt einer Adligen, der in den Tempel abgeschoben worden war. Seit seiner Kindheit kannte er diese Blicke, dieses Flüstern.

Zu Hause, in einer winzigen Baronie in Kosch, war den Leuten irgendwann aufgefallen, dass der fünfjährige Zweitgeborene des Hauses Bergenstein keinerlei Ähnlichkeit mit dem Baron, dafür aber verblüffende mit dem Gutsverwalter hatte. Das breite Gesicht, die stämmige, gedrungene Gestalt, die Haar- und Augenfarbe... Niemand sprach offen darüber, aber das sensible Kind spürte die Veränderungen im Verhalten des Vaters, der Bediensteten und der Spielkameraden. Innerhalb von zwei Götterläufen verlor

der Junge alles, was er bis dahin gehabt hatte. Der Vater übersah ihn, die Mutter wich ihm mit gesenktem Blick aus. Sein Bruder Falkhelm, der schmal und blond dem Baron glich (wie Praiogreif immer wieder neidvoll bemerkte) und diesen beerben würde, drangsalierte ihn ungestraft immer offener. Die Kinder aus dem Dorf schnitten und hänselten ihn.

Als Praiogreif glaubte, es nicht mehr auszuhalten, und sich aus aufgeschnappten Bemerkungen und vorsichtigen Beobachtungen die Hintergründe zusammengereimt hatte, kam ein Cousin seiner Mutter zu Besuch. Niemand sagte dem Jungen, wohin es gehen sollte, als er am Morgen mit einem kleinen Bündel Kleidung in die Kutsche geschoben wurde wie ein zusätzliches Gepäckstück. Und doch war er erleichtert, als die Berge seiner Heimat aus seinem Sichtfeld verschwanden.

Der Junge blickte nicht mehr zurück, als ihn der Onkel, der während der mehrwöchigen Fahrt kaum ein Wort mit ihm gewechselt hatte, im Tempel des Praios in Vinsalt ablieferte. Die Verbindung mit seinem Namen war Praiogreif nur ein schmales Lächeln wert. Aber soviel er auch lernte, so schwierige Prüfungen er auch bestand, er konnte das Gespür für die Verachtung seiner Person nicht ablegen, nicht einmal, als ihm der Greifenring des Inquisitors übergeben wurde. Und er war ganz sicher, dass die aristokratischen Vinsalter mit ihrem sicheren Gespür und in ihrer Selbstgefälligkeit genau das sahen, was er selbst sah: Er war ein Bauer in einer goldenen Robe.

Mit seiner Versetzung nach Eslamsroden verbesserte sich jedoch alles. Was für andere wie eine Strafe aussah, empfand Praiogreif als eine wichtige Aufgabe zu Ehren des Göttlichen Fürsten des Lichtes. Das hinterwäldlerische Greifenfurt war seit Generationen von praioslästerlichen Umtrieben erfüllt. Praiogreif betrachtete seine erste Reise durch die Markgrafschaft als Herausforderung an seine Fähigkeiten als Inquisitor und derischen Vertreter des Gött-

liehen Rechtes. Vielleicht konnte er sich so bewähren, dass er den alten Inquisitionsrat von Greifenfurt nach dessen Abberufung in den Lichtpalast des Götterfürsten ersetzen durfte. Dieser erste Erfolg mochte sich als ein demütiger Schritt in diese Richtung erweisen. Und niemand in dieser rückständigen Gegend wagte es, an seiner Würde und Berufung zu zweifeln.

Ein schmales Lächeln auf den Lippen, betrat Praiogreif die kleine Schänke. Die Gespräche der unfreien Bauern verstummten ehrerbietig, keiner warf auch nur einen Blick auf seine schlammigen Stiefel. Mit einer tiefen Verbeugung stellte die Wirtin eine Schüssel Kohlsuppe und einen Becher frisches Quellwasser auf den für ihn reservierten Tisch, auf dem sogar ein halbwegs sauberes Tischtuch lag. Der Inquisitor neigte den Kopf zu einem stillen Gebet. Ihn erfüllte Dankbarkeit für diese heilige Aufgabe, die sein Herr Praios ihm zugewiesen hatte. Zum ersten Male seit über dreißig Jahren fühlte Praiogreif von Bergenstein, dass alles in seinem Leben seine Richtigkeit hatte.

Pünktlich war der Inquisitor zurück im Verwalterhaus. Inzwischen war die Dämmerung hereingebrochen und man hatte in der Schreibstube einige Kerzen entzündet. Der winzige Raum mit der niedrigen Decke bot den Anwesenden kaum genug Platz, zumal die vier Bannstrahler mit den schweren Kettenhemden unter dem weißen Ornat und den langen Schwertern fast noch massiver wirkten als der Inquisitor. Leutnant Gernot, der nicht nur das Schwert, sondern auch die Feder meisterlich zu führen wusste, hatte auf dem Hocker vor dem kleinen Schreibtisch Platz genommen und das Pergament ausgebreitet. Der Dorfverwalter, der sich seit der Gefangennahme des jungen Hexers nicht mehr hatte blicken lassen, lehnte mit eingezogenem Kopf in einem Winkel, da er als Zeuge fungieren sollte.

Der kleine Mann fühlte sich sichtlich unwohl, zumal ihn die Rechtsvertreter der Praioskirche wie ein Möbelstück übersahen.

Es war nicht schwierig gewesen, dem Inquisitor glaubhaft zu machen, dass der junge Mann schwarze Magie praktizierte. Nach ihrer Ankunft hatte er ihnen selbstverständlich sein Haus überlassen und war mit Frau und Tochter zu seiner Nichte Nella gezogen, aber als sie den jungen Mann gefangen genommen und ihn in die fensterlose Zelle gesperrt hatten, in der sonst Randalierer ihren Rausch ausschließen oder Melcher, der nie seine Hände bei sich behalten konnte, wenn er ein dralles Mädchen oder einen vollen Geldbeutel sah, seine üblichen fünf Tage absaß, biss Travin doch das Gewissen. Er hatte nicht viel übrig für den Burschen, der immer wieder nach Hügelgrund gekommen war und mit seiner Tochter angebändelt hatte. Feirin war einfach zu seltsam.

Aber die Schreie, die in den letzten drei Tagen dumpf durch die Mauern des Hauses gedrungen waren ...

Travin hoffte, dass Feirin wirklich ein Dämonenpaktierer war. Aber wenn seine Sannah sich mit ihm abgegeben hatte, war da das Mädchen jetzt nicht auch ...? Die Schultern des Verwalters sackten noch weiter nach unten. Er blickte nicht auf, als der Inquisitor die Tür zur Zelle öffnete. Die Angeln knarrten, und Travin überlegte zerstreut, wo er die Ölkanne hingestellt haben konnte.

Feirin hob mühsam den Kopf, als er von einem durchdringenden, knarrenden Stöhnen aus einem wirren Traum von Schmerz und Hitze geweckt wurde. Der Große war wieder da. Diesmal brannte das Feuer nicht auf dem Großen selbst, sondern hinter ihm, sodass er wie ein gewaltiger schwarzer Schatten wirkte.

Was war das? Der gnädige Herr, der ihm immer wieder versprochen hatte, ihn von seinen Qualen zu erlösen, ihn ins Licht zu führen, war selbst ein dunkler Geist? Das Stöh-

nen, waren das nicht gequälte Seelen gewesen? Die Hoffnung auf irgendeine Rettung zerstob wie Asche im Wind. Es war ein Dämon, der ihn betrogen hatte. Er war verloren, seine Seele war verloren.

Ein letzter Rest Verstand regte sich im Kopf des jungen Mannes. Er konnte dem Großen nicht widerstehen. Der Schmerz, der seinen Geist schon bei der bloßen Erinnerung gänzlich ausfüllte, war zu entsetzlich. Die Peitsche, das Eisen, die Schrauben, die Glut... Das würde er nicht noch einmal überleben.

Aber wenn er sich schon selbst nicht vor der Verdammnis retten konnte, dann vielleicht die anderen. Große Mutter, steh mir bei, flehte Feirin stumm. Dann lösten sich plötzlich die eisernen Fesseln von seinen Händen und Feirin sank auf den kalten Boden. Der eiserne Kragen schlug auf Stein. Der Große, der Schwarze, der Dämon begann zu sprechen. Seine Fragen drangen nur bruchstückweise in Feirins Kopf, und etwas in ihm antwortete und antwortete und antwortete.

Travin stand wie erstarrt in der kleinen Schreibstube, während Praiogreif und die Bannstrahler ihre Aufzeichnungen und den großen schwarzen Kasten mit den >Instrumenten< einpackten. Dieser Praioskrieger hatte vier Blätter Pergament mit seiner engen, steilen Schrift gefüllt und Travin hatte die Richtigkeit der Notizen bestätigt. Ja, das alles hatte dieser Feirin gesagt. Falls man das heisere Röcheln und schrille Wimmern überhaupt noch als Sprache bezeichnen konnte.

Aber der kleine Mann kannte die Gegend und die Leute, hier kannte jeder jeden.

Vier Seiten voll mit nicht existierenden Personen und Orten, mit Wegbeschreibungen, die direkt in den Reichsforst führten, und Schilderungen von finsternen Ritualen, die die Phantasien des Verwalters, die er dem Inquisitor mitgeteilt hatte, weit überstiegen. So viele Kinder waren

in den letzten Götterläufen nicht geboren worden, wie der Hexer geopfert haben wollte, und an ein großes Viehsterben oder Blut in den Bächen konnte sich Travin ebenfalls nicht erinnern. Nicht einmal die alte Tarna, die Travins Vorstellungen von einer Hexe am nächsten kam und ihre Hütte hinter dem Hügel hatte, war erwähnt worden. Jeder hier wusste, dass sie heilte oder fluchte, je nachdem ...

Ein hysterisches Kichern versuchte, sich durch die Kehle des Verwalters Bahn zu schaffen. Der Junge hatte die ganze Zeit gelogen, und die strahlenden Krieger des Herrn der Wahrheit hatten nicht einmal einen Verdacht geschöpft. Hielt Praios vielleicht doch seine schützende Hand über das Hexen-, Druiden- und Feenwerk? Gleich morgen, nachdem der Inquisitor und seine Eskorte abgereist waren, würde Travin zu Tarna gehen und ihr einen Korb Äpfel bringen. Schließlich hatte die Alte erst vor vier Wochen den Fuß der weißen Färse wieder gerichtet.

Und Feirin würde Sannah nie wieder belästigen. Nachdem der junge Hexer all das zugegeben hatte, was der Inquisitor hatte hören wollen, würde er in vier Tagen auf dem Scheiterhaufen in Eslamsroden enden. Travins Gewissen verstummte endgültig.

»Preise die Schönheit, Bruderschivester!«

Mühsam reiße ich meinen Blick aus dem Weinkrug. Meint er mich? Eine alte Stimme, brüchig und darin etwas Tiefes, Warmes. Meint er wirklich mich?

Neben mir steht ein alter Mann. Mit der Schnelligkeit jahrelanger Übung im Abschätzen eines Gegners nehme ich alles an ihm wahr. Er ist klein, vielleicht einen Halbspann größer als ich. Der Schädel toirkt übergroß auf dem ausgemergelten Körper. Einige schmutziggraue Strähnen hängen auf seine Schultern hinab, die Haut an Kopf, Hals und Händen ist wettergegerbt und zerknittert. Die eine seiner langen, schmalen Hände hält ein schmieriges Glas voll Wasser, die andere liegt auf der Theke. Ganz ruhig, nicht einmal ein leichtes Zittern. Einfache Kleidung, keine Waffen.

Sein Blick ist es, der meine Linke zum Griff des Schzoerles fahren lässt, als er freundlich wiederholt: »Preise die Schönheit!« Sein Lächeln enthüllt ein paar schnörrliche Stümpfe.

Von einem Tisch in der Ecke ertönt ein grölendes Lallen: »Lass unsere kleine K...Kampfma...maschine lieber in Ruhe. Kann eh nicht antworten.« Der Große Bardion, Anführer unserer Bande, hat Mühe, sich verständlich zu artikulieren. Ich könnte wetten, dass er Alrik hieß, bevor er das alte Schwert gefunden und ein halbes Dutzend Strauchdiebe zu Söldnern erklärt hat. Die junge blonde Frau, die auf seinem Schoß hockt, kichert überlaut. Ihr Gesicht kann ich in dem verrauchten und schlecht beleuchteten Schankraum nicht erkennen, aber ich will es auch nicht. Ebenfalls jahrelange Übung, Leute nicht zu sehen, selbst loenn sie vor einem stehen. Aber der alte Maraskaner ist anders.

Ich nehme die Hand vom Schwert. Selbst meine intensive Musterung und das wie immer halbe, zynische Grinsen veranlassen ihn nicht, den Blick abzuwenden oder wenigstens den Gesichtsausdruck zu ändern. Diese Augen! Das linke ist wohl schon lange blind, ein grauer, matter Film liegt darüber und die Braue ist von einer tiefen Narbe gespalten. Mit dem anderen Auge sieht er mich an, als gebe es sonst nichts auf dieser Welt. Diesen ausschließlichen Blick kenne ich sonst nur von denen, die danach sowieso nichts mehr sehen werden. Aber hier und jetzt? Die große Pupille in der dunkelbraunen Iris scheint mich aufnehmen zu wollen, aber ohne Bedrohung und auch ohne Angst.

Doch, ich bin irritiert. Dieses Gefühl hatte ich schon fast vergessen. Aber auch das ist unwichtig. Mit einem innerlichen Schulterzucken wende ich mich wieder meinem Krug zu. Götter, wer hat dem Wirt nur die Erlaubnis gegeben, dieses saure Zeug als Wein zu bezeichnen? Und doch ist er nur halb so übel wie das dünne Bier oder der ätzende Brantwein, die in dieser Kaschemme ausgeschenkt werden, in der wir seit drei Tagen hausen. Es ist Zeit, dass wir weiterziehen.

Da legt sich eine dunkle, knotige Hand auf meinen Unterarm. Der Letzte, der das getan hat, war bis zu seinem Tod vor zehn Götterläufen in Warunk als Einhändiger Menno bekannt. Ich

fahre herum, den ganzen uralten Hass auf einmal im Gesicht. Die schmale Klinge jedoch springt mir nicht in die Hand, schwingt nicht in ihrem präzisen Bogen. Der Alte hat den Reflex einfach aufgehoben, und ich habe es nicht einmal gespürt. Verdammter Magier! Ich werde dir... Er sieht mich an und lächelt, scheint außer seiner Hand nichts beivegt zu haben. Ich falle in das sehende Auge, während gleichzeitig in dem trüben eine Gestalt auftaucht. Dabei hämmern die Worte in meinem Kopf, die der alte Mann nicht mehr mit seinem Mund ausspricht: PREISE DIE SCHÖNHEIT!

Mein Versuch, mich an Resten irgendeiner Wirklichkeit festzukrallen, ist vergeblich. Der saure Geschmack des Weines, das trübe Licht der blakenden Öllampen, der Geruch nach Schweiß, Alkohol, ranzigem Fett und billigem Tabak lösen sich auf wie ein Tropfen Blut im Großen Fluss. Was bleibt, ist der sanfte Druck einer Hand und ein Lächeln, ein braunes Auge und... ein Spiegel. Die Gestalt, die nackt in dem nebligen Grau immer deutlicher wird, ist meine eigene. Noch einmal verdammt! Tränen schießen mir in die Augen, die ich endlich schließen kann. Endlich!

Was willst du von mir, alter Mann?

Preise die Schönheit.

So etwas gibt es nicht. Nicht in diesem Leben.

Erzähle mir, ivicso.

Ich kann nicht sprechen, nie wieder, nie wieder.

Ich höre dir zu, meine Liebste.

Es war noch dunkel, als Inisharca erwachte. Trotz aller Mühe konnte sie ein Schluchzen nicht unterdrücken. Doch Eran hatte nichts gemerkt, er schnarchte leise weiter. Gut so. Aber einschlafen konnte sie jetzt auch nicht mehr. Vorsichtig schob die Frau die Decke zurück und schlich aus der Schlafkammer.

Sie holte sich einen Decher Wasser, setzte sich an den Küchentisch und beobachtete durch das kleine Fenster, wie sich die ersten Wolken rosig färbten. An diesem Morgen würde die Praiosscheibe endlich einmal durchdringen,

aber am Nachmittag würde es wieder regnen. Also musste sie sich bald um den Baum kümmern. Inisharca stand seufzend auf, fachte die Glut im Herd an und stellte den Wasserkessel darauf. Das Leben wäre einfacher, wenn es nicht immer wieder diese Träume gäbe.

»He, Frau!« Die tiefe Stimme ihres Mannes riss sie aus ihren Gedanken. »Komm!«

Widerspruchslos legte sich Inisharca wieder ins Bett. Unbeholfen, wenn auch nicht grob, machte sich der Schmied an ihren Brüsten zu schaffen, streifte ihr Nachthemd hoch und legte sich schließlich auf sie. Zum Glück dauerte es nicht lange, bis Eran schnaufend zur Seite sank. Sie strich ihm über das Haar wie einem kleinen Kind.

Normalerweise hatte Inisharca nichts gegen die morgendlichen Rahjendienste an ihrem Mann einzuwenden, eher im Gegenteil, zumal sich Eran wirklich Mühe gab, nichts falsch zu machen. Aber nach diesen Träumen empfand sie jedes Mal einen solchen Widerwillen, dass sie sich dafür schämte.

Was konnte er denn dafür, dass sie manchmal so anders war? Wieder kostete es sie Mühe, ihre Tränen zu unterdrücken. Efferdskind hatte ihre Mutter so genannt, wenn sie als kleines Mädchen von einem Gefühlsausbruch in den nächsten stürzte, ohne jeden erkennbaren Anlass. Armer Eran, es musste für ihn oft ziemlich schwierig sein, mit ihr auszukommen.

Aber Inisharca hatte inzwischen gelernt, ihre Emotionen im Zaum zu halten und hinter einem Lächeln zu verbergen. Und außerdem gab es viel zu viel zu tun, als dass sie sich lange damit beschäftigen konnte, wie sie sich gerade fühlte.

Der Schmied stand auf und begann, sich anzuziehen. Mit einem fast entschuldigenden Lächeln wandte er sich dabei zu seiner Frau um. Er war kein Mann von vielen Worten, aber er hatte sie ehrlich gern. Ja, er begehrte sie, vor allem morgens, in diesen wenigen Momenten, wo sie Zeit für

sich hatten. Und Eran war nicht so stumpf, dass er die Gefühle seiner Frau nicht spürte. Aber er verstand sie einfach nicht. Und außerdem musste er heute zwei Pferde beschlagen und den Pflug von Jorre reparieren.

Inisharca fand, dass ihr Mann auch nach all den Jahren gut aussah. Wenn sie ihn, wie sie es oft insgeheim mit anderen Leuten tat, einer Gottheit zuordnen müsste, glich er am ehesten einer Mischung aus Praios und Ingerimm. Breit und muskulös, mit riesigen Händen, sodass man ihn auch in den vornehmsten Kleidern als Schmied erkennen würde, strahlte er gleichzeitig eine gelassene Wärme und Freundlichkeit aus. Am ganzen Körper wucherte goldenes Haar in Locken, nur das Gesicht schabte er sich jeden Morgen frei. Helle Augen und ein weicher Mund beherrschten seine Züge, die inzwischen Hunderte von feinen Lachfältchen durchzogen. Nein, Eran war wirklich kein schlechter Mann. Inisharca lächelte zurück.

Während auch sie sich anzog, verdrängte die Frau alle verwirrenden Gefühle und Gedanken. Die Tiere mussten versorgt, der alte Peraineapfelbaum aus dem Kräutergarten ausgegraben und das Haus in Ordnung gebracht werden. Finnabir war auch schon aufgewacht, ihre kleinen, nackten Füße tappten durch das Haus. Wieder lächelte Inisharca. Ihre elfjährige Tochter war inzwischen fast so groß wie sie, und immer noch nannte sie sie selbst in Gedanken >Kleines<.

»Mama, wo ist mein roter Kittel? Hast du ihn nicht gewaschen?« Das Mädchen steckte den Kopf mit den blonden Locken und den hellblauen Augen, die es von seinem Vater geerbt hatte, durch die Tür der Schlafkammer der Eltern. Eran zauste seiner Tochter zärtlich die Haare.

»Guten Morgen, mein Elfchen«, brummte er.

Inisharca suchte den roten Kittel heraus (der natürlich in der kleinen Kammer des Mädchens zwischen allem möglichen Kram lag) und goss den Tee auf. Beim kurzen Frühstück bestritt Finnabir die Unterhaltung; sie erzählte

von den Jungen, die die scheckige Katze der Nachbarn geworfen hatte, und von ihren Freundinnen, mit denen sie heute am Bach angeln wollte.

»Ich bringe sooo einen großen Fisch zum Abendessen mit«, zeigte sie voller Begeisterung.

»Und weshalb willst du unbedingt den roten Kittel anziehen?«, fragte Inisharca.

Eine leichte Röte zog sich über Finnabirs Gesicht und ließ die Sommersprossen verblassen.

»Yannis wollte kommen und uns zeigen, wie man die Fische am besten anlockt.«

Der Schmied lächelte. Yannis war der Schwarm aller Mädchen in ßirkbach - er war auch der einzige Junge im passenden Alter. Mit seinen vierzehn Götterläufen war er der Hahn im Korbe und genoss die Aufmerksamkeit der jüngeren Mädchen. Aber er war kein schlechter Kerl, sodass sich Eran keine Sorgen machte.

Nur Inisharca machte es ein wenig traurig. Ihre Kleine wurde wohl auch bald erwachsen, wenn sie schon den jungen Männern nachsah. Und Yannis wäre nicht der einzige Junge im Dorf, für den Mädchen schwärmen konnten, wenn Diarmait noch da wäre. Aber ihr Sohn war seit fünf Jahren fort, und er würde auch so bald nicht heimkehren. Erst wenn seine Ausbildung im fernen Festum abgeschlossen sein würde, käme er vielleicht nach Hause zurück.

Schmerzhafter Stolz erfüllte die Frau, als sie ihn sich vorstellte, wie er in einer eleganten Robe und mit dem Stab eines Magiers vor der Tür stünde, um seine Eltern zu besuchen. Aber er würde nicht bleiben, das war ihr klar. Sein Wesen, seine Fähigkeiten und dann auch sein Beruf - er war nicht für das Leben in einem winzigen, abgeschiedenen Dorf in der Mark geschaffen. Er hatte schon als kleiner Junge mit leuchtenden Augen von der großen Welt jenseits des Baches, der Hügel und des Waldes ge-

schwärmt. Und als er bei einem Marktbesuch in Eslams-
roden von einem alten Magier angesprochen worden war,
der seine Begabung erkannt hatte, hatte Diarmait sofort
ja gesagt. Erst dann hatte der Junge fragend zu ihr aufge-
blickt.

»Machst du es nun?«, drängte sich Finnabirs Stimme in die
Gedanken ihrer Mutter.

»Entschuldige, ich habe nicht aufgepasst. Was wolltest
du?«

Finnabir zog eine Schnute. »Du hast gesagt, dass du
heute Abend noch ein neues Bild anfangen wolltest. Ein
Pferd.«

»Natürlich. Wir haben unsere Vereinbarung, und daran
halte ich mich.« Die Mutter lachte. »Was soll es denn für
eins werden?«

»So ein großes, das sogar einen Ritter mit Rüstung tragen
kann. Dara hat erzählt, dass das die stärksten Pferde auf
ganz Dere sind. Und eine ganz lange Mähne soll es haben,
so wie meine Haare.«

»Mach ich. Aber jetzt habe ich noch ein paar Dinge zu
erledigen, und Papa muss in die Schmiede«, erwiderte Inis-
harca. Eran nickte und brummte noch einen Gruß, als er
die Küche verließ und um das Haus herum zu seiner Arbeit
ging. Er war stolz auf das Haus, das sein Vater gebaut hatte.
Arbeits- und Wohnbereich waren voneinander getrennt.
Der Schmiedeofen lag an der gleichen Wand wie die Schlaf-
kammern, sodass die Familie selbst in den strengsten Win-
tern nicht fror. Außer den drei kleinen Zimmern gab es
nur noch die große Küche, in denen sich der größte Teil
des Lebens der Familie abspielte - ein gemütliches Haus.

Finnabir stürmte ebenfalls hinaus wie ein kleiner Wir-
belwind, und Inisharca machte sich an die Arbeit. Sie
räumte den Küchentisch ab und fütterte die Hühner, dann
sah sie nach den Schafen, die auf der Weide auf dem Hügel
grasten. Aus der Schmiede drang das helle Klingen von

Grans Hammer, der Hufeisen in Form brachte. In der etwas dunstigen Ferne sah sie die Bauern des Dorfes auf den kleinen Feldern arbeiten, der Himmel war mit grauweißen Wölkchen gesprenkelt, die schnell dahinscglelten. Die Birken am Bach hatten die ersten gelben Blätter und die Dorfkinder liefen darunter hin, allen voraus Finnabir mit den goldenen Haaren und dem leuchtend roten Kittel. Die Praiosscheibe stand klar und freundlich über allem, ein 1hg, wie er im Gfferd kaum schöner sein konnte. Warum konnte Inisharca nicht einfach /.ufrieden sein?

Die Frau kehrte /um Haus zurück. Der Peraineapfelbaum in ihrem kleinen Kräuter- und Gemüsegarten, der lange zwar kleine und blasse, aber wohlschmeckende Früchte getragen hatte, war nicht mehr zu retten. Seit dem letzten Sommer kränkelte er, hatte schon im Rahja die winzigen grünen Äpfelchen abgeworfen. In diesem Frühjahr hatte er zwar geblüht, aber nicht ein Peraineapfel bildete sich an den Asten. Seine Blätter krümmten sich und trugen braune Flecken, aus einem langen Riss im Stamm quoll ununterbrochen rötliches Harz. Inisharca hatte alles versucht: die toten Zweige zurückgeschnitten, den Riss mit Kräutersud gereinigt, die Rinde mit Leinen umwickelt und am Peraineschrein gebetet. Aber es half nichts. Der Baum war zu alt, und als sie vor drei Tagen die ersten schwarzen Käfer aus einem Astloch kriechen sah, wusste sie, dass er starb. Die Frau holte Axt und Spaten aus dem Schuppen und begann mit der Arbeit.

»Tut mir Leid«, flüsterte sie, bevor sie zuschlug, und streichelte über den Stamm. »Aber ich kann dir nicht mehr helfen.«

Nach nur drei Schlägen knickte der Baum und fiel über den Zaun auf den Hof, wo die Hühner wütend gackernd auseinander stoben. Dann machten sie sich über die Armee von Käfern her, die in dem hohlen Stamm gehaust hatte. Inisharca wunderte sich, dass der Baum noch gestanden und geblüht hatte. Sie zerhackte den Stamm und die Äste

in kleine Stücke und trug das morsche Holz in die Schmiede. Eran nickte nur, als er die Scheite betrachtete. Normalerweise hätte er das Holz lieber noch trocknen lassen und im Herd verheizt, aber die Käfer hatten gründliche Arbeit geleistet, es war nichts Brauchbares mehr zu holen. Das Schmiedefeuer prasselte kurz auf, als er die Reste des Baumes hineinwarf.

Inzwischen machte sich Inisharca an den schwierigeren Teil der Arbeit. Der alte Baum hatte seine Wurzeln tief ins Erdreich gesenkt. Praios hatte den höchsten Stand schon längst überschritten, als sie endlich die größten Wurzeln ausgegraben hatte.

Finnabir kam kurz vorbei und holte sich einen Kanten Brot aus der Küche, bevor sie wieder fischen ging. »Kann ich dir helfen, Mama?«, fragte sie kauend. Inisharca schüttelte den Kopf.

»Ist schon gut. Du hast ja für heute eine Arbeit und ab morgen musst du hier sowieso alles alleine machen«, antwortete die Mutter lachend.

»Aber Papa hilft mir doch«, erwiderte das Mädchen mit vorwurfsvollem Ton. »Außerdem bin ich kein kleines Kind mehr.« Dann lief sie wieder los.

Inisharca kniete sich auf den Boden und zog an einer hartnäckigen Wurzel. Schade, dass der Baum tot war. In die andere Ecke des Gartens würde sie einen neuen pflanzen, aber es würde einige Zeit dauern, bis er trug. Sie wühlte die Hände in die duftende Erde und hielt kurz inne. Es war immer wieder ein Genuss. Dann fasste sie wieder nach der Wurzel, die endlich nachgab, und plötzlich trafen ihre Finger auf etwas Hartes. Die Wurzel hatte einen kleinen Stein umwachsen, der nicht größer war als die Spitze ihres kleinen Fingers. Als sie sie ans Licht zog, brach sich ein Strahl der Praiosscheibe auf der Oberfläche des Steines. Ungläubig starrte Inisharca auf das Glitzern in ihren schmutzigen Händen. Sollte sie tatsächlich einen Edelstein gefunden haben?

Rasch lief sie zu Gran, um ihm ihren Schatz zu zeigen. Der redete jedoch gerade mit ihrem Nachbarn Jorre über den gebrochenen Pflug.

Aber Jorres Frau stand vor der Haustür und schüttete einen Eimer Wasser aus. Aldare war am ehesten das, was Inisharca als Freundin bezeichnen würde. Sie hatten ab und zu gegenseitig die Kinder betreut, tauschten Rezepte und Strickmuster aus und unterhielten sich über ihre Freuden und Kümmernisse. Allerdings hatte Inisharca nie gewagt, mit Aldare über ihre Träume zu sprechen, denn die Nachbarin war ebenso abergläubisch wie alle anderen im Dorf. Wer weiß, was für finstere Hintergründe sie vermutet hätte.

»Dara, hast du mal einen Augenblick Zeit? Ich muss dir etwas zeigen«, rief Inisharca zu ihrer Nachbarin herüber.

»Du bist ja ganz aufgeregt, Cara. Komm rein, ich habe gerade Tee gekocht. Aber mach dich ein bisschen sauber, ich habe gewischt.«

Erschrocken blickte Inisharca an sich hinunter. Kittel und Hose waren mit Erde und zerquetschten Käfern bedeckt, ihre Hände waren fast schwarz. Wahrscheinlich sah ihr Gesicht nicht besser aus, höchstens ein paar helle Streifen würden darin von den heruntergelaufenen Schweißtropfen zeugen.

»Da bleibe ich lieber draußen. Aber sieh mal, was ich in den Wurzeln des alten Peraineapfelbaumes gefunden habe.« Sie hielt Aldare den kleinen Stein hin. Und obwohl der Himmel sich verdunkelt hatte - es würde wirklich bald Regen geben -, funkelte er in allen Farben des Regenbogens.

Aldare sah sich den Stein an. »Schön«, sagte sie. »Aber wahrscheinlich nur ein Stück Glimmer. Du solltest Eran fragen, vielleicht macht er dir einen Anhänger daraus. Sieht bestimmt hübsch aus in deinem Ausschnitt.«

In diesem Moment fielen die ersten Tropfen. Die Frauen trennten sich hastig, Aldare hatte noch Wäsche hinter dem

Haus hängen, die vor dem Regen in Sicherheit gebracht werden musste, und Inisharca wollte das Loch in ihrem Garten wieder zuschütten, bevor alle Erde weggespült wurde.

Als ihr Mann vom Schmied zurückkehrte, erzählte ihm Aldare von Inisharcas Fund, einem glitzerndem Stein, so groß wie ihr Daumen. Jorre hörte zu, und ein klein wenig begann der Neid doch an ihm zu nagen. Aber was machte es aus, die Nachbarn waren ganz nette Leute, also sollte es ihnen gegönnt sein.

An diesem Tag konnte er nicht mehr viel tun, also ging er auf ein Bier in die Schenke. Nach Jorres fünftem Glas wussten alle seine Freunde, dass Erans Frau einen tauben-eigroßen Edelstein in ihrem Garten gefunden hatte, und sie überlegten sich, was sie mit dem Geld anfangen würden, das man beim Verkauf herausschlagen konnte. Der wandernde Barde, der in der Schänke auftrat, freute sich über die Idee zu einem neuen Lied, das von einer Bäuerin handeln würde, die unverhofft zu Reichtum kommt.

2. Kapitel

Sich auf die Unterlippe beißend, strichelte Inisharca an den Umrissen eines Pferdes. Zum Glück hatte sie vor einiger Zeit in Eslamsroden einen Tralloper Riesen gesehen, sonst wäre das Bild nicht sehr überzeugend geworden. Eran schlief schon längst, aber Finnabir schaute ihrer Mutter immer noch über die Schulter.

»Haben die wirklich so breite Hufe?«, fragte das Mädchen. »Da braucht man ja doppelt so viel Eisen für einen Fuß.«

»Ja. Sie werden ausgebildet, Gegner damit zu zertreten.«

»Du bist gemein, Mama. Das sind so schöne Pferde.« Finnabir zog ihren Schmollmund. »Vielleicht kann man mit so einem Pferd bis zum Madamal reiten.«

Inisharca seufzte und legte ihren feinsten Pinsel aus der Hand. Dann sagte sie zu ihrer löchter: »Ach, Kleines, das Leben ist nicht immer schön. Sanfte Pferde lernen zu töten, ebenso wie Menschen. Ich würde dich am liebsten davor beschützen, aber das geht nicht. Wenn du dir beim Toben das Knie aufschlägst, kann ich es nicht verhindern. Ich könnte dir höchstens das Spielen verbieten. Genauso ist es mit dem Leben auf Dere. Es geschehen schreckliche Dinge, auch wenn ich sie dir nicht erzähle. Es würde nichts nützen, wenn ich dir verbieten würde, die Welt zu sehen. Irgendwann wirst du auch Böses erleben, und dann bist du wenigstens darauf vorbereitet. Verstehst du?«

Die großen hellen Augen Finnabirs sahen die Mutter fest an. Die Stimme des Mädchens klang erschreckend erwachsen, als es sagte: »Ich verstehe es. Aber ich wünsche mir, dass es anders wäre. Doch das Versprechen mit den Bildern - das gilt noch?«

»Ja, Kleines. Ich bin doch nur für zwei Wochen weg. Danach male ich dein Pferd fertig, und du kannst damit zum Madamal reiten.«

Finnabir lachte wieder. »Du bist die Beste. Manchmal zwar ein bisschen ulkig, aber trotzdem kriegst du einen dicken Kuss.« Damit schlang sie Inisharca die Arme um den Hals und ging in ihre Kammer. Die Frau räumte die Farben und Pinsel in die kleine Kiste und hängte das begonnene Bild an den Haken neben dem Webstuhl. Dann löschte sie die Lampe und ging ins Bett.

Endlich habe ich den Baum gefunden. Auf einer kleinen Lichtung steht er, stolz wie ein König, die Blätter so grün wie Ghorans Augen. Es ist Sommer und es wird eine Weile dauern, aber ich habe Zeit, viel Zeit. Der Stein dort am Rande der Lichtung ist richtig. Ich setze mich hin, lehne mich an seine beruhigende Stärke. Das Schivert lege ich neben mich, ich werde es nicht brauchen. Ich sehe meinen Baum an und warte.

Nach einem Tag wird der Durst unerträglich, nach vierein Hunger. Ich sitze und warte. Irgendwann fallen mir die Augen zu, irgendwann toa die ich wieder auf. Nach einer Woche sind Hunger und Durst vergangen, ebenso so die Schmerzen in Rücken, Beinen und Hintern. Wenn es regnet, öffne ich den Mund. Vielleicht könnte ich sogar auflören zu atmen, aber dazu fehlt mir der Wille. Der Stein in meinem Rücken lörrmt mich. Oder ich ihn. Egal. Der Baum ist wichtig. Seine Blätter tanzen im Wind, leuchten in der Sonne, glänzen im Regen. Der Stamm wie Silber oder Blei, je nachdem. Die Wochen vergehen.

Als mein Mondblut läuft, kommen die Ameisen. Anfangs ist es unerträglich, aber ich schaue auf die Blätter. Deswegen bin ich hier. Alles andere ist unwichtig. Die Ameisen verschwinden aus meinem Bexvusstsein. Blätter, Zweige, Stamm, Wurzeln. Uraltes Leben. Ich sehe.

Zuerst ist der Geschmack verschwunden, nichts auf der Zunge außer dem Regen. Dann der Geruch, der Duft des Waldes und mein eigener Gestank. Endlich auch der Rest des Fühlens. Das Gehör bleibt. Erstaunlich, wie laut ein Wald ist. Eule und Häher, Fuchs und Püschel, alles hat eine eigene Sprache. Ich höre die Käfer krabbeln und die Netze der Spinnen knistern. Vor allem

aber den Wind in den Blättern. Ein Chor von unendlicher Größe.

Endlich ist es so weit. Die Regenfälle nehmen zu, während die Tage kürzer werden. Zu Beginn fast unmerklich, dann immer intensiver verfärben sich die Blätter. Erst gelb von den Rändern oder den Adern her, dann mischt sich ein flammendes Rot hinein. Kein Blatt wie das andere, die Krone des Baumes wird zur lodernden Flamme. Die alte Angst steigt in mir hoch, aber ich sehe hin. Tage und Nächte wechseln sich ab, die Glut wird immer dunkler, bis die Blätter sich von den Zioeigen lösen. Wie Funken stieben sie zu mir herunter. Die Furcht vergeht, als sie mich nicht verbrennen.

In der Nacht, als nur noch ein Blatt am Baum hängt, kommen die Wölfe. Das Madamal steht voll am Himmel. Der Leitwolf, ein riesiges, silbergraues Tier, sieht mir ins Gesicht, er zwingt meinen Blick weg vom Baum. Goldgrüne Augen, tiefes Wissen. Wie alt mag er sein?

Keiner aus dem Rudel rührt mich an, obivohl sie so hungrig sind, dass sich die Rippen durch das Fell abzeichnen. Nicht einmal sie ivollen mich. Nach einem endlos scheinenden Augenblick dreht das Rudel ab und verschwindet zwischen den kahlen Bäumen. Ich habe das letzte Blatt nicht fallen sehen.

Mühevoll stehe ich auf, die Beioegung ist ungewohnt. Die Kräuter, die zwischen meinen Zehen geioachsen und vertrocknet sind, zerfallen, die Spinnennetze zwischen Armen und Beinen zerreißen. Beleidigt fiepend räumt die Maus ihr Winterquartier in meinem Haar. Die Reste der verrotteten Kleider fallen mir vom Leib. Nur das Schwert ist immer noch unverändert, als ich es unter dem Laub hervonoiihle. So wie ich.

Irgendwo in der Nähe ist eine Quelle. Ich werde mich waschen und zurückkehren zu den Menschen. Es tut mir Leid, alter Elf, aber du haltest Unrecht.

Der Baum bleibt zurück, silberne Rinde im silbernen Mondlicht. Auch nackt ein stolzer König.

Der Abschied von Mann und Tochter gestern war kurz ausgefallen. Eran machte sich zwar jedes Mal Sorgen, aber

Inisharca hatte keinerlei Bedenken, den Weg von drei Praiosläufen bis Eslamsroden allein zu gehen. In jedem Efferd legte sie die Strecke zurück und bisher war noch nie etwas geschehen. Natürlich war es sicherer, sich wie immer im Frühjahr den Wagen von Jorre zu leihen und mit der ganzen Familie in die Stadt zu fahren. Doch welcher Räuber sollte zwischen den abgeschiedenen Dörfern auf Beute lauern und was war bei einer einfachen Bäuerin schon zu holen?

Außerdem waren es nur Kleinigkeiten, die zu besorgen waren: Nadeln, ein Schleifstein, buntes Seidengarn und kleine Glasperlen für die neue Stickerei und ein bisschen Luxus für sie selbst - seltene Sämereien, Farben und ein paar Bögen Pergament. Und ein Besuch bei Inisharcas Onkel stand an, einen alten Sattlermeister, der seiner Nichte Quartier gab und die Aufträge für ihre Web- und Stickkünste besorgte. Auch diesmal trug sie, sorgfältig in Wachstuch eingeschlagen, ein mehrteiliges Kleid mit aufwändigen Verzierungen für eine Dame in Wehrheim in ihrem Rucksack. Das Geld, das sie für ihre Arbeit bekam, ging zum größten Teil nach Festum, um Diarmait's Ausbildung zu finanzieren. Inisharca wusste zwar, dass ihr Sohn ein Stipendium erhielt, aber junge Leute brauchten immer Geld, vor allem wenn sie wie der Junge eine kostspielige Liebhaberei pflegten - Diarmait sammelte Bücher.

Es regnete immer noch, aber nicht so stark wie gestern. Der lange Umhang aus Öltuch schützte den Rucksack und sie selbst. Die feuchte Erde und das nasse Gras quietschten unter Inisharcas nackten Füßen; die dünnen Halbstiefel, die sie an den Schnürbändern über der Schulter trug, würde sie wahrscheinlich erst in der Stadt brauchen.

Die letzte Nacht hatte sie wie immer in der Scheune eines Bauern verbracht, den sie schon seit vielen Götterläufen kannte. Heute Nachmittag würde sie endlich die Straße nach Eslamsroden erreichen. Bis sie an die Kreuzung käme, hatte sie Zeit, um über ihren letzten Traum nachzudenken.

Im Gegensatz zu den meisten anderen eigenartigen Träumen<, die immer gleich abliefen, wenn sie sich wiederholten, hatte dieser schon seit sie sich erinnern konnte, stets ein anderes Ende. Jedesmal war es ein anderer Grund gewesen, der ihre Traumfrau daran gehindert hatte, das letzte Blatt vom Baum fallen zu sehen. Mal war es ein Schneesturm oder dichter Nebel, mal eine Gruppe Orks oder einfach nur Schlaf. Manchmal überkam Inisharca morgens so etwas wie Mitleid mit dieser Traumgestalt, die nach einer Erkenntnis verlangte, die sie nie bekam. Im Traum allerdings war sie es selbst, die diese grenzenlose Verzweiflung und Enttäuschung erlebte. Aber wenn man schon einen Elfen nach dem Sinn des Lebens fragte ...

Noch nie hatte ihr jemand erklären können, was diese Träume bedeuteten, die sie seit sie ein kleines Mädchen war, in unregelmäßigen Abständen heimsuchten. Oft war sie schreiend aufgewacht. Ihre Mutter hatte sie daher einmal zu einer Hexe mitgenommen. Auch die freundliche Frau hatte keine Erklärung gewusst. Aber sie hatte ihr ein paar Kräuter für einen traumlosen Schlaf mitgegeben.

Die Hexe hatte das Mädchen und die Mutter gewarnt, mit anderen über die Träume zu sprechen. Die abergläubische Landbevölkerung war schnell bereit, alles, was außergewöhnlich war, als götterlästerlich oder gar dämonisch anzusehen, wie Inisharca schon am eigenen Leibe erfahren hatte. Also hatte sie sich im Laufe der Zeit daran gewöhnt, nicht mehr darüber zu reden, auch nicht mit ihrer Mutter, die glaubte, dass der bittere Tee aus den Hexenkräutern wirkte. Und dass ihre Tochter endlich ganz normal war, wenn auch ein wenig launisch.

Die drei Boronsweiden an dem kleinen Teich markierten die Abzweigung nach Hügelgrund. Der Weg war ebenso schmal wie der, auf dem Inisharca wanderte. Und ein Fuhrwerk, das im Matsch stecken geblieben war, versperrte beide Wege. Für einen Moment überlegte die Frau, ob sie

den Leuten helfen sollte, da erkannte sie das Gold, Rot und Weiß der begleitenden Reiter, die abgestiegen waren, um den mit einer Plane bedeckten Wagen anzuschieben. Die Heilige Inquisition war unterwegs!

Eilig zog sich Inisharca die Kapuze tiefer ins Gesicht. Bisher war es ihr immer erspart geblieben, den Vertretern der Praioskirche zu begegnen. Keiner von ihnen ließ sich in den kleinen, abgeschiedenen Dörfern blicken. Nur in Eslamsroden hatte sie ab und zu einen Ritter vom Bannstrahl Praios' von weitem gesehen - und einmal hatte der Onkel sie zu einer Hexenverbrennung mitgenommen. Niemals würde sie die Schreie der Frau vergessen.

Praiogreif von Bergenstein stand wieder einmal in knietiefem Schlamm, das mausgraue Haar fiel ihm strähnig vom Regen ins Gesicht. Seine Peitsche knallte über den beiden Zugpferden, deren Hufe sich immer tiefer in den Boden gruben. Die Bannstrahler schoben und drückten von hinten, aber der Wagen, dessen Räder fast bis zu den Naben versunken waren, bewegte sich keinen Finger weit.

Ein Fluch wäre jetzt angemessen gewesen, wenn sich der Inquisitor eine solche Schwäche erlaubt hätte. Ungborn hatte sich nicht so gut unter Kontrolle. Er murmelte etwas vor sich hin, was nach >praiosverlassene Gegend mit praiosverdammtem Wetter< klang. Der Bannstrahler bemerkte den strafenden Blick des Inquisitors nicht.

In diesem Augenblick geriet ein einsamer Wanderer in Praiogreifs Blickfeld. Die kleine, in einen dunklen Umhang gehüllte Gestalt schien eilig vorübergehen zu wollen, ohne das von der Kapuze verdeckte Gesicht zu heben. Der Inquisitor schwankte kurz zwischen Erleichterung und Entrüstung. Er gab im Moment wirklich keine sehr würdevolle Figur ab, andererseits wäre es angemessen, von einem Bauern zumindest begrüßt zu werden.

»Heda, Bäuerlein!«, rief er schließlich. »Fass in Praios' Namen mit an!«

»Was?« Eine verschreckt wirkende Frauenstimme erklang unter der Kapuze.

»Du sollst schieben helfen, habe ich gesagt!« Dass diese Landleute auch so dumm sein mussten! Zögernd machte die Frau ein paar Schritte auf den Wagen zu und griff in die Speichen eines der hohen Räder. Es bereitete Praiogreif Genugtuung zu sehen, dass ihre Hände zitterten. Er wandte sich wieder den Pferden zu. Die Frau stemmte sich gegen das Holz, als die Peitsche wieder knallte und die Pferde anruckten.

Eine plötzliche Windbö erfasste die Gruppe. Die Frau stieß einen unterdrückten Schrei aus, sodass Praiogreif sich nach ihr umdrehte. Der Wind hatte ihre Kapuze zurückgeschlagen und die Plane vom Wagen gerissen. Mit entsetzt aufgerissenen Augen starrte die Frau auf den Inhalt des Wagens.

Der Hexer hockte in einer Ecke des Käfigs und zog den Kopf noch tiefer zwischen die Schultern. Der Regen durchnässte sein graues Hemd, sodass sich sein magerer Körper darunter abzeichnete. Die schmalen Hände hatte er vor das Gesicht geschlagen, um sich vor dem blendenden Tageslicht zu schützen, und er wimmerte leise vor sich hin.

Der Inquisitor wollte gerade um den Wagen herumgehen, um die Plane wieder darüber zu ziehen, als sich ihm die kleine Frau in den Weg stellte.

»Was tut Ihr mit diesem Jungen? Er ist fast noch ein Kind.« Sie wirkte lächerlich mit ihren in die breiten Hüften gestemmtten Fäusten, den über ihr rundes Gesicht laufenden Regentropfen und den wehenden rötlichen Haaren, in die sich erste graue Strähnen mischten. Wie eine Mutter, die mit einem ungezogenen Kind schimpfte. Praiogreif lächelte schmal und hob die Hand, um sie beiseite zu schieben, als ihn der Schlag traf.

An der Rückseite des Wagens schrien die Bannstrahler vor Schmerz und Schreck auf. Bläuliche Funken liefen über die Waffen und Rüstungen. Die Reitpferde, die bisher

geduldig gewartet hatten, wieherten erschreckt und gingen durch, die Zugpferde des Wagens bäumten sich in ihren Geschirren. Der Inquisitor griff nach dem Zepter an seinem Gürtel, um nach der Frau zu schlagen, in deren Miene sich Wut und Entsetzen mischten, aber als er die Hand in die Nähe des Metalls brachte, sprangen schmerzhaft helle Funken zu seinen Fingern über. Außerdem schienen seine Beine festgewachsen zu sein - so als würden winzige Tentakel aus dem Schlamm heraus seine Stiefel umklammert halten.

Die Frau hatte sich als Erste wieder gefangen. Ohne auf die knisternden Entladungen zu achten, die auch sie trafen, löste sie den Riegel des Käfigs und öffnete das Gitter. Geschmeidiger als Praiogreif ihr zugetraut hätte, schlüpfte sie in den Wagen und warf sich den Hexer, der wieder das Bewusstsein verloren hatte, über die Schulter. Dann sprang sie in den Schlamm, dass es spritzte, und rannte mit ihrer Last querfeldein davon.

Nach einigen Minuten hörte das Knistern und Funken schlagen auf. Der Inquisitor fluchte jetzt ausgiebig und trat nach einem sich windenden Etwas, das sich bei der Berührung in Schlamm auflöste. Die Ritter wirkten immer noch benommen, als sie nach ihren Helmen tasteten und sie vorsichtig abnahmen. Wenn sie nicht so nass gewesen wären, hätte ihnen das Haar wohl noch zu Berge gestanden. Es war wahrscheinlich das erste Mal, dass sie ihre schweren Rüstungen verfluchten. Praiogreif war froh, selbst keinen Helm getragen zu haben, denn den gequälten Gesichtern nach litten seine Begleiter an schlimmen Kopfschmerzen. Aber vier Pferde waren fortgelaufen und die anderen zu nervös, um auf ihnen reiten zu können.

Und die Hexe, die sich ihnen tückisch genähert und ihr Vertrauen erschlichen hatte, um ihren Komplizen zu befreien, war praioswärts hinter einem Hügel verschwunden. Doch sie wusste nicht, dass ihr kleiner Freund bereits alle ihre Geheimnisse verraten hatte.

Praio greif straffte sich und lächelte, als er wieder Pläne schmieden konnte. Das war nur ein kleiner Rückschlag. Er würde statt eines eben zwei Delinquenten nach Eslamsroden bringen; es würde nur etwas länger dauern. Er schickte Ungborn und Gernot, die Pferde wieder einzufangen. Ramis würde den Wagen nach Eslamsroden bringen und der Inquisitor mit den drei restlichen Bannstrahlern die Flüchtigen verfolgen. Er wusste ja, wohin sie gehen würden. Und um diese Frau zu verurteilen, brauchte er keine Befragung durchzuführen. Es gab genug Zeugen für ihre schwarze Hexerei. Sie hatte es gewagt, sich an Vertretern der Praioskirche zu vergreifen.

Inisharca keuchte. Sie war als Frau eines Schmiedes einiges gewohnt und das Bürschlein wog nicht mehr als Finnabir, aber bald wären ihre Kräfte am Ende. Nein, umdrehen durfte sie sich nicht, auch nicht anhalten. Bis zum Sumpf musste sie kommen, da wäre es schwieriger, sie zu finden.

Was hatte sie nur getan? Sie hatte es doch jahrelang unter Kontrolle gehabt. Inisharca hatte nicht mehr genug Kraft, nach vorn zu sehen, stumpfsinnig blickte sie auf den Boden vor ihren nackten, platschenden Füßen. Ihr Schritt wurde langsamer, als die Binsen in ihr Blickfeld gerieten. Hier begann das Kleine Moor. Sie kannte den Weg zu der Insel in der Mitte gut, aber sie musste vorsichtig sein. Dort der verkrüppelte Busch, hier die drei Stämme der toten Birken. Teilweise lag der feste Grund drei Spann unter der von Algen überzogenen Oberfläche.

Als sie die Baumgruppe auf der Insel erreicht hatte, ließ sie den Jungen unter einer Trauerweide einfach zu Boden gleiten und plumpste schwer atmend daneben. Selbst mit Hunden würden sie hier so schnell nicht gefunden werden, und der Regen hatte alle Spuren verwischt. Vielleicht waren sie hier, vier Meilen entfernt, erst einmal sicher.

Langsam beruhigte sich Inisharcas Herz wieder. Und auch ihre Gedanken wurden ruhiger.

Es war wieder geschehen. Vor dreißig Götterläufen war sie als kleines Mädchen mit ihrer Mutter aus ihrem Heimatdorf vertrieben worden, weil jedes Mal, wenn sie wütend wurde, die Verursacher dieser Wut, andere Kinder oder Erwachsene, von denen sie sich ungerecht behandelt fühlte, von winzigen Blitzen getroffen wurden. Danach hatte sie gelernt, den Ärger zu beherrschen. Die Steine, die sie getroffen hatten, als sie, nichts als ihre Kleider am Leib, aus dem kleinen Fischerdorf am Waller geflohen waren, hatten ihr eine bittere Lehre erteilt. Diarmait, der ähnliche Fähigkeiten besaß, blieb dieses Schicksal, den Zwölfen sei Dank, erspart.

Für den Ausbruch vorhin gab es eigentlich keine Entschuldigung. Ausgerechnet einem Inquisitor musste sie das vorführen! Der alte Magier hatte sie doch ausdrücklich gewarnt, als er die Gabe von Mutter und Sohn erkannte. Er hatte ihr sogar angeboten, ihr diese Kräfte zu nehmen, aber sie hatte abgelehnt. Warum hatte sie damals bloß solche Angst davor gehabt?

Aber andererseits - dann wäre der Junge hier schon auf dem Weg zum Scheiterhaufen.

Aufseufzend sah sich Inisharca den Burschen näher an. Sie erkannte, dass sie sich getäuscht hatte - er war älter als Diarmait. Vielleicht war er so um zwanzig Götterläufe alt, auch wenn sein schmales Gesicht mit dem fein geschwungenem Mund unendlich verletzlich und kindlich wirkte. Seine Lider flatterten, aber ihre Erfahrung sagte ihr, dass er in nächster Zeit nicht aufwachen würde. Also würde es ihm auch nicht peinlich sein ...

Als Inisharca das lange graue Hemd zerrissen hatte, konnte sie ein Keuchen nicht unterdrücken. Der schwächliche Körper, der vor ihr lag, war zwar notdürftig geheilt worden, aber länger als eine Woche hätte der junge Mann kaum überlebt. Bis zur Vollstreckung des Urteils ... Dicke rote Striemen zogen sich über die blasse, zarte Haut, an verschiedenen, besonders empfindlichen Stellen hatten

sich hässliche Brandblasen gebildet. Die Brustwarzen schienen völlig ausgebrannt worden zu sein, nur schwärzliche, entzündete Löcher waren übrig geblieben. Seine Männlichkeit war zum Glück noch relativ unversehrt, auch wenn es einige Zeit dauern würde, bis er sie wieder benutzen könnte. Der Rücken allerdings bestand nur noch aus rohem Fleisch. Und die Knochen seiner geschwollenen Füße würden schwer zu richten sein.

Doch, es war besser so, auch wenn sie vermutlich nie wieder nach Hause zurückkehren konnte. Wenigstens diesen einen Menschen hatte sie bewahrt, und Eran sorgte sicherlich auch allein gut für Finnabir. Nur das Bild würde nicht fertig werden.

Ihre Tränen unterdrückend, kramte Inisharca nach dem kleinen Kräuterbeutel in ihrem Rucksack, riss das feine Leinen des bestickten Kleides entschlossen in schmale Streifen und machte sich an die Arbeit. Die Leute im Dorf hatten ihr immer schon heilende Hände nachgesagt. Winzige, bunte Glasperlen fielen unbeachtet auf den feuchten Boden.

3. Kapitel

Als Feirin zu sich kam, hatte er kaum noch Schmerzen, ein Zustand, den er seit Ewigkeiten nicht mehr kannte. Vorsichtig öffnete er die Augen, doch kein grelles Gleißern stach ihn und auch die tiefe Schwärze war verschwunden. Ein sanftes, grünes Licht umhüllte ihn, aber er war nicht in der Lage, irgendetwas scharf zu sehen. Es roch ungemein beruhigend nach Kräutern und feuchter Erde, und er war in etwas Weiches und Warmes gehüllt. Am liebsten hätte der junge Mann die Augen wieder geschlossen und weitergeschlafen, aber von diesem wundervollen Traum wollte er so wenig wie möglich verpassen. Er versuchte, sich auf einen Ellenbogen hochzustemmen, als ihn eine Stimme, so warm wie die Decke, zurückhielt: »Vorsicht, junger Mann. Beweg dich langsam, sonst liegst du gleich wieder in Borons Armen.«

War er denn noch nicht tot? Mühevoll drehte er den Kopf in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war, und versuchte, seinen Blick zu schärfen. Ein wenig verschwommen erkannte er eine Frau, die neben ihm kniete und ihn anlächelte. Das Grün hinter ihr entpuppte sich als Blätterwerk einer Trauerweide, deren lange, peitschenartigen Zweige bis auf den Boden reichten. Die tief stehende Praiosscheibe warf rötlich-goldene Strahlen durch die Lücken im Laub. Der Baum und das Licht - ja, das könnte die andere Seite sein. Aber die Frau passte einfach nicht zu Feirins Vorstellungen vom Jenseits. Eine gewöhnliche Bauersfrau mittleren Alters in schlammbespritzter Reisekleidung ...

»Peraine sei Dank, Kleiner, du kannst ja sogar noch lächeln. Wenn du dich hinsetzen möchtest, helfe ich dir, aber geh es langsam an. Du hast ziemlich übel ausgesehen.«

Mit einem festen, aber sanften Griff zog die Frau seinen Oberkörper in eine aufrechte Stellung. Die Farben vor

Feirins Augen verschwammen zu Schlieren, und für einen Moment hatte er das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Aber das Schwindelgefühl ließ gleich wieder nach, und die verwaschenen Farben fügten sich zu klareren Bildern. Nein, das konnte nicht das Jenseits sein. Die Weide hatte schon erste braune Blätter, das Licht schwand, er saß auf feuchter Erde und leise rauschend begann es zu regnen. Die Frau war so wirklich wie alles andere um ihn herum und allmählich setzte sein Denken wieder ein. Und die Erinnerung.

Ein gequältes Stöhnen entrang sich seiner Kehle. Als er gerade umsinken wollte, holte ihn eine Ohrfeige wieder zurück. Feirin riss entsetzt die Augen auf. Das Lächeln der Frau war verschwunden, als sie sagte: »Den Kragen habe ich dir abgenommen. Wenn wir überhaupt eine Aussicht haben wollen, musst du dir selbst helfen. Sie werden uns finden, wenn wir noch lange hier bleiben. Du bist doch ein Hexer, oder?«

Sie hatte Recht. Deshalb fühlte er sich auch so leicht. Das Gewicht von seinen Schultern war verschwunden, und Feirin spürte, dass seine astralen Kräfte langsam wieder zurückkehrten. Er würde nur ein bis zwei Stunden brauchen, um seine restlichen Verletzungen so weit zu heilen, dass er wieder laufen konnte. Seine restlichen Verletzungen ...

Krächzend fragte er: »Wer bist du, Schwester?« Er erschrak vor dem Klang seiner eigenen Stimme.

Die Frau lachte, ein tiefes, glücksendes Lachen, das plötzlich abbrach. »Ich bin keine Hexe, nur ein bisschen ulkig, wie meine Tochter immer sagt.«

Feirin sah in der hereinbrechenden Dämmerung, dass sich Tränen in ihren grauen Augen sammelten. »Es reicht, wenn du mich Cara nennst, das sagen alle. Und jetzt gib dir ein bisschen Mühe, wir müssen hier weg, bevor es hell wird. Ich werde dich garantiert nicht noch weiter auf dem Rücken schleppen.«

Feirin konzentrierte sich auf das Wenige seiner Magie, das ihm im Moment zur Verfügung stand, und Inisharca, die ihn neugierig beobachtete, sank nach kurzer Zeit erschöpft und leise schnarchend in sich zusammen.

Es war noch stockdunkel, als Inisharca den jungen Hexer weckte. Sie reichte ihm stumm ihre Wechselkleidung, aber die Hose war natürlich zu kurz und zu weit, sodass er sie mit einem Stück Schnur als Gürtel festbinden musste. Der lange Kittel saß etwas besser, auch wenn Feirins schmaler Körper dreimal hineingepasst hätte. Einen zweiten Umhang hatte die Frau allerdings nicht, sodass sie ihm die Decke um die Schultern legte. Zum Glück regnete es im Moment nicht.

»Danke, Cara. Ich weiß gar nicht.....

Inisharca unterbrach den Hexer unwirsch. »Freu dich nicht zu früh. Sie werden uns auf jeden Fall folgen und unsere Aussichten sind nicht besonders gut. Kennst du einen Ort, wo du sicher bist?«

Der junge Mann schüttelte gequält den Kopf, nicht bemerkend, dass sie ihn nicht sehen konnte. Zu seiner Lehrerin konnte er nicht zurückkehren, auch zu keiner anderen Hexe. Schon gar nicht, wenn ihm die Inquisition auf den Fersen war.

»Aha«, sagte die Frau. »Ich habe auch keine Ahnung. Also nur möglichst weit weg. Gib mir deine Hand und bleibe dicht bei mir, Junge. Wie heißt du eigentlich?«

»Feirin. Ich bin...«

»Schon gut. Wenn du mir was erzählen willst, heb dir das auf, bis wir aus dem Moor heraus sind.« Mit diesen Worten zog sie Feirin hinter sich her durch den Sumpf, ihre eigenen Zweifel und Ängste hinter Entschlossenheit verbergend.

Als es begann, hell zu werden, machten sie Rast in einem Wäldchen. Bei allem guten Willen würde es noch Tage

dauern, bis Feirin wieder völlig bei Kräften war. Inisharca wäre gern weitergegangen, vor allem, um keine Gelegenheit zum Nachdenken zu haben. Aber auch sie spürte noch die Anstrengungen des gestrigen Tages in den Gliedern und war müde.

»Ich komme nicht weiter.« Feirin warf sich keuchend zu Boden. »Am besten, du lässt mich hier zurück und gehst wieder nach Hause. Deine Familie wartet bestimmt schon.«

An einen Baum gelehnt, den Rucksack neben sich, schüttelte Inisharca den Kopf. »Ach, Junge, ist das jetzt mehr Selbstmitleid oder Edelmut? Ich kann nicht zurück. Ich habe diesen Praiosmann angegriffen. Glaubst du wirklich, das wird er mir verzeihen?« Ihre Stimme schwankte.

»Selbst wenn ich dich wieder zurücktragen und auf Knien um Gnade betteln würde ...« Sie senkte den Kopf, konnte ihre Tränen jedoch nicht verbergen. Erst jetzt wurden ihr die Konsequenzen wirklich klar. Der Stolz, den jungen Mann gerettet zu haben, der sie gestern noch erfüllt hatte, war verflogen.

Inisharca ließ sich am Stamm heruntergleiten, bis sie auf dem Boden saß und ihr der Kopf auf die Knie sank.

»Ich habe das doch gar nicht gewollt«, schluchzte sie. »Es ist einfach passiert. Es hat mich so wütend gemacht, wie du da in dem Käfig gehockt hast, wie ein hilfloser, verletzter kleiner Vogel. Ich musste an meinen Sohn denken. Aber ich wäre doch nie auf den Gedanken gekommen, einen Inquisitor anzugreifen.«

Feirins Erinnerungen an die Zeit seit seiner Festnahme waren nur bruchstückhaft, aber er fand das Wenige schon schlimm genug. Wie er aus dem Käfigwagen gekommen war, wusste er überhaupt nicht. Und je länger er darüber nachdachte, desto schwerer konnte er sich vorstellen, dass die kleine Frau, die behauptete, keine Hexe zu sein, es mit dem Inquisitor und den Bannstrahlern aufgenommen hatte. Aber sie schien im Augenblick nicht in der Lage zu sein, ihm irgendetwas zu erklären.

Der junge Hexer rappelte sich mühevoll auf und hinkte zu Inisharca hinüber. Er fühlte sich unsicher beim Anblick der weinenden Frau. Aber er konnte sie nicht einfach so unglücklich sitzen lassen. Als er sie tröstend an der zuckenden Schulter berühren wollte, merkte er, dass ihn seine Beine nicht mehr trugen. Also setzte er sich neben sie, lehnte sich ebenfalls gegen den Stamm und legte ihr vorsichtig den Arm um die Schulter. Inisharca hob ihren Kopf nicht, jedoch ihr Schluchzen wurde leiser.

So schliefen die beiden wieder ein und hörten das Hufgetrappel nicht, das gegen Mittag an dem Wäldchen vorbeizog.

O/o/o und ich spielen im LangPflanzenWald. Er ist schwer zu finden. Sein Körper ist noch durchsichtiger als meiner. Zwischen den sich in der Strömung xoiegenden, biegsamen BraunGlänzend-Blättern und FadenGränBlättern ist Bewegung schwer auszumachen. An einigen Stellen bilden sich kleine FröhlichKitzelWirbel, die die Blätter um mich winden, wenn ich vorbeigleite. Als ich mich gerade wieder aus einer der sanften Schlingen befreien will, tippt mich Ololo von hinten an. Er sagt: »Du hast mich nicht gefunden«, und »Sieh mal, dort ist Aililayal«, und »Ist sie nicht schön?« Alles gleichzeitig selbstverständlich, mit der Stimme, den Händen und den Gedankenbildern.

Ich schlängele mich aus den Blättern und sehe schräg nach oben, dorthin, wohin Ololo zeigt. Er beioundertverehrtliebt sie. Ja, Aililayal ist wirklich schön. Bald wird sie zu den Müttern gehen. Von ihrem Schwanz ist nichts mehr zu sehen, ihre Beine sind nur noch etwas zu schmal und ihr GestaltFormKörper gewinnt langsam Farbe, ein schönes ZartGlatlBlau. Das HellGlitzernOben scheint nicht mehr durch sie hindurch. Sie ist auch schon fast so groß wie eine MutterFrauFreundin.

Neidisch sehe ich an mir hinab. Hell schimmern die vielen Wirbel durch das durchsichtige Fleisch, aber im Inneren meines Schivanzes entstehen bereits die langen Knochen. Der Neid vergeht sofort wieder. Nicht mehr lange, dann darf auch ich den

KinderSpielSchutz verlassen und einmal durch das HellGlitzern-Oben hindurchsehen. Aber dazu brauche ich die Beine.

Armer FreundBruderOlolo, er wird noch länger warten müssen. Wir sind zwar aus dem gleichen Gelege, ebenso wie Aililayal, aber es dauert eben unterschiedlich lang. Noch nicht einmal sein Haar hat Farbe. Aber vielleicht hat er Glück, und Aililayal wartet auf ihn.

Während er ihr noch nachstarrt, schlinge ich eines der Faden-GrünBlätter um seinen Arm. »Jetzt bist du dran.« - »Wenn du möchtest, schwimm zu ihr.« - »Ich bin nicht böse, wenn du aufhören willst«, sage ich. Ololo lächelt mich dankbar an, dann folgt er seiner SdmesterFreundinGliebten. Das Blatt hat er einfach abgestreift. Schade eigentlich. Mit Ololo verstehe ich mich am besten von allen meinen KindFreundGeschwistern.

Ich lege mich in die Strömung, den Blick nach oben in das Licht gerichtet. Langsam treibt mich das Wasser. Das HellGlitzern-Oben wirdschoächer, die Farlwn des LangPflanzenWaldes blasser. Die Mütter haben uns erklärt, dass über dem Rand unserer WasserRaumWelt eine andere Welt mit anderen Gesetzen liegt. Das Wasser dort ist so dünn, dass es nicht trägt. Deshalb braucht man Beine, um sich dort zu baeogen. Dafür gibt es Strömungen, die ständig wechseln und manchmal so stark sind, dass sie das Licht vorder DunkelNachtZeit wegtragen und das HellGlitzern-Oben zu Bergen auf türmen. Bald, bald werde ich es selbst sehen.

Ich scheuche die kleinen silbernen SchuppenSpielFreunde vor meinem Gesicht fort, weil ich sehen möchte, wiedas Licht schwindet. Vielleicht kann ich von unten sogar die Berge sehen.

Endlich ist es graudunkelgrau. Ich habe das Gefühl, einen Tief-FernGesang zu hören, aber ich kann mich täuschen. Doch, von oben gleitet ein dunkler Schatten auf mich zu. Ich freue mich, denn die RiescFreundSänger mag ich. Leider unterhalten sic sich normalerweise nur mit den Großen, jetzt habe ich vielleicht Glück, dass ich ihm hier am Rand des KinderSpielSchutzes begegne.

Der Schatten nähert sich. Die Form und die Größe stimmen, aber er bexvegt sich nicht, sinkt nur langsam. Ist der RieseFreund-Sänger krank?

Als er an der unsichtbaren SchutzWandHülle entlangrutscht, sehe ich, dass es kein RieseFrcundSänger ist. Es ist etwas Künstliches, Gebautes. Ich habe keine WortGesteBilder dafür.

Neugierig presse ich mich an die SchutzWandHülle, aber ich kann nicht hindurchgreifen. Nichts daran stimmt, nichts hat eine richtige Form. Feste, dunkle Streifen, zusammengesetzt und gesplittert. Eine große steife SteuerSchlagFlosse, die in die falsche Richtung zeigt. Dann endet es wie von einer riesigen Scharf-ErnteMuschel abgeschnitten, eine mehrstufige Fläche, in der sehr lange, gerade Dinge stecken, die von HellBreitBlättern umflattert werden. Auf der Fläche haben StarkFadenBlätter irgendwelche Gegenstände umwuchert und halten sie dort fest. Einer der Gegenstände ist ein Großer, auch wenn er sehr fremd aussieht. Haare wachsen ihm im Gesicht, dessen Farbe eigenartig ist und ehoas aus BuntBreitBlättern umhüllt ihn. Ich frage ihn, was er dort tut.

Seine Antwort ist nur ein Gefühl, das nach einem Augenblick verschwindet. SchmerzEntsetzenTod. Ich flüchte zu einem aufgescheuchter ScheuBuntFreund.

Der rechte Arm war eingeschlafen und der Rücken schmerzte, als Feirin erwachte. Die kleine Frau hatte den Kopf an seine Brust sinken lassen und murmelte leise und unverständlich vor sich hin.

Feirin zog den Arm vorsichtig hinter ihr hervor, aber Inisharca schrak trotzdem hoch. Für einen Moment erschien es dem jungen Hexer, als würde sie ihn überhaupt nicht erkennen, aber ihr entsetztes Gesicht glättete sich fast sofort wieder.

»Guten Morgen, Kleiner«, sagte sie, als sie aufstand und sich streckte. Dann fing sie plötzlich an zu lachen und zeigte auf ihn. Feirin erhob sich ebenfalls, blickte an sich hinunter und stimmte in das Lachen ein. Er war mindestens zwei Köpfe größer als die Frau. Und ihr Lachen war irgendwie ansteckend und gleichzeitig beruhigend. Während er den Kopf zurückwarf, schienen die Anspannung

und der Schrecken der letzten Tage in eine gewisse Entfernung zu rücken. Nicht verschwunden, aber wenigstens nicht mehr so überwältigend. Der junge Mann spürte eine kleine Hoffnung, dass doch noch alles gut werden könnte. Er konnte gar nicht wieder aufhören zu lachen.

»Guten Morgen, Cara«, brachte er glucksend heraus.

Inisharca wurde unvermittelt wieder ernst. »Es ist schon spät. Wir müssen...« Sie stockte, und Feirin sah sie fragend an. Ihr Blick schien völlig nach innen gerichtet zu sein.

»Was hast du?«, fragte er.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Schon gut. Ich hätte gern etwas mehr Zeit für ein paar Sachen... Du hast noch keine Kinder, stimmt's?« Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr Inisharca leise fort: »Es ist immer das Gleiche. Wenn etwas schief geht, bin ich da und kümmere mich. Niemand fragt, ob ich Blut sehen kann, wenn ich ein aufgeschlagenes Knie versorge.« Sie holte tief Atem und straffte die Schultern.

»In ein paar Stunden ist es dunkel. Es ist fast ein Wunder, dass wir noch nicht gefunden wurden. Wir müssen etwas essen und mein Proviant reicht für höchstens zwei Praiosläufe. Wir können nirgendwo in dieser Gegend unterkommen, weil mich die meisten Leute im Umkreis von fünf Tagesreisen kennen. Und du bist sicher auch nicht gänzlich fremd hier.«

Feirin, der sich von ihrer sachlichen Sprechweise eingeschüchtert fühlte, nickte bloß. Sie redete wie seine Lehrerin Enishe...

»Der einzige Ort, wohin sich diese Männer nicht wagen werden, ist der Reichsforst. Dahinter gibt es ein kleines Dorf in der Nähe von Puleth, in dem eine alte Freundin von mir wohnt. Eine deiner Schwestern... Vielleicht schaffen wir es bis dahin. Und jetzt verschwinde ich mal kurz in den Büschen.«

Der Reichsforst! Feirin stand wie erstarrt. Wusste diese Bäuerin nicht, was sie dort erwartete? Jeder andere Richtung wäre ihm lieber gewesen. Einige Leute in den Dör-

fern kannten ihn sogar, weil er ab und zu mit Enishe unterwegs gewesen war. Aber die Bauern wussten auch, was er war und würden kaum schweigen, wenn ein Inquisitor nach ihm fragte. Die Erinnerungen an seine Gefangenschaft stiegen wieder auf. Vielleicht war der Reichsforst doch nicht so schlimm. Aber es gab noch einen Grund, nicht dorthin zu gehen. Feirin grübelte und grübelte, aber es fiel ihm nicht ein.

Als Inisharca wieder zurückkam, lag ein grimmiges Lächeln auf ihrem runden Gesicht. »Ich weiß, ich rede zu viel«, sagte sie. »Aber ich habe mindestens genauso viel Angst wie du. Und wenn ich ehrlich bin - ich wäre froh, wenn du einen besseren Vorschlag hättest.«

Sie hockte sich neben das kleine Bächlein und wusch sich die Hände. Feirin trat neben sie und sagte: »Habe ich leider nicht.«

Inisharca nickte, ohne aufzusehen. »Dann lass uns etwas essen und weitergehen.«

Der nächste 1hg verging, ohne dass ihnen etwas zustieß. Sie hatten die Reichsstraße nach Wehrheim vorsichtig und unbeobachtet überqueren können und waren keinem Menschen begegnet. Wenn beide länger darüber nachdachten, war das fast noch beängstigender als eine Entdeckung. Wie konnte es sein, dass die Bannstrahler ihre Spur verloren hatten? Jedoch ließen sowohl Feirin als auch Inisharca kaum solche Gedanken zu, während sie den Gehöften und Dörfern auswichen und versuchten, zwischen den Hügeln und Baumgruppen verborgen zu bleiben.

Sie sprachen nur wenig. Der junge Mann war im Gegensatz zu seiner Begleiterin keine langen Wanderungen gewohnt und hatte trotz seiner langen Beine Mühe, mit ihr Schritt zu halten. Inisharca hingegen versuchte erfolglos, alle Gedanken an ihre Familie zu verdrängen. Diarmait war in Sicherheit, aber Eran und Finnabir... Der Inquisitor

würde sie bestimmt finden, er musste nur jemanden fragen, der die Frau des Schmiedes kannte. Und das waren viele in der Gegend. Inisharca hatte für fast alle Mädchen, die in den letzten Dutzend Götterläufen den Traviabund eingegangen waren, die Hochzeitskleider genäht. Und einige Male war sie auch von Belona um Hilfe gebeten worden, obwohl sie stets versucht hatte, ihre außergewöhnlichen Heilkünste zu verstecken. Die Perainegeweihte von Birkbach hatte sie jedoch immer wieder überredet und Inisharca als ihre Gehilfin bezeichnet. Die gute alte Mutter Belona!

Inisharca seufzte, als sie an die freundliche Frau dachte, Belona pflegte immer zu sagen: »Mein Kind, du bist eben von der Göttin gesegnet.« Da war sich Inisharca jedoch gar nicht so sicher.

Was konnte die Inquisition ihrer Familie antun? Würde sie Eran und Finnabir befragen? Würden sie das Mädchen vielleicht als Geisel benutzen, um Inisharca zur Rückkehr zu zwingen? Oder würden Mann und Kind als ihre Helfershelfer verurteilt werden? Vielleicht sollte sie sich doch dem Inquisitor stellen.

Als sie am Abend im Schutz eines verfilzten Brombeeresträuchs den letzten Kanten des trockenen Brotes aßen, teilte Inisharca dem jungen Hexer ihren Entschluss mit.

»Ich gehe zurück und stelle mich. Du wirst allein weiterkommen, aber ich kann meine Familie nicht im Stich lassen. Ich habe Angst davor, was dieser Ordensmann ihnen antun könnte.« Sie wagte nicht, den Blick zu Feirin zu heben, weil sie das Gefühl hatte, Verrat an ihm zu begehen.

Der junge Mann nickte bedächtig. »Ich verstehe schon«, sagte er. »Und ich habe in letzter Zeit viel nachgedacht, während du gerannt bist.«

Verwundert blickte die Frau zu ihm auf. Bisher hatte sie Feirin wie ein Kind betrachtet, das sie beschützen musste, und dabei völlig aus den Augen verloren, dass er erwachsen, eigenverantwortlich und selbstständig sein

könnte. Erst jetzt schob sich über das Bild des »hilflosen verletzten Vogels«, den sie aus diesem verdammten Käfig geholt hatte, Feirins wirkliches Gesicht. Er war sicherlich jung und hatte von den Härten des normalen Lebens noch nicht allzu viel gesehen, bevor er in die Hände der Inquisition gefallen war. Aber er war bestimmt nicht mehr hilflos, seit er den eisernen Halsring losgeworden war, und aus seinen hellbraunen Augen strahlte Klugheit.

»Ich glaube nicht, dass diese Männer sofort zu deiner Familie gehen werden, selbst wenn sie herausfinden, wo du herkommst«, sagte er. »Ich habe ihnen viel erzählt, und ich erinnere mich auch wieder, was ich ihnen erzählt habe. Sie glauben zu wissen, wohin wir uns wenden. Wenn du jetzt nach Hause gehen möchtest, dann tu das, aber ich fürchte, dort wird dich die Inquisition zwar nicht sofort, aber irgendwann aufstöbern.« Inisharca ließ den Kopf wieder sinken. Diese elende, ewige Verantwortung, die sie für andere Menschen hatte...

Feirin legte ihr die Hand auf die Schulter. »Ich möchte nicht, dass ihr, du oder deine Familie, in Schwierigkeiten geratet, weil du mir geholfen hast. Also habe ich mir etwas überlegt: Weißt du, was die Haubenlerche macht, wenn eine Katze in die Nähe ihres Nestes kommt? Sie tut so, als hätte sie einen gebrochenen Flügel, hüpft vor der Nase ihrer Feindin herum und lockt sie von ihren Jungen weg. In sicherer Entfernung fliegt sie dann einfach fort.

Wir werden die Männer ebenfalls so weit wie möglich weglocken. Sie werden uns genau im Reichsforst suchen, also tun wir ihnen den Gefallen, dorthin zu gehen. Mit deinen und meinen magischen Fähigkeiten haben wir wahrscheinlich bessere Möglichkeiten, dort durchzukommen als diese Ritter. Der Wald wird sie noch weniger mögen als andere Leute. Und dann gehen wir zu deiner Freundin in Puleth. Sie wird uns helfen, nach Hause zurückzukehren.«

Mit großen Augen starrte die Frau ihren Reisegefährten

an. Die Idee war wirklich nicht schlecht, aber was er über ihre magische Begabung gesagt hatte ... Und woher wollte er wissen, dass der Inquisitor mit seinen Gefolgsleuten sie ausgerechnet im Reichsforst vermuten würde?

In der hereinbrechenden Dämmerung war Feirins Gesicht nicht mehr zu erkennen, als er erst stockend, dann immer flüssiger über seine Gefangenschaft und seine >Geständnisse< zu reden begann. Eigentlich wollte er Inisharca nur erklären, warum der Inquisitor diesen Weg nehmen würde. Aber bald stellte er fest, dass ihm leichter ums Herz wurde, je mehr er von seinen Erlebnissen berichtete. Und Inisharca, die das schon lange wusste, war eine gute Zuhörerin, auch wenn ihr Tränen in den Augen standen. Die schmale Sichel des Madamais stand bereits hoch am Himmel, als sich die beiden unter ihre einzige Decke kuschelten und versuchten, Ruhe zu finden.

Irgendwann in der Nacht streckte Feirin im Halbschlaf die Hand nach Dini aus und erst als seine Finger ein feuchtes Grasbüschel trafen, fiel ihm wieder ein, dass die gestreifte Katze, die seine ständige Begleiterin gewesen war, nie wieder eingerollt an seiner Seite schlafen würde. Er konnte lange nicht einschlafen. Die Erinnerung an seine mutige Vertraute, die dem Inquisitor mit den Krallen ins Gesicht gefahren war, obwohl er sie weggeschickt hatte und an das hässliche Knacken ihres Genicks unter den großen Händen des Praoismannes würde ihn nie verlassen, da war er sicher. Es gelang Feirin, so leise zu weinen, dass er die Frau nicht weckte.

Am Rande eines kleinen Dickichts aus Stechginster hatten Praiogreif von Bergenstein und die drei verbliebenen Bannstrahler ein kleines Feuer entfacht. Praioswärts schwieg ein dunkles Laubwaldgebiet unter dem Licht der Sterne.

Ungborn war ungehalten. »Wir hätten die beiden schon längst erwischen müssen! Sie sind zu Fuß und wir sind bestimmt schon an ihnen vorbeigekommen. Ihre Spuren...«

Der Inquisitor hob die Hand und der Bannstrahler verstummte. »Dieses praiosverlassene Pärchen wird uns nicht entkommen. Der Junge hat uns genau erklärt, wo sich seine ketzerischen Schwestern und Brüder verstecken. Wir haben seinen Besen zerstört und sein unreines Tier verbrannt, also werden sie auch weiterhin zu Fuß gehen müssen. Sie werden genau hier vorbeikommen, und wir brauchen nur noch im Namen unseren Herrn der Gerechtigkeit zuzugreifen. Ich weiß, Ritter Ungborn, dass Ihr am liebsten in das Dorf der Gottverlassenen geritten wärt, um die Familie zu befragen, als uns der Bauer sagte, wer sie ist. Aber unterschätzt die Hexenbrut nicht. Sie wird uns dort erwarten. Nein, sie wird sich mit ihrem Kumpan sicherlich hier verbergen, bis sie glaubt, dass wir das Interesse verloren haben.« Sein schmales Lächeln wirkte im Schein des Feuers fast grausam.

»Aber ich vergesse nie, wer die Würde eines Trägers des Greifenrings missachtet. Und diesmal sind wir auf ihre Zauberkunststückchen vorbereitet.«

Wer war Ritter Ungborn schon, dass er die Weisheit eines Inquisitors in Frage stellen würde? Seine Ordensbrüder, Gernot und Erenwin, nickten zu den Worten des Anführers. Aber irgendetwas war falsch, das sagte ihm seine Intuition, die der eines Bluthundes, mit dem er so oft verglichen wurde, ziemlich nahe kam.

Keiner der vier Praioskrieger bemerkte, dass die angepflochten Pferde unruhig zu tänzeln begannen. Keiner von ihnen sah die fünf blassgrün schimmernden Augenpaare, die aus dem Ginsterdickicht zu ihnen herübersahen. Und niemand ahnte, dass ihre Anwesenheit sich bis zum Morgengrauen im ganzen Reichsforst herumgesprochen haben würde, unter Wesen, von deren Existenz sie nicht einmal eine ungefähre Vorstellung hatten.

Der Wald hielt nicht viel von Menschen, schon gar nicht von solchen, die von lebendigen Bäumen Zweige brachen, um daran Brot in einem kleinen Feuer zu rösten.

4. Kapitel

Fröstelnd hockte Feirin unter dem Rotdorn; der Nieselregen hatte sich schon längst durch das Laub, die Decke und die Kleidung hindurchgearbeitet. Mit sehnsüchtigem Blick beobachtete der junge Hexer das kleine Gehöft, das in der flachen Senke vor ihm lag. Wenigstens eine Nacht in der trockenen Scheune verbringen, vielleicht sogar in dem kleinen Haus, das sicherlich warm war. Feiner Rauch stieg aus dem Schornstein, bevor er durch die Tropfen zerteilt wurde. Sogar die Hühner auf dem Hof hatten ein trockenes Plätzchen unter dem Vordach gefunden.

Feirin seufzte. Im Efferd durch diese Gegend zu wandern, ohne die richtige Kleidung und Ausrüstung, war geradezu leichtsinnig. Es grenzte fast an ein Wunder, dass weder er noch Inisharca die ersten Anzeichen einer Krankheit zeigten. Als er daran dachte, begann auch schon seine Nase zu kribbeln. In wenigen Prioasläufen würde es nachts zu kalt werden, um ohne Feuer auszukommen. Weithin sichtbares Feuer...

Eine Krähe mit grauem Schnabel ließ sich von einer der Birken zu Boden gleiten und sah ihn mit schief gelegtem Kopf an.

»Ich habe nichts für dich«, sagte der Hexer. Die Krähe legte den Kopf auf die andere Seite, eine Geste, die wie ein Schulterzucken wirkte. Sie hüpfte ein Stück näher, blickte ihn noch einmal intensiv an, breitete dann die Flügel aus und flog davon. Feirin sah dem Vogel noch eine Weile nach, bis er im Niesei verschwand.

Wieder spürte er stechend den Verlust seiner Vertrauten. Der Vogel wäre nie so nah gekommen, wenn Dini noch da wäre. Mühevoll versuchte der Hexer die Erinnerung zu verdrängen.

Es wurde Zeit, dass Inisharca von den Bauern zurückkam. Sie wollte doch nur etwas zu essen besorgen, und

dann konnten sie morgen den Wald erreichen, der sich schon als schmale, dunkle Linie hinter den nächsten Hügeln andeutete, kaum zu erkennen durch den Schleier des staubfeinen Regens.

Da löste sich auch schon Inisharcas kleine, stämmige Gestalt von dem Haus, sie schien schwer an einem großen Bündel zu tragen. Feirin überlegte kurz, ob er ihr entgegengehen und ihr helfen sollte, blieb dann aber doch in der Deckung der Bäume. Die Frau hatte Recht, es war sicherer, wenn er sich nicht blicken ließ. Als sie so nahe war, dass er ihr Gesicht erkennen konnte, erschrak Feirin fast vor der dunklen Wut in ihren Augen und dem schmalen Strich, zu dem sie ihre vollen Lippen zusammengepresst hatte. Er sprang auf und griff nach dem großen, in Öltuch gehüllten Bündel. Ein kleiner blauer Blitz fuhr ihm in die Fingerspitzen, sodass er zurückzuckte und der Packen dumpf auf den Boden plumpste.

Jetzt war Inisharca diejenige, die fürchterlich erschrak. "Bist du verletzt?", fragte sie. »Es ... es tut mir wahnsinnig Leid. Ich habe versucht, mich zurückzuhalten, aber...« Sie wich einen Schritt von Feirin zurück, IVänen standen in ihren Augen, die wieder weich aussahen.

Feirin lächelte ihr ermutigend zu. »Es ist nicht schlimm, ich habe nur einen Schreck bekommen. Was ist denn vorgefallen?«

Inisharca bückte sich nach dem Bündel und hob es wieder auf. Dabei sah sie zum Glück nicht, wie Feirin sich über die geröteten Spitzen seiner Finger leckte. Der Hexenspeichel wirkte leider nicht bei eigenen Verletzungen, aber er kühlte wenigstens. Langsam konnte sich der Hexer doch vorstellen, was bei seiner Befreiung geschehen war.

»Dieser Feigling!« In Inisharcas Stimme schlich sich wieder Wut. »Nimm den Rucksack und lass uns ein Stück weitergehen, sonst passiert noch ein Unglück.«

Erst als der nächste Hügel zwischen ihnen und dem Gehöft lag, hielt die Frau unter einem einzeln stehenden

Ahorn mit ausladenden Ästen an. Sie legte das Bündel ab, und Feirin stellte ihren Rucksack daneben. Der Boden war hier sogar noch halbwegs trocken, wenn auch hart, denn zwischen den knorrigen Wurzeln und Steinen wuchs nur wenig Gras. Die beiden setzten sich auf das Holz und Inisharca, die sich auf dem Weg etwas beruhigt hatte, begann zu erzählen.

»Weißt du, Feirin, ich kenne die Leute schon seit einigen Götterläufen. Ich bin ein bisschen in der Gegend rumgekommen, weil... Ach, egal. Jedenfalls war Idra ganz froh, mich zu sehen. Wir haben ein wenig über ihre großen Kinder und die alten Zeiten geschwätzt, und ich wollte ein bisschen Proviant kaufen. Sie hat das Geld aber abgelehnt, die Gute.

Dann kam Torben aus dem Stall herein und als er mich sah, wollte er gleich wieder verschwinden. Er sah aus wie das leibhaftige schlechte Gewissen, und auch Idra hat es gemerkt. Sie hat sich ihren Gatten gegriffen und ihn ausgequetscht.« Inisharca lachte fröhlich, als sie Feirin beschrieb, wie die schmale Bäuerin ihren großen und starken Mann erst auf einen Schemel gedrückt und ihn dann wieder hochgerissen hatte, um ihm ein paar kräftige Ohrfeigen zu verpassen. Der Hexer fand die Vorstellung zwar auch komisch, aber die Situation war ihm zu ernst, um lachen zu können. Seine Begleiterin gab ihm immer wieder Rätsel auf. Dieser schnelle Wechsel der Stimmungen ...

Inisharca holte tief Luft und sprach mit unterdrückter Wut weiter. »Dieser Bergenstein und die Bannstrahler waren vor zwei Praiosläufen abends hier, als Idra ihren Sohn besuchte. Sie mussten nicht einmal drohen, damit Torben ihnen alles sagte, was er über meine Familie und mich weiß. Was hätte ihm denn passieren können, wenn er den Unwissenden gespielt hätte?«

»Sie hätten ihn verprügeln können, nur zur Vorbeugung. Und der Inquisitor ist ein Mensch, den man schwer belügen kann. Wenn er nur vermutet hätte, dass Torben nicht

ehrlich ist, hätte er ihn vielleicht sogar getötet. Sei nicht zu hart in deinem Urteil«, erwiderte Feirin.

Nachdenklich nickte Inisharca. »Vielleicht hast du Recht. Aber trotzdem ist er ein Feigling.

Idra war fürchterlich wütend und hat ihrem Mann geschworen, ihn rauszuwerfen. Ich hätte nie geglaubt, dass sie sich so gegen Torben durchsetzen kann, sie machte sonst immereinen schüchternen Eindruck. Als Entschädigung hat Idra für uns alles herausgesucht, was wir unterwegs brauchen können. Außerdem will sie einer Hexe aus der Gegend Bescheid geben, damit deine Schwestern und vor allem deine Lehrerin wissen, was geschehen ist.«

Eigentlich wollte Inisharca dem jungen Mann stolz ihre Errungenschaften vorführen, aber sein gequälter Gesichtsausdruck bei der letzten Äußerung war ihr nicht entgangen. Sie beugte sich vor und legte ihre Hand auf seine. »Was ist schief gegangen?«

Feirin schloss die Augen und antwortete nicht.

Die Frau wartete einige Zeit, dann nickte sie. »Du hast also noch einen Grund, warum du nicht zurückkannst. Wenn du mir etwas erzählen möchtest, bin ich da. Vielleicht tröstet es dich, dass du Recht hattest. Der Inquisitor und seine Leute sind zum Reichsforst weitergeritten. Dort werden sie wahrscheinlich auf uns warten. Und jetzt solltest du dir etwas Trockenes anziehen.«

Während Inisharca das Bündel öffnete und ein paar Kleidungsstücke hervorholte, die Idras Sohn gehört hatten, kämpfte Feirin mit den Tränen. Er konnte nach ihrem großen Streit nicht zu Enishe gehen und um Hilfe bitten. Und Sannah war ebenfalls für ihn verloren.

Aber auch Inisharca konnte ihm nicht wirklich helfen. Er wagte nicht, darüber nachzudenken, wie es nach der Durchquerung des Reichsforstes weitergehen sollte. Vielleicht sollte er das tun, was Inisharca vorgehabt hatte: Zum Inquisitor gehen und sich stellen. Dann wäre wenigstens bald alles ausgestanden. Feirin fürchtete den Tod auf dem

Scheiterhaufen, aber ebenso die Hoffnungslosigkeit, die in seiner Zukunft auf ihn wartete.

Die kleine Frau riss ihn jedoch resolut zurück in die Wirklichkeit. »Wenn du jetzt aufgeben willst, junger Mann, hast du dir die falsche Begleitung ausgesucht.«

Inisharcas warme und schwielige Hände rüttelten an seinen Schultern, bis er die Augen wieder öffnete. Sie kniete vor ihm, eiserne Entschlossenheit im Gesicht.

»Was willst du denn von mir?«, fragte Feirin mit leiser Stimme.

Ein grimmiges Lächeln ließ die Lachfalten um Inisharcas Augen hervortreten. »Ich will das Gleiche von dir, das du vor zwei Praiosläufen von mir wolltest. Ich will, dass du dich zusammennimmst, solange wir wenigstens noch eine geringe Hoffnung haben. An Wunder glaube ich nicht, Feirin. Aber weißt du, was dein Name in der Gegend, wo ich herkomme, bedeutet? Deine Mutter hat dich >Geschenk< oder >Gabe< genannt, und ich schätze, sie hat sich etwas dabei gedacht. Und Geschenke der Götter wirft man nicht einfach weg. Zumindest nicht, wenn ich dabei bin.« In Inisharcas Stimme war keinerlei Sanftmut mehr zu hören. Sie stand auf und reichte Feirin Hosen, Hemd, Wams und Stiefel aus dem offenen Bündel. Die Kleider hatten sogar halbwegs seine Größe.

Dann sprach Inisharca in schneidendem Tonfall weiter, ohne Widerspruch zu dulden: »Zieh dich an! Idra hat uns sogar einen Krug Wein mitgegeben, den sie für besondere Anlässe aufgehoben hatte. Wir werden einen Schluck trinken, etwas Ordentliches essen und hier übernachten. Morgen sieht alles ganz anders aus. Du hast nicht das Recht, alles hinzuwerfen. Und wenn ich dich festbinden muss, mache ich auch das.« Sie kramte weiter in dem Packen, ohne aufzusehen.

Feirin war sprachlos. Diese unmögliche Frau hatte ihn mit ihren Worten überwältigt und über sein Leben und seinen Tod bestimmt. Er fühlte sich, als hätte ihm jemand

einen Knüppel über den Kopf gezogen als er schon am Boden lag. Er wollte aufbegehren und sich gegen die Bevormundung wehren. Welches Recht hatte diese Bäuerin...

Der junge Mann sprang auf, bereit, Inisharca anzubrüllen oder sie sogar zu schlagen, da begegnete er ihrem Blick. Sie lächelte immer noch grimmig, aber ein weicher Schimmer lag über ihrem Gesicht, der nicht zu ihren Worten passte.

»Siehst du, junger Mann, es geht, wieder aufzustehen, wenn man schon am Boden liegt.« Sic begann leise zu lachen, und Feirins Wut löste sich spurlos auf.

»Diesmal hast du Recht«, sagte er. »Jetzt sind wir wohl quitt.«

Inisharca schüttelte den Kopf. »Das wird wieder passieren. Wir sind beide nicht besonders mutig und auch nicht dumm genug, um nicht ab und zu zu merken, wie gering unsere Aussichten wirklich sind. Ich habe eine Bitte - und du bist der erste Mensch, den ich darum bitte - wenn ich mal wieder so weit bin, musst du mir einfach einen Tritt geben.«

Der junge Hexer lächelte. »Du bist wirklich ulkig, Cara. Und jetzt dreh dich um, damit ich mich umziehen kann.«

Als die Dämmerung hereinbrach, hatten die beiden ihr Gepäck sortiert, ordentlich gegessen und den kleinen Weinkrug fast geleert. Inisharca hatte sich geirrt, die Lage sah schon jetzt ganz anders aus. Die Bäuerin Idra war auch oft unterwegs und wusste genau, was man brauchte. Feirin fühlte sich in den trockenen, warmen und passenden Kleidern endlich wieder richtig wohl, zumal der Wein ihn von innen wärmte. Eine zweite Decke, ein Umhang aus Öltuch und ein paar große Pakete mit Käse, Speck, Dörrfrüchten und Brot - unter normalen Umständen konnte man damit wahrscheinlich durch das halbe Mittelreich kommen. Sogar einen Rucksack hatte Idra dazugegeben, sodass der Proviant und die vielen Kleinigkeiten gut getragen werden

konnten. Eigentlich fehlte jetzt nur noch ein gemütliches Feuer, aber das war in der relativ offenen Landschaft wirklich zu gefährlich. Und an den Wald wollten sowohl Inisharca als auch Feirin noch nicht denken.

Der junge Hexer versuchte, ein möglichst harmloses Gesprächsthema zu wählen, als er die Frau fragte: »Das mit meinem Namen - findest du das wirklich so wichtig?«

Inisharca nickte ernsthaft. »Weißt du, ich glaube schon, dass der Name eines Wesens von Bedeutung ist. Über die Elfen muss ich dir ja hoffentlich nichts erzählen, für die ist der Name ein wichtiger Teil ihres Lebensliedes. Bei uns ist er scheinbar oft nur eine Laune der Eltern oder jemand benennt sich selbst, um sich einen bestimmten Anstrich zu geben. Aber der von anderen gegebene Name beeinflusst einen doch. Und einer, den man sich selbst gibt ... Ich habe mal von einem Mann gehört, der sich Bardion nannte und in den Augen der Leute ganz anders erschien, als wenn er sich als Alrik vorstellte. Aus einem schlichten Schläger wurde ein großer Kämpfer, nur durch den Namen. Bei dir glaube ich, dass deine Eltern froh waren, dich zu bekommen, wenn sie dich Feirin nannten und diese Freude merkt man dir an. Jedenfalls passt der Name hervorragend, du bist nämlich ein richtig netter Kerl, wenn dich nicht gerade der Mut verlässt.«

Feirin dachte nach. Seine Eltern waren früh gestorben, und er hatte nur wenige Erinnerungen an die Zeit, bevor er von der Hexe Enishe aufgenommen worden war. Aber ein warmes Gefühl kam auf, als er an die kleine Hütte dachte, in der er gelebt hatte. An das Gesicht seiner Mutter konnte er sich überhaupt nicht erinnern, nur ein Lächeln oder Lachen erschien vor seinem inneren Auge. Und vom Vater waren nur ein paar starke Arme geblieben, die ihn durch die Gegend trugen oder ihn durch die Luft wirbelten, bis er juchzte. Inisharca hatte wahrscheinlich Recht.

»Und was ist mit dir?«, fragte er. »Du hast deinen Kindern auch albernische Namen gegeben.«

Ihr Lächeln war ein wenig traurig. »Ich komme aus Albernica, weißt du. Und ich wollte meinen Kindern den Ärger, den ich hatte, ersparen. Also heißen sie einfach, wie sie bei der Geburt aussahen. Diarmait hatte fast schwarze Haare, Finnabir ist immer noch so blond wie ihr Vater.«

»Was für einen Ärger hattest du denn? Und was bedeutet >Cara< eigentlich?«

Es war schon zu dunkel, als dass er ihren Gesichtsausdruck hätte deuten können, aber wie immer färbten Inisharcas Gefühle ihre Stimme, diesmal eine Mischung aus Verachtung und Trauer. »Das ist nur ein Spitzname, auch wenn er in meiner Heimat schon wieder etwas heißen würde ... Egal. Eigentlich heiße ich Inisharca. Meine Mutter hat mir damit keinen Gefallen getan... Das ist der Name einer kleinen Insel im Waller, auf der Mutter eine Nacht mit einem vorbeiziehenden Abenteurer verbracht hat. Dabei bin ich gezeugt worden. Mit diesem Namen hat sie mir die ganze Verantwortung für ihre Erinnerungen aufgebürdet. Immer hat sie nach Ähnlichkeiten zwischen ihm und mir gesucht. Und dann ...« Die Frau versank in düsterem Brüten.

»So schlimm finde ich Inisharca gar nicht. Das klingt außergewöhnlich, aber schön«, versuchte Feirin sie aufzumuntern.

Ihre heftige Reaktion hatte er nicht erwartet. »Du hast wahrscheinlich keine Ahnung, was es bedeutet, schon als Kleinkind für außergewöhnlich gehalten zu werden!« Inisharca war aufgesprungen. »Die Leute waren schon misstrauisch, als ich noch Windeln trug. Und vielleicht lag es auch an diesem Misstrauen, dass ich nie richtig dazugehören durfte, dass ich immer anders war als die anderen Kinder, und dass dann diese Zwischenfälle passierten.«

Sie lief mit langen, harten Schritten unter dem Baum hin und her, dann setzte sie sich wieder.

»Es tut mir Leid, dass ich dich angebrüllt habe«, sagte sie. »Du kannst ja nichts dafür... Aber meine Mutter konnte

ihre rechte Hand nie wieder richtig bewegen, nachdem sie uns aus dem Dorf gejagt hatten. Sie wurde von einem Stein getroffen, der mir galt.«

Feirin nickte, obwohl er wusste, dass Inisharca ihn nicht sehen konnte. Solche Geschichten waren oft genug passiert. »Du bist seit deiner Geburt magisch begabt, Cara. Das liegt nicht an deinem Namen. Vielleicht war dein Vater Magier oder Hexer, vielleicht ist es aber auch nur Zufall. Wenn du an einem anderen Ort geboren worden wärest, wäre man stolz auf deine Gabe gewesen und hätte dich ausbilden lassen.«

Inisharca schwieg eine Weile. Sie klang müde, als sie endlich weitersprach. »Ich weiß. Mein Sohn hat es geerbt. Allerdings hat er Flammen erzeugt, keine Funken. Diarmait ist jetzt in Festum an der Akademie, und es scheint ihm dort gut zu gehen. Er wird ausgebildet und schreibt mir oft...

Aber für mich ist es schon lange zu spät. Ich nenne es nicht Begabung, ich nenne es Strafe. Mutter und ich waren drei Götterläufe lang auf der Flucht, bevor ich es geschafft hatte, die Anfälle zu kontrollieren, und wir endlich einen Ort fanden, wo wir bleiben konnten. Ich hatte gehofft ... Bis dann dieser Wagen auf dem Weg stand.«

»Wenn du über Jahre hinweg diese Kraft unterdrückt hast, musste sie irgendwann mit Gewalt ausbrechen. Das hätte ich dir sagen können.«

»Und warum hast du es mir nicht gesagt?«, fragte Inisharca in komischer Verzweiflung.

Beide mussten urplötzlich wieder lachen. Sie tranken den Krug leer und hüllten sich, diesmal jeder für sich, in die Decken und Umhänge. Das leise Raunen des feinen Regens sang sie in den Schlaf.

Laufen, laufen, laufen. In hartem Rhythmus stampfen meine Füße über das vorjährige Laub, mein Körper ist unendlich schmerz. Die dünne Luft pfeift durch meine Kehle. Immer noch ist alles falsch.

Das Rascheln und 1Yappeln hinter mir nähert sich, lange kann ich ihnen nicht mehr ausweichen. Aber warum sollte ich auch? Ich habe doch schon alles verloren, Freund... Vater... Gott. Es geht nicht mehr, ich kann deinen Namen nicht mehr aussprechen, ich kann nicht mehr zurück.

So müde. Es gibt hier keine Strömung, in die ich mich legen kann, um auszuruhen. Vielleicht sollte ich einfach stehen bleiben und auf sie warten. Aber ich habe Angst.

Einer der Bäume hat einladend ausgebreitete Zioeige. Ich klettere hinauf, wissend, dass es in dieser Welt tödlich sein kann zu fallen. Alles ist falsch... Ich schmiege mich eng an den feuchten, rauen Stamm und unterdrücke das Keuchen. Das Laub ist zwar dünn, aber vielleicht übersehen sie mich.

Kurze Zeit später hat das Getrappel den Fuß des Baumes erreicht. Die rotbepelzten Gestalten, die nicht viel kleiner sind als ich, stürmen weiter. Ich beobachte, wie sie im Wald verschwinden. Als ich gerade vorsichtig mein Versteck verlassen will, kommen vier von ihnen zurück. In wenigen Schritten Entfernung bleiben sie stehen und streiten in einer kehligen Sprache, die ich noch nicht verstehe. Einige ihrer Gedankenbilder dringen zu mir, eine wirre Mischung aus Hunger, Jagd, Beute und verlorenen Spuren. Sie sind sehr hungrig. Mich schaudert bei dem Gedanken, von ihren spitzen Zähnen zerfleischt zu werden.

In diesem Moment erscheinen die Menschen. Drei in Ixder gehüllte Männer, die blanken Waffen in den Händen. Das Gesicht des einen kenne ich zu gut, den dünnen Bart und die hässliche Narbe auf der rechten Wange werde ich nie vergessen. Siegreifen die kleinen Rotpelze ohne Vorwarnung an. Der Kampf dauert nicht lange, aber das, was darauf folgt ...

Die Augen kann ich schließen, die Ohren zuhalten, aber die Gefühle kann ich nicht aus meinem Körper verbannen. Zum Glück kann ich nicht mehr schreien. Und das sind die Menschen, zu denen ich gehören wollte?

Nach über einer Stunde lassen der Schmerz und die Schreie meiner ursprünglichen Verfolger nach. Als ich die tränenden

Augen langsam öffne, sehe ich die blutigen und zerstückelten Leiber auf dem Waldboden verteilt. Die Sprache der Männer verstehe ich inzwischen, obwohl ich sie im Moment lieber nicht verstehe. Sie reden über das, was sie den kleinen Jägern angetan halten, als wäre es ein Spiel gewesen. Einer sammelt lachend die einzelnen Finger auf, die weit verstreut sind. Trophäen.

Was tue ich hier? Ist das wirklich die Welt, die ich geivählt habe? Warum habe ich eigentlich Angst davor, aufzugeben?

Der Narbige lacht, als ihm sein Kumpan seine Beute zeigt. Das gleiche Lachen wie vor ein paar Wochen, als er über mir war, während die anderen mich festhielten, das gleiche Lachen wie in diesem entsetzlichen Moment, als er Ghorans Kopf in den Händen hielt.

Ich springe vom Baum. Mein Knöchel schmerzt knirschend, als ich aufpralle; ich achte nicht darauf. Ich stürze mich auf den Narbigen, aber er ist gut. Er hat sein Schwert schon in der Hand, bevor ich anhalten kann. Als sich die Klinge zwischen meinen Rippen hindurchschiebt, ist auch das schon gleichgültig. Ich muss ihn töten. Meine Hände krallen sich nach oben in seine Kehle, und er reißt die Augen entsetzt auf.

Ja, du kommst mit mir!

Erst als ihm die Zunge aus dem Mund quillt und sein Gesicht blau ist, spüre ich, dass die beiden anderen auf meinen Rücken und meinen Kopf einschlagen. Während ich mich zu ihnen umwende und der leblose Köster dumpf zu Boden fällt, ziehe ich das Schwert aus meiner Brust. Der Stahl schimmert bläulich an den Stellen, die nicht von Blut bedeckt sind. Meine Linke fährt herum. Die Männer wehren sich kaum, irgendetwas scheint sie furchtbar zu erschrecken. Auch dieser Kampf dauert nicht lange.

Erschöpft sinke ich neben den Toten auf den Waldboden. Es ist vorbei. Mein Fuß ist angeschlammten, der Stich in meiner Brust fühlt sich wie brennendes Eis an. Ich spüre, wie das Blut, das über meinen Rücken läuft, im Stoff des Hemdes gerinnt. Der Schmerz füllt mich völlig aus.

Erst in diesem Augenblick beginne ich zu begreifen. Deshalb hatten sie gerade solche Angst. Ich starre auf das Schloß in

meiner Hand. Es ist fast einen Schritt lang und steckte bis zum Griff in meinem Körper. Die Spitze musste weit aus meinem Rücken geragt haben. Und der Narbige tuar luirklich gut, er ivusste, ioo das Herz liegt. Es war also kein Click, damals, als ivir noch...

Der dritte Wunsch. Alles fügt sich zusammen. Es ist noch nicht vorbei, noch lange, lange, endlos lange nicht. Und ich kann noch nicht einmal schreien.

Ein harter Stoß weckte Feirin unsanft. Er wollte protestieren, aber eine kleine, feste Hand presste sich auf seinen Mund. »Sei ruhig!« flüsterte Inisharca. »Da ist etwas im Baum!«

Mühevoll rappelte sich Feirin auf die Deine. Sein Rücken schmerzte an den Stellen, wo sich knorrige Wurzeln durch die Decke gedrückt hatten, aber er unterdrückte das Stöhnen. Es war fast völlig dunkel, da der Himmel immer noch von Regenwolken bedeckt war. Der Hexer presste sich kurz die Hände vor die Augen. Als er sie wieder wegnahm, konnte er wenigstens die Umrisse unterscheiden. Die Frau stand leicht vornübergeneigt, einen Dolch in der Linken haltend und in die Finsternis lauschend. Ihre Haltung erinnerte ihn an eine Wildkatze vor dem Sprung. Der Ahorn, die Rucksäcke, die hingeworfenen Decken - nichts Gefährliches.

Dann hörte Feirin es auch. Etwas war über ihnen im Baum, ein Rascheln, das von einem Lebewesen verursacht wurde. Und es war bestimmt kein Eichhörnchen! Es klang eher, als bewege sich etwas Langes durch das Laub. Dann fiel plötzlich ein Ding von oben zwischen ihn und Inisharca, Blätter und kleine Zweige mit sich reißend. Während beide zur Seite sprangen, ertönte ein wütendes Krächzen.

»Eine Krähe!« Feirin musste lachen. Inisharca murmelte etwas, das wie >Verdammtes Vieh< klang, während sie sich entspannte. Der Vogel krakeelte lauter, so als hätte er die Beleidigung verstanden. Der Hexer schob den abgestor-

benen Ast mit dem Fuß beiseite, dann legte er sich wieder hin, ohne auf das leiser werdende Schimpfen der Krähe zu achten. Inisharca konnte allerdings nicht gleich wieder einschlafen. Sie saß noch eine ganze Zeit im Dunklen und wurde das Gefühl nicht los, dass der Vogel ihnen etwas hatte mitteilen wollen.

Am Morgen weckte Inisharca den jungen Mann atemlos und mit leuchtenden Augen. »Komm schnell, so etwas habe ich noch nie gesehen!«

Feirin schälte sich aus der klammen Decke und nahm dankbar wahr, dass es endlich nicht mehr regnete. Deshalb sich die Frau allerdings aufregte wie ein kleines Kind, das ein unerwartetes Geschenk bekommen hatte, war ihm ein Rätsel. Inisharca zog ihn, als er auf die Beine gekommen war, unter den Ästen des Ahorns hervor und erklimmte eilig den Hügel. »Es ist noch da, sieh mal!«

Es war wirklich atemberaubend. Die Praiosscheibe schob sich in flammendem Rot aus dem Dunst, der über dem Horizont lag, und gegenüber prangte ein Regenbogen unter den abziehenden Wolken. Die obere Wölbung war bereits verschwunden, aber die beiden seitlichen Bögen schimmerten noch in einem unwirklichen Farbenspiel.

»Ob das was bedeutet?«, fragte Inisharca den jungen Mann.

Feirin zuckte die Schultern. »Ich weiß nicht. Aber es ist wunderschön.«

Die Frau drehte verzückt den Kopf von einer Seite des Himmels zur anderen. »Ich denke, es bringt uns Glück. Einfach nur, weil es so schön ist.«

Plötzlich musste Feirin lachen. »Hattest du dich nicht darüber beschwert, dass die Leute hier so abergläubisch sind? Und jetzt denkst du dir so etwas aus.«

Inisharca schob die Unterlippe vor. »Finnabir würde jetzt so eine Schnute ziehen und dich einen Spielverderber nennen. Aber du hast ja Recht. Ich sollte mir nicht immer un-

nötige Hoffnungen machen.«

Erst als das Rot der Praiosscheibe verblasst und die letzten bunten Linien verschwunden waren, gingen die beiden wieder zu ihrem Lager auf der halben Höhe des Hügels zurück. Die Feuchtigkeit der letzten Tage verdunstete zu Nebelschleiern, die sich in den Senken zu sammeln begannen.

Unter dem Ahorn packten sie ihre Sachen zusammen und wollten sich gerade zum Frühstück setzen, als es in der Baumkrone über ihnen wieder laut wurde.

»Ich dachte, du bist längst fort«, sagte Feirin mit zurückgelegtem Kopf zu der Krähe, die auf einem niedrigen Ast saß und laut krächzte. »Vielleicht haben wir ja noch ein Stück Brot für dich.«

Die Tonart änderte sich, und wieder klang es fast beleidigt.

»Irgendetwas will sie«, meinte Inisharca. »Ich hatte heute Nacht schon den Eindruck.« Sie brach ein Stück von dem dunklen, groben Brot ab und reichte es Feirin hinüber.

»Bei uns hieß es immer, dass Krähen Unglück bringen, aber ich hatte meist das Gefühl, dass sie eher davor warnen«, fuhr sie fort.

Wieder änderte sich das Krächzen. War das Zustimmung?

Zutraulich flatterte die Krähe vom Ast herunter und setzte sich auf die Schulter des Hexers. Der Vogel pickte an dem Brotbrocken, den Feirin ihm hinhielt und knabberte dabei fast zärtlich an seinen Fingern.

»Es scheint ein zahmes Tier zu sein«, sagte er. »Was meinst du?«

Inisharca lächelte. »Es sieht für mich eher so aus, als wäre es deine. Steht dir. Habt ihr nicht manchmal Krähen als Haustiere?«

Feirin schrie kurz auf, als sich die Krallen fest in seine Haut bohrten. »Au! Was soll denn das? Du ...«

Dann begann er plötzlich zu lachen. »Du hast Recht, Cara. Aber nenne die Hübsche hier nie wieder Haustier.

Unsere Vertraute können verschiedene Tiere sein, obwohl ich von Krähen bisher nicht gewusst habe. Aber so, wie sie reagiert, scheint sie einer Schwester zu gehören, ich habe nur keine Ahnung, welcher. Stimmt's, Hübsche?«

Die Krähe legte wieder den Kopf schief und sah zu Feirin hoch. Als der Hexer sich auf einen Stein setzte, flog sie nicht auf, sondern wanderte nur quer über seinen Rücken auf die andere Seite. Immer wieder pickte sie ein Stück Brot oder ein Bröckchen Käse und machte keine Anstalten, ihren Sitzplatz zu verlassen.

Das Mahl dauerte nicht lange. Als Feirin und Inisharca den Proviant zusammengepackt hatten und sich auf den Weg machen wollten, sprang die Krähe von der Schulter des Hexer und begann wieder, laut und wild zu krächzen.

»Mach's gut, Hübsche, und grüß deine Meisterin«, verabschiedete sich Feirin, schulterte den Rucksack und wandte sich zum Gehen.

Inisharca hielt ihn jedoch am Ärmel fest. »Sie will noch etwas, hörst du das nicht? Und sie meint dich.«

Kopfschüttelnd drehte sich Feirin wieder um. Fast war er ein wenig böse auf sie. Sie hatte doch keine Ahnung von Hexentieren und wollte ihn belehren. Dann bemerkte er, dass die Krähe auf dem abgebrochenen Ast, der sie in der Nacht so erschreckt hatte, aufgeregt hin- und herhüpfte. Er beugte sich hinab, betrachtete ihn und erstarrte.

»Ist das wirklich für mich, Hübsche?«, flüsterte er.

Die Krähe hatte sich beruhigt und beobachtete ihn mit schräg gelegtem Kopf. Inisharca kam neugierig näher. Feirin hob das Holz vorsichtig an und der Vogel setzte sich wieder auf seine Schulter. Von wegen abgebrochener Ast ... Mit seinen langen Fingern strich Feirin fast zärtlich über das helle, fein gemaserte Holz eines hervorragend gearbeiteten Stabes. Er war fast so lang wie Feirin selbst, in einer Spirale wand sich eine fein geschnitzte Efeuranke über die gesamte Länge. Mit einem Radau könnte er eine ganze Menge Schaden anrichten und auch zum Zuschlagen war

er geeignet. Und wenn Feirin noch Hexensalbe besitzen würde, könnte er sogar darauf fliegen, wenn auch nicht besonders bequem. Vielleicht war es eine Art Kampfstab.

Im ersten Moment dachte er, dass Gnishe ihn trotz ihres Zerwürfnisses geschickt haben könnte, aber die Krähe hätte den Stab nicht zu tragen vermocht. Also hatte er schon vorher in der Baumkrone gesteckt - aber wieso? Und wem gehörte der Vogel? Feirin kannte die meisten Hexen der näheren Umgebung von den Feiern, aber keine von ihnen hatte eine Krähe als Vertraute.

»Soll ich ihn wirklich behalten?«, fragte er den Vogel noch einmal, der ein kurzes Krächzen von sich gab.

»Ich würde das für ein >Ja< halten«, meinte Inisharca. »Nimm ihn als Geschenk an, wir werden ihn wahrscheinlich brauchen.«

Die Krähe krächzte wieder kurz und machte einen zufriedenen Eindruck.

»In Ordnung«, sagte Feirin, jedoch fühlte er sich nicht ganz wohl dabei. »Aber wenn wir den Besitzer treffen, geben wir...«

Die Frau starrte ihn mit großen Augen an und auch der Hexer sah erschrocken auf seine Schulter hinunter. Die Krähe bedachte ihn noch mit einem klugen und freundlichen Blick, dann löste sie sich einfach auf. Ein Streifen feiner grauer Dunst vermischte sich mit dem immer dichter aufziehenden Nebel.

»Was war das?«, fragte Inisharca.

Der Hexer räusperte sich. »Keine Ahnung. Vielleicht ein guter Geist oder eine verirrte Seele.«

Beide standen noch eine Weile schweigend unter dem Baum. Dann sagte Feirin: »Lass uns weitergehen. Der Nebel sammelt sich in der Senke vor dem Wald, und wenn wir Glück haben, kommen wir ungesehen bis dahin.«

Drei Stunden später hatten Feirin und Inisharca den Waldrand erreicht. Das nahmen sie zumindest an. Der Nebel

war inzwischen so dicht, dass ihr Blick keine fünf Schritt weit reichte. Dunkle Stämme standen dicht an dicht, sie wirkten wie Säulen in einem niedrigen, finsternen Saal. Ein schmaler Pfad war noch mit Mühe zu erkennen und sie folgten ihm, eine unbestimmte Angst im Nacken.

5. Kapitel

Ritter Ungborn starrte missmutig in den dichten Nebel, als sich die letzte Nachtwache dem Ende näherte. Schon den dritten Tag lauerten sie hier am Waldrand auf die Hexe und ihren Kumpan, aber bisher hatte sich nichts getan. Er hatte sonst immer Geduld, viel Geduld auf der Jagd, aber diese Sache gefiel ihm mit jeder Minute weniger. Der Inquisitor hatte Recht; selbst auf einer kurzen Inspektionsreise konnte man die Gelegenheit, schwarzer Magie Einhalt zu gebieten, nicht einfach ungenutzt verstreichen lassen. Dennoch, irgendetwas stimmte hier nicht.

Der Bannstrahler gab es sogar vor sich selbst nur ungern zu, doch er fühlte sich immer unbehaglicher. So als würden sie ständig von unsichtbaren Augen beobachtet. Und dann dieser Nebel! Seit dem letzten Abend hatte er stetig zugenommen. Mittlerweile begann es hell zu werden, doch die Praiosscheibe würde den Dunst nicht durchdringen. Ungborn konnte höchstens vier Schritt weit sehen, die Schlafenden waren nur dunkle Umrisse auf dem Boden. Hoffentlich würde sich der Nebel bald auflösen ...

Gerade als er seine Mitstreiter zum morgendlichen Gebet wecken wollte, hörte er das entsetzte Wiehern der Pferde, die er von seiner Position aus nicht sehen konnte. Durch den Nebel klang es verzerrt und näher als es war. Der Bannstrahler lief mit langen Schritten in die Richtung der Pferde, aber er kam zu spät. Der Pflock war aus dem Boden gerissen, und nur ungefähr ließ sich die Richtung bestimmen, in die sich der Hufschlag entfernte. Während er den Pferden fluchend nachstürzte, waren auch die anderen durch den Lärm geweckt worden und schlossen sich der Suche an.

Doch die Tiere blieben verschwunden. Und selbst die Bannstrahler und der Inquisitor hatten Mühe, sich nach einiger Zeit wiederzufinden. Eine halbe Stunde liefen sie

rufend durch den dichten Nebel, bis sie wieder zusammentrafen, und noch länger, bis sie ihr Lager fanden. Für das Morgengebet war es zu spät, Praios musste schon lange hoch am Himmel stehen, als der Inquisitor und die Bannstrahler endlich atemlos und sehr wütend an der Feuerstelle eintrafen.

»Was ist eigentlich geschehen? Habt Ihr während Eurer Wache geschlafen?«, fuhr Praiogreif Ungborn an.

Der Bannstrahler beherrschte sich nur mit Mühe. »Nein, Herr. Ich weiß auch nicht, was in die Pferde gefahren ist«, erwiderte er so ruhig wie unter dem scharfen Blick möglich. Ein kurzer Blick zu seinen Ordensbrüdern zeigte ihm, dass auch sie den Ton des Inquisitors für unangemessen hielten. Aber Erenwin und Gernot sagten nichts, sie standen nur sehr aufrecht in der feuchten Kälte.

Für Ritter Ungborn war klar, dass es besser gewesen wäre, sich von vornherein auf sein Gespür zu verlassen. Dieser von Bergenstein mochte zwar den Greifenring tragen, aber er war offensichtlich noch sehr unerfahren. Der Bannstrahl Praios' arbeitete Ungborns Meinung nach effektiver und weniger zimperlich als die Inquisition, aber Befehl war Befehl. Und dieser Befehl war von ganz oben gekommen. Sie hatten dem Inquisitor zu folgen, ihn zu beschützen und seinen Weisungen zu gehorchen. Also biss Ungborn die Zähne zusammen, wohl wissend, dass er sich für seinen unausgesprochenen Wunsch nach Befehlsverweigerungselbst strafen würde. Unbewusst tastete er nach der Geißel, die an seinem Gürtel hing.

Praiogreif verkniff sich ein Lächeln, als er seine eigenen Gedanken über den Ritter mit dieser Geste bestätigt sah. Ein Bluthund war wichtig bei der Jagd, aber er musste dem Jäger gehorchen, sonst war er nicht mehr wert als ein Raubtier, das zu gefährlich war, um es am Leben zu lassen.

»Wir haben keine Zeit zum Frühstück, die Pferde sind wichtiger. Nehmt Eure Sachen, meine Herren«, wies er die Bannstrahler an. »Dann müssen wir sie nachher nicht wie-

der suchen. Wir schwärmen aus, bleiben aber in Rufweite. Der Nebel scheint immer dichter zu werden.«

Widerspruchslos machten die Bannstrahler sich erneut auf die Suche nach den Pferden.

Zwei Stunden später waren die Tiere wahrscheinlich schon über alle Berge. Unruhe hatte die Selbstsicherheit des Inquisitors verdrängt. Nein, dieser Nebel war kein Hexenwerk, sonst hätte es sie nicht betroffen. Und auch gegen diese Orientierungslosigkeit wäre er gefeit, die ihn an seinen Fähigkeiten zweifeln ließ. Was immer er auch tat, in welche Richtung er auch immer ging, immer wieder landete er am Waldrand. Immer wieder ragten dunklen Schatten vor Praiogreif aus dem Dunst auf, einige Male war er schon in die stechenden Ginsterbüsche hineingelaufen. Mitunter schien es ihm sogar, als wären Gestalten im Nebel zu sehen, durchsichtige Frauen in wirbelnden weißen Gewändern, die vor ihm zurückwichen.

»Hirngespinnste«, murmelte Praiogreif und bemühte sich, sie nicht zu beachten. Und dazu kam die gespenstische Stille. Seit die Pferde verschwunden waren, drang nur das Klirren der Kettenhemden und ab und zu ein unterdrückter Fluch Ungborns durch den Nebel, unheimlich verzerrt und scheinbar in unmittelbarer Nähe.

Denn auch den Bannstrahlern erging es nicht besser. Es war nicht einmal möglich, sich aus der Rufweite zu entfernen, irgendetwas zog sie immer wieder zum Wald, und nicht einmal ein schwacher Umriss der Praiosscheibe war durch das blasse Zwielight auszumachen, um ihnen die Richtung zu weisen. Obwohl sie es besser wussten, hatten sie das Gefühl, von den schweigenden borstigen Sträuchern eingeschlossen zu sein, sich schon mitten im Wald zu befinden.

Schließlich trafen sich die vier an ihrer alten Lagerstelle wieder, ein sicheres Zeichen, dass sie nicht zufällig doch in den Wald geraten waren. Ritter Erenwin legte das übrig

gebliebene Holz auf die Feuerstelle und versuchte, es zu entzünden. Gernot entfernte scheinbar gelangweilt kleine, trockene Zweige aus dem langen Kettenhemd, und Ungborn starrte den Inquisitor mit zusammengekniffenen Augen an, einen Befehl erwartend und in der unbewussten Hoffnung, ein Zeichen der Unsicherheit in dem breiten, harten Gesicht zu entdecken. Vielleicht lag es an dem Nebel, dessen Feuchtigkeit inzwischen unter Rüstungen und Kleidung gedrungen war, aber Praiogreifs Miene ließ auch aus zwei Schritt Entfernung keine Regung erkennen. Wenn der Bannstrahler seinen derzeitigen Vorgesetzten besser gekannt hätte, wäre ihm klar gewesen, dass der Inquisitor schon sehr lange darüber hinaus war, seine Gefühle zu zeigen.

Schließlich brach Praiogreif das drückende Schweigen. »Nun, meine Herren, ich fürchte, wir haben ein Problem.«

Ungborn schnappte nach Luft. Das klang wie das Eingeständnis einer Niederlage.

Der Inquisitor fuhr fort: »Zuerst sollten wir das versäumte Morgengebet nachholen, vielleicht gewährt uns der Fürst des Lichtes dann ein wenig mehr Führung. Dennoch denke ich, dass unser Herr erwartet, dass wir selbst mit den uns gestellten Aufgaben fertig werden. Also werden wir anschließend etwas essen und währenddessen darüber beraten, was wir tun können.«

Etwas in der eisigen Stimme des Inquisitors war von solcher Autorität, dass die drei Bannstrahler den Vorschlag nicht anders als einen Befehl auffassen konnten. Erenwin ließ das feuchte Holz liegen und kniete nieder, Ungborn und Gernot folgten seinem Beispiel. Während sie die überlieferten Formeln vor sich hin murmelten, konnte Ungborn nicht umhin, ab und zu einen Seitenblick auf den Inquisitor zu werfen, der mit geschlossenen Augen im feuchten Gras auf den Knien lag und stumm betete. Langsam verstand der Ritter, weshalb dieser Mann den Greifenring erhalten hatte. Und er wusste auch, dass er sich spätestens bei der

nächsten Rast für eine Weile zurückziehen musste. Er hatte am Inquisitor gezweifelt, dessen Befähigung in Frage gestellt und nicht zuletzt während der Morgenandacht seine Gedanken schweifen lassen. Ergeben würde Ungborn seine Strafe dafür ausführen, auch wenn auf seinem Rücken kaum noch Platz für neue Narben war.

Wenig später hatte der schweigsame Erenwin das Feuer doch noch in Gang bekommen. Das karge Mahl aus hartem Brot, etwas Mehlsuppe, Trockenfrüchten und klarem Wasser tat den Männern gut, auch wenn sich der Nebel nicht einmal etwas gelichtet hatte. Mittlerweile musste es fast Mittag sein. Das warme Licht des kleinen Feuers färbte den Dunst gelblich, sodass sie sich fast wie in einem gemütlichen runden Stübchen fühlten. Allerdings ließ keiner von ihnen das Gefühl irgendeiner Behaglichkeit aufkommen, dazu war die Lage zu ernst und vor allem zu unerklärlich.

»Wenn es kälter wäre, könnte man von dämonischem Einfluss ausgehen«, sagte Gemot, nachdem Praiogreif die Bannstrahler aufgefordert hatte, ihre Meinung zu äußern. »Ich habe so etwas noch nie erlebt und auch in den Aufzeichnungen nichts gelesen.«

Ungborn zuckte die Schultern. »Trotzdem ist das Ganze auf jeden Fall praioslästerliches Blendwerk. Machenschaften schwarzer Magie hätten wir mit der Hilfe unseres Herrn durchschaut und gebannt. Da sind andere Kräfte am Werk.« Er warf einen Seitenblick auf den Inquisitor, der zustimmend nickte. Wie ein gütiger, aber gestrenger Vater, fuhr es Ungborn durch den Sinn, obwohl er selbst mindestens zehn Götterläufe älter war als sein Vorgesetzter.

»Feen«, warf Erenwin ein.

Praiogreif runzelte die Stirn. Sollte er diesem Aberglauben der einfachen Leute nachgehen? So etwas wie Feenwesen kannte er nur aus Märchen und Sagen, aber die Bannstrahler hatten mehr von Aventurien gesehen als er

selbst. Deshalb hatte er sie auch um Vorschläge gebeten. Er wusste, wie man das Wissen anderer nutzte, ohne seine Autorität preiszugeben.

»Wie meint Ihr das?«, fragte er also ruhig, mit einem fast unmerklichen Hauch von Skepsis.

Erenwin räusperte sich und sah zu Boden. »Kobolde, Ladifaahri, Faune ... Ich kann Euch auch wenig Genaues sagen, Inquisitor. Ich habe noch keine gesehen. Aber ihre Magie ist gänzlich fremdartig, anders als die von Zaubernern, Hexen oder Elfen.« Die letzten Worte spuckte er fast aus.

Gernot, der Schreiber, nickte. »Das könnte es sein.« Und er begann einen seiner trockenen Vorträge zu halten.

»Also alles in allem sind diese Wesen ebenso von Praios verlassen wie die, die wir verfolgen«, fasste der Inquisitor nach einer Weile zusammen. »Und wie es scheint, behindern sie unsere heilige Aufgabe. Wir werden uns nicht von ihnen ...«

Durch den Nebel verstärkt drang das Tappen vorsichtiger Schritte und leises Flüstern von rechts zu ihnen. Lautlos sprang Gernot auf. Sein Handzeichen war eindeutig - sie hatten ihre Beute gefunden. Schnell und leise bewegten sich die Männer am Wald entlang, den Geräuschen folgend. Ein Pfad führte am Rande des Ginsterdickichts in den Wald hinein. Diesmal würden die Ketzler ihnen nicht entkommen.

je weiter Inisharca und Feirin in den Wald hineinliefen, desto unheimlicher wurde die Stimmung. Irgendetwas hielt sie davon ab, auch nur ein Wort zu wechseln. Inisharca glaubte, dass sich so ein gejagtes Wild fühlen musste, das versuchte, ein sicheres Versteck vor dem Jäger zu finden. Sie war sich sicher, dass sie verfolgt wurden, und ein Blick auf Feirins Gesicht, der hinter ihr lief, zeigte ihr, dass es ihm ebenso ging. Beide konzentrierten sich nur noch

darauf, Schritt für Schritt möglichst schnell in den Tiefen des Waldes zu verschwinden.

Der Nebel vor ihnen schien dünner zu werden, aber es wurde nicht heller. Die Wipfel der dicken Bäume schälten sich langsam aus dem Dunst, rechts und links neben dem Pfad wucherte dichtes, dorniges und verfilztes Unterholz. Außer den raschen Schritten der Flüchtlinge und ihrem inzwischen keuchenden Atem war nichts zu hören. Kein Vogel sang, kein Tier huschte raschelnd durch das Dickicht. Feirin war sich nicht sicher, ob es nur am hereinbrechenden Herbst lag, dass die Blätter so dunkel waren, dass er nicht unterscheiden konnte, ob sie grün oder braun waren. Graue Flechten und schwammige Pilze umschlangen die Stämme, nur der Pfad war völlig frei von jedem Pflanzenwuchs. Kein trockenes Blatt lag auf dem drei Spann breiten Streifen dunklen Erdreichs, kein Halm wuchs dort. Der Weg schien völlig neu angelegt zu sein - oder lag es nur an dem Eindruck unermesslichen Alters, den die Bäume erweckten? Ein Schauer lief dem Hexer über den schweißnassen Rücken.

Inisharca, die vor ihm lief, hatte nach einem kurzen Blick auf ihren Begleiter nur noch Augen für den Weg. Sie wagte nicht auszusprechen, dass der Nebel hinter ihnen her zu kriechen schien, und hoffte, dass sie sich die Gesichter darin nur eingebildet hatte. Die feuchte Erde hätte sogar angenehm unter ihren nackten Füßen sein können - kein Stein, kein Ast, keine Wurzel. Trotzdem wagte die Frau nicht aufzusehen. So merkte sie nicht, dass der Dunst nach einiger Zeit weit hinter ihnen zurückblieb.

Stunden vergingen. Sowohl Inisharca als auch Feirin spürten ihre Beine nicht mehr, mechanisch machten sie Schritt um Schritt. Nach ihrem Gefühl mussten schon Tage vergangen sein. Die sie treibende Angst hatte allerdings noch nicht nachgelassen, sodass beide nicht wagten, an eine Rast zu denken. Langsam machte sich in ihnen Reue breit über

den Entschluss, in den Reichsforst zu gehen. Beide begannen, mit müdem Blick nach Seitenwegen Ausschau zu halten, die vielleicht wieder aus dem Wald herausführten. Doch der Pfad zog sich mit leichten Biegungen weiter, und das Dickicht zwischen den dunklen Stämmen war viel zu dicht, um sich hindurchzuarbeiten.

Ein scharfer Schlag über dem rechten Knie brachte Inisharca zum Stehen.

»Vorsicht, nicht berühren«, rief sie noch, dann stürzte sie zu Boden. Eisige Kälte breitete sich von der getroffenen Stelle aus.

Der Hexer, der annahm, dass die Frau gestolpert sei, wunderte sich über ihre erfolglosen Bemühungen, wieder auf die Beine zu kommen. Hatte sie sich etwas gebrochen?

Als Feirin seine Reisegefährtin erreichte, konnte Inisharca das Bein schon nicht mehr fühlen und bewegen, in ihrem Unterleib schienen sich Eiszapfen zu bilden. Quer über den Pfad lag eine scheinbar harmlose Brombeerranke, deren Dornen allerdings leicht bläulich schimmerten. Der Hexer wollte sie mit dem Stab zur Seite schieben, da zog sie sich wie eine Schlange zurück und verschwand mit einem trockenen Rascheln im Unterholz, das einzige Geräusch, das seit Inisharcas Aufschrei zu hören gewesen war. Feirin fühlte sich von der Stille, die nach dem Verstummen ihrer Schritte über den Bäumen lag, fast erdrückt.

»Was ist los?«, fragte er flüsternd, schob den Rucksack beiseite und drehte Inisharca vorsichtig auf den Rücken.

»Ich ... weiß nicht. Kalt.« Nur mühevoll konnte sie die bläulich angelaufenen Lippen bewegen. Feirin erschrak vor ihrem weißen Gesicht, auf dem die Sommersprossen fast schwarz aussahen, aber er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen.

»Wir können nicht hierbleiben. Kannst du aufstehen?«

Die Frau schüttelte den Kopf und bemühte sich vergeblich, die Hand zu heben. »Du... allein... weiter.« Ihre Lippen zitterten, dann sank ihr Kopf leblos auf den Weg. Feirin

hatte das Gefühl, dass ihre offen stehenden, grauen Augen heller wurden, sich Eiskristalle über die Pupillen schoben.

Nein, er konnte sie natürlich nicht hier liegen lassen. Rechts sah es zwischen den Bäumen etwas heller aus, vielleicht war dort eine Lichtung. Er musste schnell ein Feuer anzünden, auch wenn er nicht wusste, ob das helfen würde. Doch sie war so kalt, und er konnte sie nicht im Stich lassen...

Er ging auf die Stelle zu, an der das Gebüsch nicht so dicht war, und stellte fest, dass er die Zweige und Blätter leicht auseinander schieben konnte. Ein Dutzend Schritt abseits vom Weg lag wirklich eine fast kreisrunde Lichtung; zwischen den weit ausladenden Baumwipfeln war sogar ein Stück blauer Himmel mit hoch dahinjagenden Wolken zu sehen. Schnell zog der Hexer die Frau, die er nicht tragen konnte, durch das Unterholz, das sich bereitwillig teilte, dann holte er noch den liegen gebliebenen Rucksack.

Am Rande der Lichtung fand Feirin genug trockenes Holz, um es für ein kleines Feuer zwischen ein paar Steinen aufzuschichten. Aus Inisharcas Rucksack kramte er Feuerstein, Stahl und Zunder, und bald züngelten gelbe Flammen, die zum Glück nur wenig Rauch machten. Feirin schob Inisharca, die völlig erstarrt zu sein schien, so dicht wie möglich neben das Feuer. Dann sah er nach der Verletzung, die die Ranke verursacht haben musste.

»Komm jetzt nicht auf dumme Gedanken«, sagte er zu der bewusstlosen Frau, dann streifte er ihr mühevoll die Hosen von den steifen Beinen. Kurz über dem Knie hoben sich einige winzige Einstiche, in denen noch ein paar Dornen steckten, dunkelblau und geschwollen von der hellen Haut ab. Feirin hatte zwar keine Ahnung, was Inisharca zugestoßen war und ob er ihr überhaupt helfen konnte, aber er machte sich verbissen daran, die Dornen zu entfernen, ohne sie mit den Fingern zu berühren.

Heute gönnt mir mein Lehrmeister etwas mehr Ruhe als sonst. Ich habe genug Zeit, die Narben des letzten Mondes verschwinden zu lassen und mir eine neue Rüstung zu suchen. Es ist schon lange her, dass ich mich scheute, die Toten zu berühren, jetzt weiß ich, dass es nur noch leere Hüllen sind. Mein Mitleid beschränkt sich auf das, was sie im Leben erlitten haben, ihre Körper fühlen jetzt jedoch nichts mehr. Es muss entsetzlich gewesen sein. Die Verstümmelungen, der Schrecken auf den meisten Gesichtern, die vielen bösen Wunden. Und dazwischen die Überreste der unbeschreiblichen Kreaturen, gegen die sie angetreten waren.

Anfangs habe ich sie noch im roten Sand vergraben, so wie ich es in den Städten der Menschen gesehen habe. Aber wozu die Mühe? Der eioige Wind, die Hitze am Tag, die nächtliche Kälte und die Trockenheit nehmen mir die Arbeit ab; die meisten sind bereits zerfallen oder vom Staub überdeckt. Wenn es stimmt, was sie geglaubt haben, sind ihre Seelen schon längst ganz woanders, bei ihren Göttern oder ihren Dämonen. Liegen bleiben die Waffen und Rüstungen, aber auch sie werden bereits brüchig. Nicht mehr lange, und von der großen Schlacht ist keine Spur mehr zu finden. Nur die riesigen roten Steinblöcke der Ruine werden bleiben, jedoch auch sie nicht für immer. Aber ich...?

Nein, darüber will ich nicht nachdenken. Solange werde ich hier nicht warten, um auch diesen Zerfall zu sehen. Irgendwann muss ich weilerziehen. Hier kann ich nicht mehr viel lernen, und vielleicht habe ich doch noch eine Möglichkeit...

Warum kommt die Hoffnung immer wieder? Ich habe doch schon längst aufgehört, die Monde zu zählen. Ich habe doch schon zu oft vergebens eine Lösung gesucht.

Sein Lächeln. Er hätte mich vielleicht sogar verstehen können. Und vielleicht war er wirklich so weise, wie sie ihn genannt haben. Ich habe ihn doch noch gesehen, drei Monde vor seinem Verschwinden.

Das ist der Grund für die Hoffnung. Noch habe ich keinen Beweis dafür, dass ich wirklich nicht sterben kann. Ich habe noch keine Antwort bekommen, oder vielleicht auch nur keine, die ich verstehen konnte. Es liegt möglicherweise nur an mir ...

Verzeiht, Rohal, wenn ich Euch noch mit meinen Gedanken belästige. Herr, ich loollte mit Euch sprechen, ich loollte Euch nur eine Frage stellen. Ich halte vor Ewigkeiten die Stimme verloren, und Eure Leute haben mich nicht gleich vorgelassen, xoeil ich nicht erklären konnte, warum ich zu Euch wollte. Und ich muss gestehen, ich habe mich nicht allzusehr bemüht, zu Euch vorzudringen. Mir fehlte der Mut.

Ja, ich habe Ablehnung befürchtet oder Unverständnis. Und ich nahm an, dass Ihr so viel Wichtigeres zu tun hattet. Als ich mich endlich durchgerungen halte, war es zu spät, Herr. Ich bin Euch gefolgt, doch als ich hier ankam, iwar niemand mehr da außer den Toten. Ihr seid nicht darunter, aber ich bin sicher, dass Ihr fort seid, dass Ihr diese Welt verlassen habt.

Ich habe Euch einmal aus der Entfernung gesehen, und ich sah Euer Lächeln, als Ihr einen Blick in meine Richtung warft. Ich nehme an, dass Ihr mich nicht bemerkt habt, so weil entfernt in der Menge. Aber vielleicht... Wie sieht cs aus, Rohal, hättet Ihr meine Gedankenbilder verstehen können ? Wäre es...?

Was tue ich hier? Wen interessiert, was ich denke? Und wer kann es loahrnehmen? Noch nie habe ich erlebt, dass stumme Gebete, au wen auch immer, irgendetwas bewirken. Selbst einen Dämon muss man rufen, seinen Namen aussprechen, wie Tessa-na damals erklärt hat. Und sotveit bin ich noch nicht, dass ich das versuchen möchte. Wütend über mich selbst schlage ich in den Sand.

Ein schwerer Hieb in den Rücken reißt mich aus meinen Gedanken. Mein Lehrmeister hat mich überrascht. Seine raue Stimme ist iwie immer nicht zu verstehen, aber ich spüre den maßlosen Hass, den er auf mich hat. Ich achte nicht auf den Schmerz, springe auf und verteidige mich. Langsam kenne ich all seine Finten, seine Angriffsmuster, seine Lücken. Werde ich immer schneller oder er immer schioerfälliger? Es dauert nicht lange, bis ich ihm den schweren Zweihänder aus dem Griff geschlagen habe. Seine Wunden interessieren ihn jedoch genauso wenig wie mich die meinen. Allerdings kann ihm nie wieder passieren, dass ihm sein eigenes Blut in die Augen läuft.

Keuchend halte ich inne. Er kreischt immer noch wild, der un tote Schwertmeister, aber er muss seine abgetrennte Hand und das Schwert einsammeln und sich regenerieren, bis wir die nächste Runde fechten. Und er wird wiederkommen in seinem unbändigen Hass auf alles Leben und besonders auf meines, das er nicht auslöschen kann. In sichrem Abstand schreit er mich an, aber selbst er hat inzwischen gemerkt, dass ich ihn nur benutze, ihn nicht vernichten will. Es gibt keine Itesscre Übung.

Urplötzlich schiebt sich ein Bild über seine Erscheinung, ein Bild des lebendigen und starken Mannes, der er einmal war. Ein stolzer Kämpfer für eine gerechte Sache, für seinen Glauben an etwas Gutes, für eine bessere Welt. Der Hauch einer Erinnerung an eine Frau und ein Kind, eine Spur der Trauer, nicht um sein Leben, sondern um die Einsamkeit der beiden. Nur ein winziger Rest unter dem Hass, aber tief in ihm noch vorhanden.

Mir fällt das Schwert mit der blauen Klinge aus der Hand, als ich vor ihm auf die Knie sinke. Der rote Sand stiebt. Was habe ich getan? Bin ich denn besser als der narbige Kopfgeldjäger, dessen Waffe ich seit Dutzenden von Götterläufen trage? Wie vielt' Monde quäle ich jetzt schon ein fühlendes Wesen?

Er ist doch nur ein Untoter... Sie ist doch nur eine Sklavin ... Es waren doch nur ein paar Goblins ... Er war doch nur ein Renegat, sein Kopf bringt uns filnftundert...

Erst jetzt, erst jetzt frage ich mich, was diesen hervorragenden Kämpfer zu dem gemacht hat, ivas er nun ist. Er hatte einen Namen, Freunde, Liebe und Träume. Vielleicht hat ihn ein Dämon enoischt. Vielleicht ein verirrter Zauber. Oder vielleicht ist es die Gor selbst.

Die Vibrationen der finsternen Magie, die diesen Ort umgeben, das bedrohliche Flüstern des Windes von Gefahr und Tod lutlte ich fast vergessen. Ich habe mich daran gewöhnt. Langsam verstehe ich, was diese Wüste lebenden Wesen antut. Deshalb gibt cs hier keine Pflanzen und Tiere. Sic spüren cs eher als wir und verdrängen es nicht. Sind sic klüger?

Mir die Augen wischend, erhebe ich mich wieder. Hat er bemerkt, dass sich Tränen in das Blut gemischt haben? Zum ersten

Mal ist es mir wichtig, ums er über mich denkt. Und zum ersten Mal traue ich ihm zu, dass er etwas denkt.

Ich bücke mich nach meinem Schwert und gehe langsam auf ihn zu. Der Untote scheint etwas von meinen Gedankenbildern zu spüren. Sein Geheul wird leiser und er weicht keinen Schritt zurück, obwohl er keinen Ausweg mehr hat, als ich die Klinge hebe. Die Wellen des Hasses werden schwächer.

Verzeih mir.

Sein Kopf rollt durch den Sand und bleibt an einem der Trümmerstücke aus rotem Sandstein liegen. Ich weiß, das wird nicht reichen. Seine vertrockneten Augäpfel drehen sich in meine Richtung, als ich den Kopf aufliebe.

Ich lege den Körper, der sich nicht wehrt, die abgetrennte Hand und den Kopf mit dem langen, braunen Haar, in dem sich der rötliche Staub festgesetzt hat, auf einen der Steinblöcke, das zweihändige Schwert daneben. Ihm die Rüstung abzunehmen ist einfach, die Riemen sind längst spröde. Von seinen Kleidern ist nicht viel geblieben, unter dem Metall kommt ein ausgemergelter brauner Leib zum Vorschein. Die breiten Schultern, die ausgedörrten Muskelstränge zeugen von vergangener Stärke. Er war sicherlich einmal ein schöner Mann. Ein kurzer Blick noch, dann schlage ich mit der blauen Klinge auf den Block, bis einer der Funken auf den ausgetrockneten Körper fällt und die erste Flamme aufzüngelt. Bis jetzt hätte er noch fliehen können...

In sicherer Entfernung sehe ich zu, wie der Körper verbrennt - es dauert nicht lange. Als das Feuer er stirbt und ich mich vorsichtig dem Steinblock nähere, beginnt der Wind schon die Asche zu verteilen. Viel ist nicht übrig geblieben, und das Wenige wird nicht lange dort liegen. Vorsichtig berühre ich den Rest der Asche, streichle mit den Fingerspitzen darüber.

Verzeih mir, mein Freund.

Etwas wie die Schwinge eines großen Vogels streift mich, und für einen Augenblick scheint der Wind »Danke« zu flüstern. Ich werde mich getäuscht haben. Hier flüstert der Wind ohnehin die ganze Zeit, wenn man nicht vergisst, zuzuhören. Schade, dass ich deinen Namen nicht weiß. Dein Schwert lasse ich auf deinem

Grabstein liegen, es wäre smoieso zu groß für mich. Ich wünsche dir, dass du Ruhe findest.

Ich werde die Wüste verlassen. Ich habe Rohal den Weisen verpass! und viel zu lange ohne Wasser gelebt. Ich habe gelernt, mit der erbeuteten Waffe umzugehen. Und ich habe einen Freund getötet. Oder erlöst, wer weiß. Ich habe doch noch etwas gelernt, etwas über mich selbst.

Eine alte Sprache, in der fast jedes Wesen Freund hieß, ist in noch weitere Ferne gerückt als das Meer.

Die Nacht näherte sich schon ihrem Ende, als die schmale Sichel des abnehmenden Madamais zwischen den Baumwipfeln hindurchschimmerte. Feirin kämpfte gegen den Schlaf, aber die Sorge um Inisharca hielt ihn wach. Wenigstens war ihr Körper unter den Decken nicht mehr so kalt und steif, die winzigen Wunden an ihrem Bein hatten sich längst geschlossen. Allerdings war sich Feirin nicht sicher, ob der Hexenspeichel bei dieser Art von Verletzung wirklich half. Wie im Fieber wälzte sich Inisharca stöhnend auf dem Boden, und er hatte nicht genug Kraft, sie ruhig zu halten.

»Lass sie, sie träumt nur.« Feirin schoss beim Klang einer hellen Stimme hoch, den Stab fest in den Händen. Weit über seinem Kopf leuchteten zwei rötliche Lichtpunkte.

Die Stimme kicherte. »Ganz schön schnell, junger Mann, aber das wird dir hier nicht viel helfen. Oder weißt du etwa nicht, wo du bist?«

Der Hexer ließ den Stab sinken. Die Stimme erklang inzwischen von der anderen Seite der Lichtung, die roten Augen waren verschwunden. Er konnte wirklich nichts tun. Ihm fiel wieder ein, dass nur wenige so tief in den Reichsforst eingedrungen waren und ihn unversehrt wieder verlassen hatten.

»Wer seid Ihr?«, fragte er resigniert.

Wieder kicherte die Stimme, diesmal von links. »Das geht dich gar nichts an. Aber wenn du so höflich fragst...«

Etwas wie eine große Fledermaus schwebte unter dem Licht der Madamais lautlos über die Lichtung und landete neben dem fast herunter gebrannten Feuer. Feirin glitt der Stab aus der Hand, es fiel ihm schwer, einen Lachanfall zu unterdrücken. Er hatte mit fast allem gerechnet, aber das ... Neben der Glut hockte ein winziger Drache mit rötlich-goldenen Schuppen, faltete seine durchsichtigen Flügel zusammen und sah ihn amüsiert an.

»Hat dir wohl die Sprache verschlagen. Aber keine Sorge, ich bin nicht deinetwegen hier.« Der Drache kroch flink wie eine Eidechse zu Inisharca, die inzwischen viel ruhiger atmete, und hob den Hals, um ihr ins Gesicht zu sehen. »Diese Menschin ist viel interessanter.«

Sprachlos beobachtete Feirin die kleine, echsenartige Kreatur, die vielleicht einen Schritt lang war - den Schwanz eingerechnet - und deren Schuppen fast sofort die Farbe des Grases angenommen hatten. Wenn er nicht darauf geachtet hätte, wäre der Drache für ihn unsichtbar gewesen.

»Hat eine Eisbeere erwischt«, stellte der Drache fachmännisch fest. »Selten und eklig, aber es ist schon fast vorbei. Wenn man nach einem halben Tag noch nicht erfroren ist, ist das Ganze nur halb so schlimm. Obwohl es Elfen auch länger aushalten.«

»Was wollt Ihr?«, fragte Feirin, der inzwischen die Sprache wiedergefunden hatte und es für sicherer hielt, höflich zu bleiben.

»Auch das geht dich nichts an«, erwiderte der Drache mit einem erneuten Kichern. »Aber ihr werdet mich brauchen.«

Damit rollte er sich wie eine Katze dicht neben der Frau zusammen und schloss die roten Augen. Feirin wollte eigentlich Wache halten, denn das diffuse Angstgefühl war immer noch nicht verschwunden. Dennoch hatte ihn irgendetwas an der Erklärung des Drachen zu Inisharcas Verletzung beruhigt. Bald schlief er tief und fest.

6. Kapitel

Sogar zwischen die uralten Bäume schickte die Sonne ein paar goldene Strahlen, stellte Feirin fest, als er erwachte. Sich mühsam an die Flucht der letzten Tage erinnernd, schob er die warme Decke beiseite. Er musste nach Inisharca sehen...

»Guten Morgen, Kleiner!« Die fröhliche Stimme der Frau ließ ihn endlich vollends munter werden. Der Hexer wandte sich nach ihr um. Inisharca klang besser als sie aussah. Ihre ohnehin blasse Haut hatte einen Graustich. Sie war aufgestanden und versuchte, das Feuer wieder in Gang zu bekommen, aber ihre Bewegungen wirkten steif und unsicher. Der kleine Drache war nirgends zu sehen; Feirin fragte sich, ob er vielleicht nur geträumt hatte.

»Warum bist du nicht liegen geblieben?«, fragte er. »So richtig gut siehst du noch nicht aus.«

Verwundert sah Inisharca ihn an, dann lächelte sie schwach. »Alte Gewohnheit. Ich kann es mir normalerweise nie leisten, einfach liegen zu bleiben.« Sie schwankte.

»Und was machst du, wenn du krank bist?« Feirin half ihr, sich zu setzen. Sie war wirklich erheblich schwächer, als sie zugeben wollte.

»Ich werde einfach nicht krank. Und wenn du mich nicht so bemuttern würdest, wäre ich in einer Stunde wieder in Ordnung.« Allerdings ließ sich Inisharca widerstandslos wieder in die Decke wickeln und sah tatenlos zu, wie ihr Reisegefährte Holz suchte.

Insgesamt musste Feirin lächeln. Diese Sturheit! Wahrscheinlich war es ihr auch noch peinlich, dass er ihr half. Dabei hatte sie sich doch auch um ihn gekümmert, als er verletzt war. Warme Dankbarkeit ließ ein Lächeln auf seinem Gesicht erscheinen.

»Ruh dich lieber noch ein bisschen aus. Bis jetzt ist alles ganz gut gelaufen, und irgendwie habe ich das Gefühl, dass

uns unsere Verfolger einstweilen verloren haben. Wir können heute vielleicht hier bleiben und ...«

»Könnt ihr nicht«, mischte sich eine Stimme vom Waldrand ein. Inisharca fuhr herum. »Ihr müsst weiter, wenn ihr hier herauskommen wollt. Ihr habt keine Ahnung, worauf ihr euch eingelassen habt, nicht wahr?« Der kleine Drache kam aus dem Unterholz hervor und sah die beiden Menschen verschlagen an. »Ich habe dir doch gesagt, dass ihr mich brauchen würdet.«

Ungläubig starrte die Frau den Drachen an, dessen Augen, die nachts noch tiefrot geblüht hatten, im Tageslicht einen Perlmuttschimmer hatten und dessen Schuppen gerade die Farbe vom Braun des Laubes zum Grün des Grases wechselten. Er schien Inisharcas Staunen als Bewunderung aufzufassen und breitete die durchsichtigen Flügel aus. »Du kannst mich... sagen wir mal... Feueropal nennen. Passt zu meinen Augen. Ich kenne mich hier ein bisschen aus.«

Feirin wusste nicht, ob er grinsen oder wütend werden sollte. Der Drache sprach und bewegte sich so eitel, dass er in Anbetracht seiner Größe fast lächerlich wirkte. Aber andererseits hatte der junge Hexer keine Ahnung, welche Fähigkeiten dieses Wesen besaß. Dass es so winzige Drachen überhaupt gab, hatte er bis dahin nicht gewusst.

Inisharca konnte sich ein Lächeln jedoch nicht verkneifen. »Was bist denn du für einer?«, fragte sie.

»Du hast wohl noch nie einen Drachen gesehen, oder?« Feueropal drehte den Hals zur Seite. »Ich bin ein richtiger. Und irgendwelche dummen Bemerkungen über meine Größe würdest du bereuen. Ich weiß eine ganze Menge Dinge, zum Beispiel über diesen Wald oder über Träume.«

Der Drache sah die Frau aufmerksam an. Selbst Feirin bemerkte, dass Inisharca noch bleicher wurde. »Jedenfalls habt ihr einfach keine andere Wahl, als mir zu folgen.«

Inisharca stemmte sich wieder mühsam in die Höhe. Ihre Räume gingen die aufdringliche Eidechse gar nichts an.

Woher wollte sie überhaupt wissen ...? Tiefes Misstrauen stieg in Inisharca auf. Sie hatte nur noch den Wunsch, möglichst schnell von hier zu verschwinden, und zwar ohne den Drachen.

»Wir werden allein weitergehen!«, sagte sie bestimmt und stopfte die Decke in den Rucksack. »Komm, Junge!«

Wankend ging die Frau in die Richtung, in der sie den Pfad vermutete. Aber sie kam nur ein paar Schritte weit, bevor sie im dichten, dornigen Gestrüpp stecken blieb. Feirin war ihr gefolgt und wunderte sich. Die Richtung schien zu stimmen; er war sich ganz sicher, neben diesem Baum mit dem gegabelten Ast auf die Lichtung getreten zu sein. Und er hatte auch noch das Gepäck vom Pfad geholt. Doch hier war beim besten Willen kein Durchkommen, selbst wenn er eine große Axt gehabt hätte. Der Weg, auf dem sie in den Wald gekommen waren, schien verschwunden zu sein. Panik beschlich den jungen Mann, als er sah, dass das Unterholz in allen Richtungen undurchdringlich dicht war.

Der Drache lag in der Mitte der Lichtung, drehte den hellen Bauch in die Sonne und beobachtete die Menschen amüsiert. Er braucht nur abzuwarten, sie hatten sowieso keine Wahl. Und er würde ihnen bestimmt nicht sagen, dass er sie ebenfalls brauchte.

Der Inquisitor schreckte aus einem unruhigen Schlaf auf. Schmal blinkte das Madamal zwischen dem Netzwerk von entlaubten Ästen, das sich über ihm im Wind bewegte. Es dauerte einige Augenblicke, bis ihm wieder einfiel, wo er war und was er eigentlich hier suchte. Wann war er eingeschlafen? Praiogreif konnte sich nicht daran erinnern, ein Lager aufgeschlagen oder Wachen eingeteilt zu haben. Das Letzte, dessen er sich bewusst war, waren der Nebel und die Ritter, die auf dem schmalen Pfad eisern vor ihm hergelaufen waren. Und die flüsternden Stimmen, die ihn bis in seine wirren Träume verfolgt hatten ...

Gr sprang auf und sah sich um. Erenwin und Ungborn lagen auf dem Boden, offensichtlich tief schlafend. Der Jüngere der beiden lag lang ausgestreckt auf dem Rücken und schnarchte leise mit offenem Mund, Ungborn hingegen hatte sich wie ein Tier zusammengerollt. Von Gernot war keine Spur zu sehen, aber wahrscheinlich hielt er pflichtbewusst Wache. Gs schien also alles in Ordnung zu sein, wenn Praiogreif sich auch nicht vorstellen konnte, weshalb sie so kurz vor Erreichen ihres Zieles noch einmal eine Nachtruhe abhalten sollten. Die Lücke in seiner Erinnerung machte dem Inquisitor zu schaffen, also beschloss er, Gernot zu suchen und vorsichtig nach den Ereignissen des vergangenen Abends zu fragen.

Aber der Ritter war nicht zu finden. Dreimal umrundete Praiogreif den Lagerplatz in Rufweite, aber nur die schweigenden Bäume umstanden die Schlafenden. Und wo war der Pfad geblieben? Warum konnte ersieh nicht erinnern?

Ein Aufschrei vom Lager ließ ihn zu den Rittern zurücklaufen. Der Anblick, der ihn dort erwartete, ließ den Inquisitor den Riss in seinem Gedächtnis vergessen. Erenwin hatte geschrien. Der junge Bannstrahler hockte schluchzend wie ein kleines Kind auf dem Boden, Ungborn kniete mit steinernem Gesicht hinter ihm und schüttelte ihn an den Schultern.

»Was ist mit ihm?«, fragte der Inquisitor. Er beugte sich zu dem weinenden Mann hinunter, der ihn nicht zu erkennen schien.

»Keine Ahnung«, antwortete Ungborn knapp. »Vielleicht böse Träume. Habt Ihr Gernot gesehen?«

Praiogreif schüttelte den Kopf. Er spürte, dass er langsam wütend wurde. Und er kannte sich gut genug, um zu wissen, dass es daran lag, dass er es nicht ertragen konnte, die Kontrolle zu verlieren. Das musste ein Ende haben! Schnell und hart schlug er dem Ritter rechts und links ins Gesicht. Erenwins Schluchzen ebte zu einem leisen Wimmern ab.

»Was habt Ihr, Mann?«, fragte der Inquisitor mit leiser, schneidender Stimme. »Nehmt Euch im Namen des Herrn zusammen!«

Doch diesmal schien seine Autorität nichts zu bewirken. Der Ritter zitterte am ganzen Leibe und flüsterte unverständliche Worte vor sich hin. Praiogreif senkte den Kopf, um das wimmernde Murmeln verstehen zu können. Dann fuhr er entsetzt zurück.

Ungborn sah zu seinem Vorgesetzten auf. Er schämte sich für das Verhalten des jungen Ritters, aber selbst im schwachen Mondlicht sah er, dass der Inquisitor bleich geworden war.

»Was hat er gesagt?«, fragte Ungborn schließlich.

»Die Bäume, die Vögel, der Turm«, antwortete Praiogreif mit abwesender Stimme. »Es ist...« Er schüttelte den Kopf, als wollte er etwas Unangenehmes abstreifen.

»Nichts Wichtiges«, fuhr er mit gewohnter Härte fort. »Ich kümmerge mich um den Ritter, und Ihr macht Euch auf die Suche nach Gernot. Entfernt Euch nicht zu weit. Wir können es uns nicht leisten, noch einen Mann zu verlieren. Nach dem Morgengebet werden wir aufbrechen.«

Ritter Ungborn nickte knapp und erhob sich. Die kurze Unsicherheit des Inquisitors gab ihm zu denken. Wenn er es jedoch genau bedachte, fühlte er sich selbst auch nicht wohl in dieser ungewöhnlichen Situation. Und es war immer einfacher, wenn man in einem solchen Fall einem Befehl folgen konnte, den jemand gab, der die Verantwortung hatte. Er wollte lieber nicht in der Haut des Inquisitors stecken. Vorsichtig auftretend, um das Laub auf dem Boden nicht rascheln zu lassen, machte sich Ungborn auf die Suche. Sein Instinkt gab ihm die Richtung vor.

Als Ungborn außer Sichtweite war, kniete sich Praiogreif neben den jungen Mann, der wieder auf den Boden gesunken war. Sein Schluchzen hatte aufgehört, Erenwin schien eingeschlafen zu sein. Vielleicht war er am Morgen wieder in Ordnung, beruhigte sich der Inquisitor. Und

dennoch - woher wusste der junge Ritter, was die Stimmen aus dem Nebel Praiogreif zugeflüstert hatten?

Frost kroch langsam aus dem Waldboden empor, drang durch Gewand und Mantel und störte den Versuch der Meditation, die Praiogreif durchführen wollte, um sich wieder zu sammeln. Ärgerlich wandte er seine Sinne wieder der Umgebung zu. Eine dünne Reifschicht hatte begonnen, sich über das trockene Laub und den Mantel des Schlafenden zu legen. Von Ritter Ungborn war nichts zu hören oder zu sehen, aber der Bluthund nahm seine Aufgabe genau, da war sich der Inquisitor sicher.

Bleiche Wolkenfetzen trieben vor dem Madamal, als er den Blick hob. Praiogreif erstarrte. Er hatte vorher nicht darauf geachtet, aber jetzt begann er endgültig an seinen Sinnen zu zweifeln. Die Sichel, die sich zu senken anfang, stand verkehrt herum. Der Inquisitor rieb sich die Augen und murmelte ein Gebet der Abwehr, aber der Anblick blieb. Entweder war hier eine ganz üble Macht am Werk, die seinen Blick verkehrte, eine Magie, gegen die er trotz seiner Fähigkeiten nicht gefeit war, oder aber seit der Nacht vordem Aufsteigen des unnatürlichen Nebels waren zehn Praiosläufe vergangen. Der Inquisitor schloss die Augen und wickelte den Mantel enger um sich. Nach Ungborn zu suchen hatte keinen Sinn. Stumm und inbrünstig begann er zum Fürsten des Lichtes zu beten.

Als die Morgendämmerung hereinbrach, kehrte Ritter Ungborn schwankend zum Lager zurück. Sein Mantel war fleckig und zerrissen, sein Gesicht totenblass. Der Inquisitor, der im Gebet Kraft und Ruhe gefunden hatte, sah zu Ihm auf. Auch der Bannstrahler schien am eigenen Verband zu zweifeln. Er stützte sich schwer an einen Baum, dann versuchte er, seine Fassung wiederzugewinnen, richtete sich auf und warf einen Blick auf den knienden Inquisitor und den immer noch schlafenden Erenwin. Der junge Ritter sah sehr bleich aus unter den dunklen Bart-

stoppeln und atmete keuchend, das Gesicht des Inquisitors schien kälter und schmaler geworden zu sein.

»Nun?«, fragte Praiogreif. Ungborn schwieg einen endlos scheinenden Moment lang.

»Ich habe ihn gefunden«, sagte er schließlich leise. Praiogreif glaubte, sich verhört zu haben. Lag da Furcht in der Stimme des Ritters?

Das leichte Anheben der Brauen des Inquisitors wirkte bedrohlich.

»Ritter Gernot ist tot. Ich glaube, ich bin nicht in der Lage, es Euch zu erklären, Herr. Es ist...« Ungborn versagte die Stimme.

Praiogreif sprang auf wie von einer Stahlfeder getrieben. »Ihr seid ein Feigling, wie es scheint.« Jedes Wort war ein harter Schlag ins Gesicht des Ritters, der die Augen gesenkt hielt. »Habt Ihr denn Euren Glauben verloren, dass Ihr Euch so gehen lasst? Das kann doch nicht das erste Mal sein, dass einer Eurer Ordensbrüder Dere verlassen hat. Ich dachte, Ihr wäret ein mannhafter Soldat des Herrn, aber Ihr winselt wie ein getretener Hund.«

Der Ritter zuckte zusammen, was Praiogreif noch wütender machte. »Wenn Ihr nicht einmal mehr fähig seid, Bericht erstatten zu können, zeigt es mir!«

Auf einen Wink legte sich Ungborn den jungen Mann, der nicht zu wecken war, über die Schulter und ging mit zusammengebeissenen Zähnen zwischen den Bäumen voran.

Nach zwei Stunden Marsch hatten sie ihr Ziel erreicht. Der Inquisitor legte Erenwin, den er nach hundert Schritten dem strauchelnden Ritter abgenommen hatte, in das welke Gras. Er schien keine Müdigkeit zu spüren, trotz der schweren Last, die der junge Mann mit Kettenhemd und Waffe war. Ungborn wies stumm nach vorn.

Zwischen den alten Bäumen stand eine Gruppe junger, schlanker Stämme eng beieinander. Sie bildeten einen Kreis, der dem Inquisitor ungewöhnlich gleichmäßig vor-

kam. In doppelter Mannshöhe verflochten sich die kahlen Zweige, an denen kein Blatt mehr hing. Vielleicht waren es junge Ulmen. Nach einem verächtlichen Seitenblick auf Ungborn, der keinen Schritt weiter gehen wollte, näherte er sich vorsichtig, aber zielstrebig den Bäumen.

Zwischen zwei Stämmen steckte etwas Grauweißes, das Praiogreif im ersten Moment für einen Pilz hielt, der in eine makabre Form gewachsen war. Doch er erkannte seinen Irrtum schnell - es war eine verwesende menschliche Hand. Wenn es nicht so kalt wäre, hätten die Ameisen sie bereits bis auf die Knochen abgenagt, ging es dem Inquisitor fast unbeteiligt durch den Kopf. Ein paar Vögel hatten jedoch schon daran gepickt, die Haut hing in Fetzen herunter, und ein abgefallener Finger lag zwischen den Wurzeln der Bäume.

Praiogreif wusste nicht, woher seine Teilnahmslosigkeit kam, aber ihm war fast klar, was er gleich finden würde. Ohne weiterauf die Hand zu achten, trat er so nahe heran, dass er durch einen fingerbreiten Spalt in das Innere des Baumkreises blicken konnte. Dort lag seltsam verkrümmt die Leiche des vermissten Bannstrahlers.

Warum es geschehen war, lag für den Inquisitor außerhalb seines Vorstellungsvermögens. Was allerdings passiert war, ließ sich schnell erkennen. Der Ritter musste ebenso eingeschlafen sein wie die anderen. Warum er sich so weit von ihnen entfernt hatte und weshalb er nicht aufgewacht war, als es begann, würde sich wahrscheinlich nicht mehr feststellen lassen.

Die armdicken Stämme füllten den ganzen Kreis in höchstens spannbreiten Abständen aus. Und sie waren durch den Bannstrahler hindurchgewachsen. Bei den dunklen Flecken, die das Gold und Weiß des Waffenrocks und des Mantels entstellten, handelte es sich auf jeden Fall um Blut, das schnell geflossen war, also konnte Gernot nicht schon tot gewesen sein, als es geschah. Dunkle Löcher klafften unter dem Helm, wo die Augen gewesen waren.

Praiogreif schloss die Augen und lehnte die Stirn gegen einen der Stämme. Er hatte in seinem Leben schon einige Tote gesehen. So weit, wie die Verwesung fortgeschritten war, bedeutete es, dass ihnen nicht nur zehn Praiosläufe fehlten, sondern mehr als ein ganzer Mond, vielleicht sogar zwei. Die kahlen Bäume, der Frost, die ersten wirbelnden Flocken ... Jetzt hatte er endgültig die Kontrolle verloren.

Die gerade, sauber eingeteilte Welt, in der jeder und jedes seinen Platz hatte, in der es für alles eine Erklärung gab und über deren Ordnung sein gerechter Fürst herrschte, schien aus den Fugen geraten zu sein.

Ohne Vorwarnung verschwand der Stamm, gegen den sich der Inquisitor gelehnt hatte. Er stolperte nach vorn und hielt sich nur mit Mühe auf den Beinen. Direkt neben seinem Ohr ertönte ein leises Kichern, und ein Sümmlchen sang: »Er versteht es nicht, er versteht es einfach nicht, der große Dumme!«

Nur langsam sickerte die Wahrnehmung in Praiogreifs Kopf. Die jungen Ulmen waren verschwunden, ebenso wie die dicken, alten Bäume und das dichte Unterholz. In der lauen Luft lag ein Geruch nach unbekannten Blumen und herben Kräutern. Helles Licht warf goldene Tupfen durch das Laub von Birken, Robinien und Haselsträuchern auf eine Wiese voller weichem, langem Gras und winzigen, bunten Blüten. Ein Bächlein zog silberne Schleifen durch den Hain. Praiogreif fühlte sich unerklärlich leicht, bis ihm mit Entsetzen bewusst wurde, dass er nackt war. Winzige mädchenhafte Wesen mit schillernden Flügeln umkreisten ihn kichernd.

Mit hochrotem Kopf schloss er die Augen. Praiogreif wagte sich nicht zu bewegen, auch als die Feenwesen ihn mit winzigen Händen auf den Rücken schlugen und an den Haaren zogen - und das nicht nur am Kopf. Er betete stumm, dass dieser Albtraum möglichst schnell ein Ende nehmen möge. Trotzdem war ihm sofort klar, dass es nicht

an seinen Gebeten liegen konnte, als die Neckereien schlagartig aufhörten. Auch das Rascheln des Windes in den Blättern und das Murmeln des kleinen Baches waren verstummt. Vorsichtig öffnete er die Augen.

Vor ihm stand eine Frau, ebenso groß wie er selbst und sehr schlank. Praiogreif hätte nicht sagen können, ob sie alt oder jung war. Sie hielt sich sehr aufrecht, und ihre Haut schimmerte silbrig-weiß wie die Birkenstämme. Auch ihre Augen, mit denen sie den Mann unverwandt musterte, waren hell. Das grüne Kleid glänzte an manchen Stellen golden, ebenso wie ihr Haar. Der Inquisitor hatte das Gefühl, dass sich beides im Herbst wie die Blätter der Bäume verfärben würde. Falls es hier jemals etwas wie Herbst gäbe...

»Ich bitte Euch um Verzeihung für das Verhalten meiner Schützlinge«, sagte die Frau leise. »Ich bin die Beschützerin einiger Bäume in diesem Wald. Ihr könnt mich Sylla nennen.«

»Praiogreif von Bergenstein«, stellte er sich vor und versuchte zu verdrängen, wie er ohne Kleidung auf eine Frau wirken musste. Die Würde eines Inquisitors ... Der Greifenring war ebenfalls von seiner Hand verschwunden. Praiogreif senkte den Kopf und verzichtete auf die Nennung seines Titels.

Die Stimme der Frau wurde schärfer. »Einer Eurer Männer hat den Wald verletzt. Er ist bestraft worden, doch Ihr tragt die Verantwortung. Deshalb seid Ihr hier. Vielleicht gibt es nämlich eine Möglichkeit der Wiedergutmachung. Hört mir gut zu.«

Als Praiogreif wieder in den winterlichen Wald stolperte, nah er Ritter Ungborn, der entsetzt zurückwich. Aber das vertraute Gewicht der Kettenrüstung und des Sonnenzepters und vor allem der Druck des Ringes um seinen Finger gab ihm einen Teil seiner Selbstachtung zurück. Ungborn nah abgerissen aus, sein Gesicht war voller Bartstoppeln.

»Wir gehen weiter«, sagte der Inquisitor knapp. »Es gibl einen Weg aus diesem Wald. Wie geht es Erenwin?«

Die Festigkeit in der Stimme seines Vorgesetzten gab dem Bannstrahler etwas Sicherheit zurück. »Ihr wart drei Praiosläufe fort und ich wusste nicht... Ritter Erenwin ist erwacht, aber er scheint den Verstand verloren zu haben. Er spricht nicht und...«

»Kann er laufen?«, fragte der Inquisitor. »Sonst müssten wir ihn zurücklassen.«

»Er tut, was man ihm sagt. Gerade habe ich ihn Wasser holen geschickt. Es...«

»Gut. Bringt Euer Äußeres in Ordnung und überprüft, ob Eure Waffe noch scharf ist. Und Euer Glaube.« Praio-greif lächelte schmal. »Wenn Erenwin zurück ist, brechen wir auf.«

Ritter Ungborn verneigte sich knapp, während sich der Inquisitor zu einem Gebet niederkniete. Die Welt des Bannstrahlers begann, sich wieder in ihre praiosgegebene Ordnung zu fügen. Die Strafe, die er sich selbst auferlegt hatte in den letzten drei Tagen, war vom Götterfürsten anerkannt worden. Die Schmerzen, die ihm sein wundgeschlagener Rücken bereitete, befriedigten ihn.

Es ist soweit, heute dürfen toir an die Oberfläche der Wasser-RaumWelt. Meine Haut ist grünsilberglatt geworden, der Schwanz hat sich aufgelöst, dafür haben sich die Beine gebildet. Sie sind nicht so biegsam und geschmeidig. Daran muss ich mich noch gewöhnen. Dass sich ein roter Schimmer in mein grünes Haar gemischt hat, verstehe ich nicht. Aber die anderen finden es eigenartiglustigbesonders.

Ich bin so gespannt, zuie die Welt oben aussieht. Die Neugierigste aus meinem Gelege, haben die Großen gesagt. Ich bin glücklich. Endlich noch mehr erfahrenwahrnehmenerleben, noch mehr sehenhöretifühlen. Ich tanze durch den Wald. Ololo ivinkt mir zu, er freut sich für mich und ist doch ein xuenig traurig-neidischwehmütig.

»Du bist auch bald dran, KindBruderFreund.« - »Schau dir die Kleinen aus dem neuen Gelege an, so groß wie deine Hand.« - »Sie müssen noch viel länger warten, sei also nicht betrübt.«

Ololo lächelt mir zu, dann schließt er wieder spielen. Wenn ich zurückkomme, werde ich dir alles erzählen, während wir uns ein neues Spiel ausdenken, verspreche ich ihm stumm.

Kilialoa, die strengste der Mütter, silbern wie die RundSchön-Blasen, die manchmal vom Grund aufsteigen, übernimmt die Führung zur Oberfläche. Wir sind vier gerade Herangewachsene, auch die anderen kichern aufgeregt. Endlich durchstoßen wir die dünne, glänzende Haut unserer Welt, das HellGlitzernOben.

Im ersten Augenblick glaube ich zu ersticken. »DünnLeicht-Wasser. Darin kann man nicht schwimmgelachtanzen«, sagt Kilialoa belehrend, während Iridis und Sallao schnell wieder unter die Haut tauchen. Aber das Licht hält mich und Dinlalaral zurück. Nach ein paar Atemzügen geht es.

Ich sehe mich mit weit aufgerissenen Augen um. Über uns ist es unendlich tief blauschwarzblau. Winzige Leuchtpunkte sind oben und spiegeln sich in den sich wiegenden Bergen auf der Oberfläche der Welt. Ein großes Licht, geformt wie eine halbe Muschel und schimmernd wie eine Perle, wirft weißes Glitzern auf die Bergspitzen. Die Erklärungen der Mutter gleiten an mir vorbei, ich kann nur noch staunen.

An einer Seite der in der Entfernung glatt wirkenden Oberfläche wird das Blauschwarzblau heller. Die Farbe ändert sich langsam, die kleinen Punkte verblassen. Rotgoldgelb erscheint eine grell leuchtende Scheibe, deren Licht in die Augen sticht. Die Farbe fließt über die Oberfläche auf mich zu. Ich kann nicht wegsehen.

»Feuer«, sagt Kilialoa. »Gefahr.« - »Tod.«

»Solange es so tief entfernt ist, kann es euch nichts tun.« - »Ihr dürft euch niemals nähern, wenn ihr diese Farben seht.« - »Es ist schrecklich.«

Die helle Scheibe ist kleiner und heller geordnet, jetzt muss ich die Augen doch abwenden. Aber es ist eigenartig: Ich habe keine Angst vor ihr. Am liebsten würde ich losschwimmen und ein Feuer suchen, das ich berühren kann.

Kilialoa singterklärterzählt weiter. Der Anblick der Schwebefische mit den eigenartig langen Flossen hoch oben lässt mich den Wunsch vergessen. Ich slaunestaunestaune.

»He, wacht auf!« Die schrille Stimme des Drachens weckte Inisharca unsanft. Sie fühlte sich immer noch ausgelaugt, aber wenigstens fror sie nicht mehr. Doch der Gedanke, jetzt unter der warmen Decke hervorkriechen zu müssen, war unerträglich.

»Was ist denn jetzt? Musst du uns schon wieder weiter hetzen?« Auch Feirin schien nicht begeistert zu sein. Gerade erst verblassten die Sterne zwischen dem gelbgrünen Laub der Bäume.

»Warum seid ihr Menschen bloß so dumm?«, schimpfte Feueropal weiter. »Habt ihr jemals daran gedacht, eine Wache aufzustellen? Nicht einmal ein paar Stunden jagen kann man gehen und schon seid ihr so gut wie verloren! Wie oft haben ich euch gesagt, dass der Wald gefährlich ist, wie oft?« Der Drache holte kurz zischend Atem. »Wir haben Besuch und ich rate euch sehr, höflich zu sein.«

Feirin und Inisharca setzten sich gleichzeitig erschrocken auf. Gegenüber saß auf der anderen Seite des kleinen Feuers ein eigenartiges Wesen auf einem Stein und starrte sie aus kleinen runden Augen scharf an. Wenn Feueropal sie nicht gewarnt hätte, wäre Inisharca sicherlich in Gelächter ausgebrochen. Aber das Wesen schien nur auf so etwas zu lauern.

Auf den ersten Blick war es nicht von einem knorrigem, abgebrochenen Baum zu unterscheiden. Dicke, dunkelgraue, borkige Haut bedeckte es, die Füße, die sich in den Boden gewühlt zu haben schienen, erinnerten an Wurzeln, die dicken Arme an Äste. Am ganzen Körper sprossen Blätter, über den schwarzen Augen standen sie wie auf Zweigen gewachsen weit ab. In einer vielfingrigen Hand trug es einen schweren Ast wie einen Knüppel, der eine Verlängerung seines Körpers zu sein schien.

»Ein Waldschrat«, flüsterte Feirin Inisharca zu, dann stand er auf und verbeugte sich ernsthaft.

»Seid begrüßt, Hüter des Waldes«, sagte der Hexer. »Was verschafft uns die Ehre?«

Inisharca blickte erstaunt von dem Waldschrat zu Feirin und zurück. Sie hatte nicht gedacht, dass der Hexer so vornehm reden konnte. Der Waldschrat hingegen machte einen etwas enttäuschten Eindruck, wenn sie das leichte Verziehen der Falten in dem runzligen Gesicht richtig deutete. So als habe er gewollt, dass der Mensch sich unangemessen benahm. Verwirrt stand auch Inisharca auf und verbeugte sich ebenfalls. Bei dieser Bewegung fiel ihr ein, wie schmutzig und zerzaust sie aussehen musste und das verunsicherte sie noch mehr. Was sollte sie nur sagen?

Der Waldschrat nahm jedoch offensichtlich keinen Anstoß daran, dass sie keine Worte fand. Feirins Begrüßung schien ihm auszureichen. Er erhob sich langsam zu seiner vollen Größe - er musste mehr als drei Schritt messen. Dann umrundete er die beiden Menschen mit steifen Schritten.

»So, so«, sagte er dabei mit knarrender Stimme und wiederholte die beiden Silben mehrfach. »So, so.«

Inisharca und Feirin fühlten sich immer unwohler. Was sollte das Ganze bedeuten?

Unvermittelt blieb der Waldschrat stehen und wandte sich nach Feueropal um, der mit nervös zuckender Schwanzspitze am Fuße einer Eiche hockte. Seine Schuppen hatten die Farbe verloren, waren stumpf und matt geworden. Der Waldschrat begann, ein Geräusch von sich zu geben, das wie das Aneinanderreiben von Ästen und Blätterräscheln klang. Es dauerte einen Moment, bis Feirin begriff, dass der Schrat mit dem Drachen redete. Feueropal antwortete in ähnlicher Weise, aber obwohl Feirin kein Wort verstehen konnte, klang der Drache für seine Begriffe ziemlich kläglich.

Die Unterhaltung dauerte nicht lange. Das Gesicht des Waldschrates verzog sich zu etwas, das man mit ein biss-

chen gutem Willen für ein Grinsen halten konnte. Dann sprach er wieder verständlich, aber scheinbar zu sich selbst und ohne jemanden anzusehen.

»Da haben sie sich also einen Meckerdrachen eingefangen. Schlimmer als Dumpschädel, würde ich sagen, und man wird es auch nicht so leicht los.« Das baumähnliche Wesen kicherte knarrend. »Sie werden viel Spaß damit haben.«

Dann machte der Schrat drei lange Schritte auf den Waldrand zu und war übergangslos zwischen den Bäumen verschwunden.

»Was war das jetzt?«, fragte Feirin, der sich als Erster wieder gefangen hatte.

»Ein alter Bekannter. Ich habe ihn dazu überredet, uns durchzulassen«, antwortete Feueropal, der wieder seinen üblichen, selbstgefälligen Tonfall angeschlagen hatte. »Wenn ihr mich nicht hättet, wäre eure Reise spätestens morgen zu Ende. Ihr solltet dankbar sein, einen so nützlichen Reisegefährten für die nächsten Monde zu haben.«

Inisharca schüttelte ärgerlich den Kopf und stemmte die Fäuste in die Hüften. »Eingefangen ... Unsere Reise ... Die nächsten Monde ... Du wolltest uns nur durch den Wald bringen. Dafür sind wir dir auch sehr dankbar. Aber dann trennen sich unsere Wege. Ich habe nicht vor...«

Ein wütendes Fauchen unterbrach sie. »Hör auf! Wenn wir Glück haben, sind wir in drei Tagen aus dem Wald heraus und das nur dann, wenn ihr auf mich hört. Ich kenne die Wege und ein paar der Bewohner; ich weiß, welchen Orten man ausweichen sollte und wo man etwas Essbares findet. Dass ich danach zufällig in die gleiche Richtung muss wie ihr, ist nicht meine Schuld. Und außerdem«, der Drache grinste plötzlich und ließ eine Reihe nadelspitzer kleiner Zähne sehen, »habt ihr euren Feuerstein verloren. Wer soll euch denn abends das Holz anzünden?«

Die Frau schnappte nach Luft. Dieses verdammte Biest! Als ob sie nicht schon genug Probleme hätte! Sie wusste

nicht, wann und wie sie nach Hause zurückkehren konnte, aber wenn sie mit einem Drachen ankäme ...

Feirin verbiss sich ein Lächeln. Feueropal begleitete sie nicht aus Freundlichkeit, sondern aus einem bestimmten Grund, da war er sich inzwischen sicher. Und es würde auf jeden Fall spannend werden, Inisharca und den Drachen zu beobachten. So unvorhersehbar und wechselhaft, wie die Frau immer reagierte ... Schon hatte sich ihre Wut gelegt. Sie hob ergeben die Hände.

»Finnabir findet ihn bestimmt süß«, seufzte Inisharca, dann begann sie, das Frühstück auszupacken.

7. Kapitel

Feueropals Ankündigung erwies sich als richtig. Nach drei Tagen standen sie aufatmend am Rande des Waldes. Das Gefühl, «tändig beobachtet zu werden, ließ endlich nach. Die Nacht war schon lange hereingebrochen, aber die beiden Menschen wollten noch ein paar hundert Schritt aus der Reichweite des unheimlichen Gehölzes entkommen. Vor allem Inisharca hatte genug. Genug von dem leisen Kichern und Tuscheln, das immer wieder hinter ihrem Rücken erklang, genug von Bäumen, die die Äste wie Arme nach ihnen ausstreckten, genug von grünen Augen, die sie aus dem Dickicht oder den Wipfeln anstarrten. Sie hatte Blumen gesehen, die Ohren zu haben und auf ihren Herzschlag zu lauschen schienen, Lichtungen, die von dichten Spinnennetzen völlig ausgefüllt waren. Bläuliches Leuchten hatte an einigen Stellen zwischen den Baumstämmen dicht über dem Boden gehangen und zum Durchschreiten aufgefordert, eine Art Zwang ausgeübt, dem sie sich nur mit Mühe hatte entziehen können. Vielleicht Tore in eine andere Welt...

Der Drache hatte sie jedoch gut geführt und sie vor allem gewarnt, was den Wald zornig machen konnte. Allerdings waren sie nie wieder auf einen Pfad gestoßen. Als Feirin Feueropal nach dem Weg in den Wald fragte, hob dieser die Flügel, was wie ein Schulterzucken wirkte. »Solche Pfade erscheinen und verschwinden. Der Wald hat euch in sich haben wollen, aber er hat euch nichts getan. Vielleicht ging es gar nicht um euch, sondern um jemand anderes? Ein Köder...?«

Dem Drachen entging der schnelle Seitenblick nicht, den sich die beiden Menschen zuwarfen. Aber über ihre Verfolger schwiegen sie beharrlich, schon weil sie selbst nicht darüber nachdenken wollten. Jetzt waren sie jedenfalls dem Reichsforst entkommen.

In einem Wäldchen, das endlich aus völlig normalen Birken bestand, schimmerte ein warmes Licht auf den gelben Blättern.

»Ein Feuer«, sagte Feirin. »Ob das die ...?«

Inisharca schüttelte den Kopf. »Wenn sie uns erwischen wollten, würden sie wohl kaum ein so deutliches Zeichen setzen. Außerdem glaube ich nicht, dass sie an der gleichen Stelle wie wir aus dem Wald ...« Sie verstummte, als sie Feueropals neugierige rote Augen auf sich spürte. »Das werden harmlose Wanderer sein, so wie wir. Wollen wir nachsehen?«

An dem Feuer saß eine abenteuerliche Gruppe. Feirin und Feueropal näherten sich vorsichtig, da ihnen klar war, dass sie schon längst bemerkt worden waren. Inisharca hingegen blieb wie angewurzelt stehen und staunte mit offenem Mund.

Vier Gestalten wurden von den Flammen rötlich angeleuchtet; sie hatten ihre Unterhaltung unterbrochen und sahen den Neuankömmlingen abwartend entgegen. Drei von ihnen waren Menschen, so verschieden, wie man sie sich nur vorstellen konnte, der vierte jedoch war derjenige, der die Frau so in Erstaunen versetzt hatte - ein Elf. Inisharca hatte noch nie einen Elfen gesehen und es erschreckte sie, dass er tatsächlich so aussah wie die Wesen in den Märchen, die sie ihren Kindern erzählt hatte. Aber auch die anderen sahen aus wie einer ihrer Geschichten oder einem ihrer TVäume entsprungen: eine Gruppe von umherziehenden Abenteurern.

Mit zusammengelegten Fingerspitzen hockte der Elf ein Stück vom Feuer entfernt. Sein Haar, das er hinter die spitzen Ohren gelegt hatte, war lang und weiß, seine Augen Rchien schwarz wie Obsidian zu sein. Sein schmales, blasses Gesicht vermittelte den Eindruck von so viel Wissen, dass Inisharca vermutete, er müsse schon Hunderte von Götterläufen alt sein. Nur sein Gewand entsprach

nicht ihrer Vorstellung, denn er trug schlichte, dunkelgraue Reisekleidung. Der einzige Schmuck waren die feinen Silberstickereien an Kragen und Ärmeln seines Hemdes und ein paar silberne Perlen, die er in einen schmalen Zopf geflochten hatte, der ihm über die Schulter hing. Ein feines Lächeln spielte um seine Lippen, als er den Drachen sah.

Neben ihm saß ein schmaler Mensch in weniger schlichter Kleidung. Auf jedem freien Fleckchen seiner Ledersachen fanden sich Stickereien aus Holzperlen und Fellstückchen, Wölfe im Lauf, im Sprung, sitzend, liegend. Sein Gesicht war von Falten durchzogen und wettergegerbt. Er hörte nicht auf, an einem kleinen Stück Holz herumzuschneiden, während er die Neuankömmlinge aus schräg stehenden, klugen Augen ansah.

Der andere Mann war ein Thorwaler. Solche Leute hatte Inisharca in der Stadt bereits gesehen, und dieser hier war so thorwalsch wie überhaupt möglich: ein mächtiger, rotblonder Bart, das Haar zu zwei dicken Zöpfen geflochten, eine offene Fellweste, die die Tätowierungen auf den muskulösen Armen und der breiten Brust zur Geltung brachte. Zu seinen Füßen lag eine gewaltige Axt. Sicherlich würde er stehend weit über zwei Schritt messen.

Die vierte am Feuer war eine junge Frau, die ihren Beruf kaum verleugnen konnte. Unter dem braunen Mantel, in den sie sich gehüllt hatte, blitzten die glänzenden Niete einer Rüstung hervor; die angelaufene Brosche, die den Mantel zusammenhielt, war wie eine springende Raubkatze geformt. Die feine Narbe auf ihrer Stirn tat ihrer herben Schönheit keinen Abbruch. Sie hatte das Schärfe ihres Schwertes unterbrochen, und ihre Körperhaltung zeigte deutlich, dass sie mit einem einzigen geschmeidigen Sprung einen potenziellen Angreifer ausschalten konnte.

Der Druck von etwas sehr Spitzem in ihrem Rücken ließ Inisharca zusammenzucken.

»Ihr solltet bei Euren Begleitern sein«, sagte eine leise, gefährliche Stimme über ihrem Kopf. »Sonst könnte ich auf

den Gedanken kommen, dass Ihr etwas vorhabt, etwas, was mir nicht gefällt...«

Inisharca wagte nicht, sich nach dem Sprecher umzusehen. Mit steifen Schritten folgte sie Feirin, der inzwischen den Lichtkreis des Feuers erreicht hatte. Der Druck von hinten ließ nicht nach, sicherlich waran dieser Stelle bereits ein Loch in Umhang und Hemd. Dennoch war ihre Haut noch nicht verletzt. Der Unbekannte, der sich völlig lautlos bewegte, verstand sein Geschäft. Sie kamen am Feuer an, als Feirin sich gerade höflich verneigte, die Sitzenden begrüßte und sich vorstellte.

»Es ist gut, Tenebis«, sagte der Elf mit melodischer Stimme. Immer noch lächelte er. »Sie sind nicht gefährlich.«

Der Druck in Inisharcas Rücken ließ nach, und ein dunkler Schatten glitt an ihr vorbei. Ein sehniger Mann in schwarzem Umhang stellte sich hinter den Nivesen und legte diesem die Hand auf die Schulter. Ein entschuldigendes Lächeln erschien auf dem feingeschnittenen südländischen Gesicht mit dem schmalen Bärtchen. Der Dolch, den er mit einer schnellen, geschmeidigen Bewegung an seiner Hüfte verschwinden ließ, hatte eine gewellte Klinge.

»Entschuldigt bitte«, sagte er mit starkem Akzent, der Inisharca vorher nicht aufgefallen war. »Alte Gewohnheit.«

Der Elf erhob sich mit einer fließenden Bewegung und neigte grüßend den Kopf. »Ihr seid spät unterwegs. Dürfen wir Euch an unser Feuer einladen? Ihr könnt etwas zu essen haben und zum Ausgleich erzählt Ihr uns etwas über die Gegend hier.« Er breitete einladend die Hände aus. Inisharca sah ihn verwundert an.

»Danke«, murmelte sie. »Ich heiße Inisharca, und mein Begleiter nennt sich Feirin. Und das ... und das ist Feueropal.«

Der Drache blickte mit begehrllichem Blick auf die Reste eines gebratenen Püschels und flatterte an die Seite der Kriegerin, die mit leicht angewidertem Blick von dem Drachen abrückte, der sofort zu kauen begann. Feirin und

Inisharca fühlten sich jedoch nicht so recht wohl in ihrer Haut und blieben abwartend stehen. Vor allem Inisharca hatte das Gefühl, unter den prüfenden Blicken der Abenteurer am liebsten im Boden versinken zu wollen.

»Nicht so schüchtern!«, polterte der Thorwaler und grinste breit. »Wir beißen nicht, bei Swafnir!«

Feirin fasste sich ein Herz und setzte sich auf den Boden, Inisharca hinter sich herziehend. »Vielen Dank für Euer Angebot«, sagte er. »Entschuldigt, wir...«

Die Kämpferin stand auf. »Nein, Ihr müsst uns verzeihen. Ich fürchte, uns sind unsere Manieren abhanden gekommen. Ihr habt Euch vorgestellt, und wir sollten Euch ebenfalls wissen lassen, mit wem Ihr es zu tun habt.«

Der Thorwaler verdrehte die Augen, dann nahm er einen tiefen Schluck aus einem Tonkrug, den er auf dem Knie gehalten hatte. Die gehobene Sprache der Kriegerin schien ihm zuwider zu sein. Die junge Frau blitzte ihn kurz an und wandte sich wieder Feirin und Inisharca zu.

»Leider ist mir bewusst, dass die Namen meiner Gefährten zum größten Teil nicht ganz, nun ja, die richtigen sind ... Das dort ist Eirik aus Olport, Tenebis kennt Ihr ja schon, er stammt aus Al'Anfa, sein Freund aus dem hohen Norden nennt sich Latu. Da drüben sitzt Andarias, und der Zwerg Zenax ist unterwegs auf Wache. Und ich heiße Rondrianc, wirklich.«

Sie lächelte freundlich. »Ich bitte Euch noch einmal um Verzeihung, aber mehr kann und darf ich Euch nicht sagen. Die Zeiten sind nicht die besten.« Rondriane neigte noch einmal den Kopf und setzte sich wieder.

Eine peinliche Stille entstand. Schließlich räusperte sich Feirin und setzte seinen Satz fort: »Es tut mir wirklich Leid, aber wir können Euch nicht allzu viel über die Gegend hier berichten. Wir sind gerade erst aus dem Wald gekommen und wissen selbst nicht so genau, wo wir eigentlich sind.« Er wollte gerade zu einer weiteren Entschuldigung ansetzen, kam aber nicht dazu. Von allen Seiten wurde er mit

Fragen bestürmt, und nun musste er alles erzählen, was er über den Reichsforst wusste. Nur der Elf hielt sich zurück, aber er hörte sehr genau zu.

Schweigend stand Inisharca auf und ging ein paar Schritte zur Seite. Sie wurde glücklicherweise nicht gebraucht. Feirin war nicht auf den Mund gefallen, und so viel er auch redete, gelang es ihm, nichts vom Inquisitor und den Bannstrahlern zu erzählen. Auch Feueropal hielt sich nicht gerade zurück und sonnte sich in der Aufmerksamkeit, die seinem Wissen zuteil wurde. Offenbar hatte er mehrere Götterläufe lang in dem geheimnisvollen Wald gelebt, aber auch er gab den Grund dafür nicht preis.

Inisharca fühlte sich unendlich müde. Nicht nur die verschlungenen Wege durch den Reichsforst, auch die Begegnung mit den Abenteurern und die Erinnerung an ihre Familie hatten an ihrer Kraft gezehrt.

Dieses alte Versprechen an Finnabir, ein Bild zu beginnen, wenn sie für ein paar Tage fortging ... Als sie noch ganz jung war, hatte die Kleine immer fürchterliche Angst gehabt, dass die Mutter nicht zurückkommen würde, wenn sie aus dem Haus ging. Da war Inisharca die Idee gekommen, kleine Bilder für das Mädchen zu zeichnen, um es zu trösten. Irgendwann hatte Finnabir dann gesagt: »Mama, dir kann gar nichts passieren, du würdest nie ein Bild für mich nicht zu Ende malen.« Seitdem hatte Inisharca jedes Mal, wenn sie für ein paar Praiosläufe weg war, eine Zeichnung begonnen und erst bei ihrer Rückkehr fertig gestellt. Eran hatte zwar etwas von >Zeitverschwendung< gemurmelt, sie aber gewähren lassen. Ja, er war meist sehr geduldig mit ihr gewesen ...

Und jetzt das hier. Die Gruppe rief eine lang verdrängte Sehnsucht in Inisharca wach, den Wunsch, mit solchen Leuten durch Aventurien zu ziehen und etwas zu erleben, ein Wunsch, den schon ihre Mutter immer gehabt hatte. Eigentlich hatte sie geglaubt, sich mit dem einfachen Leben abgefunden zu haben. Sie zog die Decke aus dem Ruck-

sack und wickelte sich hinein. Die Sehnsucht ihrer Jugend war immer noch da, aber ihre Scheu, mit den Abenteurern überhaupt zu reden und der Gedanke an Finnabir...

Sie war so müde ... Vielleicht sollte sie doch versuchen, zu schlafen. Dann brauchte sie wenigstens nicht allzu viel nachzudenken.

jetzt bin ich also eine Mörderin. Warum auch nicht. Ich versuche zu grinsen, aber nur ein Mundwinkel hebt sich. Der Mensch starrt mit blicklosen Augen in die grauen Wolken, sein Blut versickert im Schnee und gefriert.

Es war so einfach, viel zu einfach. Das Kämpfen auf dieser Welt habe ich endlich gelernt, aber viel wichtiger ist, dass ich nicht...

ja, du Hund, damit hast du nicht gerechnet, dass mir deine Axt nichts ausmacht.

Vorsichtig bewege ich die verletzte Schulter, dann konzentriere ich mich auf die Heilung. Zum Glück genügt es für mich selbst, in meinem Kopf zu singen. Es wird toohl noch eine Weile dauern, bis ich den Schmerz als selbstverständlich empfinde, aber mir kann nichts passieren. Vielleicht sollte ich das Töten zu meinem Beruf machen.

Nein, wegen des Geldes habe ich es nicht getan. Die Begründung, warum dieser Mann sterben sollte, war ausreichend, den Auftrag anzunehmen. Er hatte den Tod verdient. Den Mädchen, die er vergewaltigt hat, den Männern, die er totprügeln ließ, den Kindern, die er mit den großen Hunden hetzen ließ, wird das wohl kaum mehr helfen, aber er wird es nie wieder tun. Langsam bilden sich Reifkristalle an seinem edlen Pelzkragen. Bornländer Adel! Ich spucke darauf.

Mein Grinsen wird bössartiger, das spüre ich. Nicht sprechen zu können, ist manchmal von Vorteil. Als könnte ich Geheimnisse und Verschwörungen nicht auch anders verraten. Sie haben mir getraut. Vielleicht sind sie nicht auf die Idee gekommen, weil sie selbst nie Lesen und Schreiben gelernt haben. Diese so rührend gutgläubigen Leibeigenen, die eine stumme Kämpferin in ihr Vertrauen gezogen haben...

Du hast sie so gequält, dass selbst ihre ergebene Geduld nicht mehr ausgereicht hat.

Ich trete nach dem Leichnam.

Hoffentlich ist etwas dran an dem Glauben dieser einfachen Leute, dass du nach deinem Tod für deine Taten büßen musst. Meinen Tritt spürst du leider nicht mehr.

Eigentlich sollte ich jetzt gehen. Die Wölfe werden sich freuen, sie finden selten so eine Menge Fleisch zu dieser Jahreszeit. Und doch starre ich den Toten an, spüre, wie die Befriedigung schwindet.

Zweifel beginnen zu nagen. Bin ich toirklich besser als die Kopfgeldjäger, die ich so verachte? Der Gedanke an den Narbigen und an Ghorans blutigen Kopf schmerzt immer noch so, dass ich schreien könnte. Wenn ich nur könnte... Ich habe die Handvoll Silberstücke genommen, weil ich eine neue Rüstung brauchte und einen Krug Wein. Er hat den Tod doch verdient! Oder... ? Wer bin ich, dass ich solche Urteile fällen darf

Nein, keine Skrupel jetzt. Das flaue Gefühl im Magen und die Schwäche in meinen Knien lassen nach. Es war meine eigene Entscheidung, mein Mitleid mit den Opfern dieses Mannes, dessen Mund sogar im Tode herrisch wirkt. Neue Schneeflocken beginnen zu fallen, legen sich auf das Gesicht der Leiche und täuschen Weichheit vor.

Ich wende mich ab. Nein, ich werde es noch weniger ertragen können, diese Welt nur zu beobachten und nichts zu tun. Ich ioerde wieder töten, wenn ich cs für richtig halte. Vielleicht bin Ich wirklich nicht besser als der Narbige. Aber vielleicht kann ich diese unvertraute Welt, loenn ich sie schon nicht verlassen kann, wenigstens etwas xoeniger schrecklich machen.

Als ich durch den dichten Tannenmld davongehle und die Wölfe Ihr Mahl beginnen, fährt es mir wie ein Stich durch den Leib. Vor meinen eigenen Gefühlen erschrocken halte ich inne. Ich drehe mich noch einmal nach dem Toten um, aber er ist durch die dichten Zweige schon nicht mehr zu sehen. Ich wünschte, ich tväre an seiner Stelle.

Als Inisharca aus dem Schlaf hochschreckte, war es noch mitten in der Nacht. Sic setzte sich auf und sah sich um. Vom Feuer war nur noch ein leichtes Glühen geblieben. Feirin schlief schon längst. Der Drache war nirgends zu sehen, vielleicht war er auf der Jagd. Latu und Tenebis hatten sich unter ihrer Decke eng aneinander geschmiegt, ein Stück weiter lag Rondriane in ihren Mantel gehüllt. Das kurze, stämmige Bündel musste der Zwerg sein, also hatte Eirik Wache. Nur der Elf hockte noch auf seinen Fersen, als hätte er sich die ganze Zeit nicht von der Stelle gerührt, und schaute mit zurückgelegtem Kopf in den Sternenhimmel.

Inisharca sah auf die Schlafenden und lächelte. Dieser Al'Anfaner war schon etwas Besonderes. So wie er aussah und sich bewegte, war er genau die Sorte Mann, vor der ihre Mutter sie immer gewarnt hatte. Und ausgerechnet er stellte für Frauen die geringste Gefahr dar. Obwohl... Inisharca konnte sich vorstellen, dass einige junge Mädchen mit gebrochenem Herzen auf seinem Weg zurückgeblieben waren, gerade weil er so unerreichbar war. Zum Glück war sie aus diesem Alter lange heraus.

Eine leichte Berührung an der Schulter riss Inisharca aus ihren Gedanken. Lautlos war der Elf zu ihr getreten und hockte sich neben sie.

»Ihr habt nicht viel gesagt gestern Abend«, sagte er leise.

»Ich... es tut mir Leid...« Wieder wäre Inisharca am liebsten im Boden versunken. Ausgerechnet von einem Elf so höflich angesprochen zu werden, machte sie verlegen.

Andarias lächelte wieder. »Ihr habt es gleich bemerkt, nicht wahr?« Er zeigte die Handfläche mit der verblassten Tätowierung. »Die meisten Leute achten nicht darauf. Es ist auch schon lange her. Aber Ihr... Sagt mir, was habt Ihr gedacht, als Ihr es gesehen habt?«

Immer noch war ihr das Ganze unangenehm. »Ich habe gedacht...« Inisharca wagte kaum zu flüstern. »Ein Elf mit einem Gildenzeichen ... Ganz schön ulkig...«

Andarias warf den Kopf zurück und lachte glockenhell. Kondriane schoss nach oben und hatte sofort die Hand um Schwert, dann warf sie den beiden einen bösen Blick zu und legte sich wieder hin.

»Habe ich Euch beleidigt?«, fragte Inisharca erschrocken. »Das wollte ich nicht. Meine Tochter sagt das immer, wenn Bie etwas außergewöhnlich findet...«

Die weißen Haare flogen, als Andarias heftig den Kopf nchüttelte. »Nein, ganz und gar nicht. >Ulkig< habe ich bloß bisher in diesem Zusammenhang noch nicht gehört. Ich bin ziemlich *badoc*, wie meine Verwandten sagen. Vielleicht Ist ulkig als Übersetzung dafür gar nicht so schlecht.« Wieder lachte er, diesmal aber so leise, dass er niemanden Ntörte.

»Ich habe sehr viel Zeit mit Menschen verbracht, erst mit einer Frau, dann in Donnerbach und jetzt mit diesen Leuten. Sogar an Eure Sprache habe ich mich gewöhnt. Aber das ist nicht so wichtig. Im Moment kann ich ganz gut damit leben.«

Der Elf sah Inisharca intensiv an. Sie bemerkte im Sternenlicht, dass seine Augen nicht schwarz, sondern dunkel wie ihre Lieblingssperlen aus kobaltblauem Glas waren.

»Ihr könnt nicht damit leben, nicht wahr?«, fragte Andarias nach einer Weile. »Ich erkenne Leute, die zerrissen nind, wahrscheinlich, weil ich das Gefühl so gut kenne.« Br legte ihr freundlich die Hand auf den Arm.

Inisharca konnte nicht verhindern, dass sie leicht zurückzuckte. Sie kam sich vor, als wäre sie völlig nackt. Das ganze Gespräch war ihr furchtbar peinlich. Erst der Drache, der zum Glück nie wieder auf ihre Träume angespielt hatte, Jetzt dieser Elf mit den durchdringenden Augen... Konnten denn alle in sie hineinsehen?

»Seid nicht böse, aber darüber möchte ich nicht reden«, nagte sie schließlich leise und mit gesenktem Blick.

Andarias, der ihre Reaktion sehr wohl gespürt hatte, nickte. »Vielleicht später. Euer junger Freund hat uns er-

klärt, wohin Ihr wollt, und wir haben zumindest einen Tag lang noch den gleichen Weg. Es mag Euch helfen, wenn Ihr uns eine Weile beobachtet.«

Damit ging der Elf zu seinem Platz zurück und nahm die Betrachtung des Himmels wieder auf. Inisharca zog die Decke um sich und versuchte, noch ein paar Stunden zu schlafen. Doch die Worte von Andarias gingen ihr noch lange durch den Kopf.

Kurz nach Tagesbeginn brachen sie wiederauf. Feirin hatte sich der Gruppe mit einer Selbstverständlichkeit angeschlossen, die für Inisharca ein Rätsel war. Plaudernd ging der Hexer neben dem Elfen her, in ein offensichtlich interessantes Gespräch vertieft. Die kurzen, versteckten Blicke, die der junge Mann Rondriane zu warf, sprachen allerdings Bände.

Die Kriegerin führte die kleine Gruppe an, dicht hinter ihr lief das unzertrennliche Pärchen Latu und Tenebis. Der Zwerg, der die neuen Begleiter mit einem abschätzigen Blick und einem kurzen Knurren zur Kenntnis genommen hatte, bildete mit Eirik die Nachhut, ebenfalls in eine Unterhaltung verwickelt, obwohl diese eher nach einem Dauerstreit der beiden über die Form und Handhabung von Äxten klang. Feueropal flatterte voraus und versuchte, ernsthaft Kundschafterdienste zu leisten; Rondriane überhörte die Bemerkungen des Drachen über die Hügel und Bäche, die vor ihnen lagen, jedoch geflissentlich.

Inisharca kam sich fehl am Platze vor. Sie war froh darüber, dass sie sich spätestens an der Straße von den Abenteurern trennen wollten. Wenn sie ihre Ortskenntnisse nicht gänzlich täuschten, würden sie am Abend das kleine Dorf Waldend erreichen, vier Meilen abseits von der Straße gelegen, die von Gareth nach Wehrheim führte. Und die Hexe Wina würde eine Lösung für alle ihre Probleme wissen. Die Möglichkeit, dass etwas an ihren Überlegungen nicht stimmen mochte, wollte Inisharca nicht sehen.

Bei der Mittagsrast, die aus einem kurzen kalten Essen im strömenden Regen bestand, hielt sie sich immer noch abseits. Tenebis kam zu ihr unter den inzwischen dünn belaubten Baum, unter dem sich Inisharca niedergelassen hatte. Sein Gesicht mit dem gepflegten Bart und den großen, dunklen Augen sah unter der Kapuze noch geheimnisvoller aus als am vorigen Abend. Wieder konnte sich die Frau ein Lächeln nicht verkneifen.

»Schön, dass Ihr ein bisschen freundlicher dreinblickt«, sagte der Al'Anfaner und setzte sich zu ihr. »Ich denke, ich muss mich noch einmal entschuldigen. Ich wollte Euch gestern nicht erschrecken.« Tenebis sah bedrückt zu Boden.

»Ist schon gut«, erwiderte Inisharca, die nicht erwartet hätte, dass die Sache für ihn so wichtig war. Der Mann schien jedoch nicht auf ihre Worte zu achten.

»Manchmal überkommt es mich, dann ist es wie früher, als jede Bewegung im Dunklen eine Gefahr war«, fuhr Tenebis fort, so leise, als spräche er mit sich selbst. »Ich bin in den Gassen von Al'Anfa aufgewachsen, versteht Ihr? Und ich habe so lange überlebt, dass ich irgendwann anfang, Geld dafür zu nehmen. Ich war gut darin, jemanden verschwinden zu lassen. Bis ich irgendwann...« Fast verzweifelt sah er zu ihr auf. »Ich kann es einfach nicht vergessen!«

Für einen Moment war Inisharca verblüfft. Warum erzählte er ihr das alles? Aber wichtiger als diese Frage war, dass hier ein Mensch saß, der Trost brauchte. Sie beugte sich zu ihm hinüber und streichelte ihm über die Wange wie einem Kind. »Ich bin Euch wirklich nicht böse. Ihr müsst Euch nicht entschuldigen.«

Tenebis ließ sich die Berührung gefallen. Dann straffte er die Schultern. »Danke. Wisst Ihr, manchmal habe ich das Gefühl, dass Latu meine Vergangenheit nur akzeptiert, weil er mich liebt.« Er sah mit einem warmen Lächeln zu seinem Gefährten hinüber. »Aber wenn sogar Ihr...« Ohne den Satz zu beenden, erhob er sich und ging wieder zu den anderen.

Inisharca sah ihm nach und grübelte. Tenebis war vielleicht ebenso alt wie sie selbst und sie hatte ihn wie eine Mutter behandelt. Es war fast wie zu Hause, wo die Leute immer wieder zu ihr kamen und ihre Sorgen vor ihr ausbreiteten. Dabei war sie doch eigentlich nicht besonders vertrauenswürdig, so launisch wie sie war. Außerdem gab es viel, das sie vor anderen verbarg. Aber Inisharca konnte schon immer gut zuhören. Und etwas an diesem Tenebis hatte sie Mitleid empfinden lassen. Obwohl er ein bezahlter Mörder gewesen war, wenn sie ihn richtig verstanden hatte. Was hatte ihn dazu getrieben, seinen Beruf aufzugeben?

Die Frage erinnerte Inisharca unangenehm an den Traum der vergangenen Nacht. Irgendetwas stimmte nicht in den letzten Praiosläufen; so häufig hatte sie sonst nie geträumt. Vielleicht lag es ja nur an der Aufregung. Es wurde Zeit, dass sie wieder nach Hause kam. Sie schüttelte den Gedanken ab.

Die anderen Abenteurer waren allerdings ebenso ungewöhnlich wie Tenebis. Dass der Elf sich oft fremd fühlen musste, war zu verstehen. Aber warum waren ein Zwerg, weit entfernt von seinen Minen, und ein Thorwaler, weit entfernt von seinem Schiff unterwegs? Was trieb Latu so tief in den Süden? Die junge Kriegerin sah auch eher aus, als sollte sie sich in einem Rondratempel auf die Weihen vorbereiten. War es das, was Andarias gemeint hatte?

Und was war mit Feirin? Und dem Drachen? Kopfschüttelnd musste sich Inisharca eingestehen, dass auch andere mit sich selbst nicht im Reinen waren, sonst würden sie wahrscheinlich nicht auf diese Art unterwegs sein.

In diesem Moment kam Feueropal von seinem Vorausflug zurück. Aufgeregt plapperte er etwas, was Inisharca aus der Entfernung nicht verstand, aber sie sah, wie die anderen aufsprangen und nach ihren Waffen griffen. Die Gruppe war gut aufeinander eingespielt, Tenebis gab nur ein kurzes Zeichen, und die anderen liefen unhörbar los.

Feirin folgte ihnen, wenn auch nicht mit der gleichen Sicherheit, den Stab fest umklammernd. Schnell waren die acht in dem kleinen Wäldchen verschwunden.

Inisharca rappelte sich stumm fluchend hoch. Für einen Augenblick überlegte sie, ob sie den Rucksack wirklich liegen lassen sollte, dann griff sie nach dem Dolch an ihrem Gürtel und rannte hinter den anderen her. Was sollte sie bloß in einem Kampf machen? Außerdem war sie viel zu laut, das Platschen ihrer nackten Füße schepperte in ihren Ohren. Aber sie konnte doch nicht einfach Zurückbleiben...

Als sie das dichte Gehölz durchquert hatte, blieb Inisharca bestürzt stehen. Sie hatte sich doch geirrt, Waldend lag bereits vor ihr. Sie war sonst immer von der anderen Seite gekommen und das letzte Mal vor vier Götterläufen ...

Allerdings war von dem kleinen Dorf nicht viel übrig geblieben. Der größte Teil des guten Dutzends kleiner Häuser war heruntergebrannt, einige tote Tiere lagen in den Pfützen, die Bewohner schienen verschwunden zu sein. Vor einem der wenigen noch halbwegs intakten Gebäude war ein wildes Handgemenge im Gange. Eirik und Zenax kämpften Rücken an Rücken, oder besser Helm an Oberschenkel, gegen die doppelte Menge muskulöser, »schwarzpelziger Gestalten, die unter wildem Gebrüll zweischneidige Äxte schwangen. Rondriane setzte sich gegen drei Orks zur Wehr und gab sich Mühe, den dunklen Schatten, der hintereinem ihrer Widersacher auftauchte, nicht zu bemerken. Der Ork brach stumm zusammen und Tenebis glitt wieder in die Deckung des Hauses. Eine lange Flammenzunge und ein schmerzerfülltes Kreischen hinter einer der Brandruinen waren offensichtlich Andarias' Werk. Von dem Nivesen war nichts zu sehen, aber Inisharca war sich sicher, dass Latu nicht untätig herumhocken würde.

Der junge Hexer erstaunte sie allerdings. Er prügelte mit »einem Stab, der sich zeitweise von selbst zu bewegen schien, auf einen der Orks ein, als hätte er nie etwas ande-

res getan. Es sah nicht so aus, als bräuchte irgendjemand Inisharcas Hilfe.

Plötzlich stürzte Rondriane unter einem Hieb. Inisharca wollte loslaufen, aber Tenebis war schon zur Stelle. Der verbliebene Ork, der die Axt zu einem weiteren Schlag gegen die Kriegerin gehoben hatte, fiel nach hinten.

Gerade als Inisharca aufatmen wollte, tauchte neben ihr einer der Schwarzpelze auf. Er schien die Frau gar nicht zu sehen, auf seinem Gesicht mit den gefletschten Reißzähnen lag Furcht. Er hielt sich mit der einen Hand eine böse Brandwunde auf dem anderen Arm. Ohne nachzudenken hob Inisharca den Dolch über ihren Kopf und zog ihn mit einer schnellen Bewegung zur Seite. Es war wie in einem der Träume... Der Ork griff sich mit einem gurgelnden Schrei an die Kehle und fiel zu Boden, sein Blut spritzte zwischen den Fingern hindurch. Dann wurde es still.

»Ist auch nicht anders als Hühner zu schlachten, stimmt's?«

Der Zwerg kam schmunzelnd näher, während Inisharca entsetzt abwechselnd den Dolch in ihrer Hand und das Blut auf ihrem Ärmel betrachtete, mit dem sie sich über das Gesicht gewischt hatte. »Ihr habt Euch ganz gut geschlagen.«

»Lasst sie besser in Ruhe!« Feirin deutete den Gesichtsausdruck der Frau richtig. Noch ein Wort von Zenax, und es wären Funken gesprungen. Der Hexer legte den Stab beiseite und stieg vorsichtig über die Leichen hinweg. Bei Inisharca angekommen, legte er ihr die Hand auf die Schulter.

»Du musstest dich wehren«, sagte er und versuchte, tröstend zu klingen.

»Aber...« Inisharcas Wut auf Zenax hatte sich sofort wieder gelegt, sie kämpfte mit den Tränen. »Er ist tot.«

Zenax schüttelte verständnislos den Kopf. »Es waren Orks. Seht Euch hier um, seht Euch Rondriane, Eirik und Tenebis an. Reicht das nicht?« Der Zwerg machte sich

daran, die pelzigen Körper nach lohnender Beute zu durchsuchen. Er murmelte etwas von menschlicher Dummheit, während er sich entfernte.

»Denkst du auch, dass... dass es das Gleiche ist wie Hühner ...?« Wie ein verschrecktes kleines Mädchen sah Inisharca zu dem jungen Mann auf.

»Nein«, antwortete Feirin, obwohl ihm nicht ganz klar war, weshalb es ihr so wichtig war. Auch für ihn war es das erste Mal, dass er getötet hatte, aber er fühlte im Moment eher Stolz.

Tränen schimmerten in ihren grauen Augen. »Ich ... ich glaube, er wollte nur noch fliehen. Er wäre an mir vorbeigelaufen ...« Inisharca sah so aus, als würde sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Doch Feirin kannte sie mittlerweile gut genug.

»Schon möglich«, sagte er. »Aber du solltest zu Andarias gehen und ihm helfen. Rondrianes Verletzungen sehen böse aus.«

Der junge Hexer lächelte, als Inisharca den Dolch weghetzte und sich ohne ein weiteres Wort zu den Verwundeten aufmachte. Gib dieser Frau eine wichtige Aufgabe, und sie kommt nicht auf dumme Gedanken, dachte er. Dann ging er hinterher. Auch er hatte ein paar Fähigkeiten, wenn sie auch noch nicht so gut geübt waren. Die toten Orks waren ihm nicht einmal einen zweiten Blick wert.

Latu kümmerte sich selbstverständlich um seinen Partner, der eine stark blutende Stirnwunde davongetragen hatte. Der Elf hatte Rondrianes Arm verbunden und sich dem fluchenden Thorwaler zugewandt, an dessen Rippen ein Krummsäbel abgeglitten war. Die Kriegerin war dabei, die Wunde an ihrem Oberschenkel selbst zu versorgen.

»Kann ich Euch helfen?«, fragte Inisharca schüchtern.

»Nun... ja.« Trotz ihres Stolzes hatte Rondriane Schweißperlen auf der blassen Stirn und biss die Zähne zusammen, dass es knirschte. Der Axthieb des Orks hatte ihr Bein fiiHt bis zum Knochen aufgerissen. Inisharca kniete sich so

hin, dass die Männer nichts sehen konnten und machte sich an die Arbeit. Nadel, Faden und Heilkräuter fanden sich immer in ihrem Beutel, auch wenn sie es sonst eher mit Arbeitsunfällen in den Dörfern zu tun hatte. Zum Glück war die Axt scharf gewesen.

»Diese verdammte Magie von dem da will ich nicht«, zischte Rondriane, während Inisharca staunte, wie ruhig die Kriegerin blieb, als sie die Wundränder vernähte. »Manchmal könnte ich ihn ...« Ein kurzes Stöhnen unterbrach den Satz.

»Warum seid Ihr dann mit ihnen unterwegs?«, fragte Inisharca, um sie abzulenken. »Ihr mögt es nicht, wie Te-nebis kämpft, und dass Andarias zaubert...«

Rondriane lachte grimmig. »Ihr habt den Nivesen vergessen, er ist ein Schamane. Aber ansonsten - es sind meine Freunde, und wir haben noch ein paar Dinge vor. Wann kann ich wieder laufen?«

»Frühestens in einer Woche, nehme ich an«, antwortete Inisharca. Und wenn du nicht so stur wärst, schon morgen, dachte sie. Das laute Schimpfen Eiriks, der sich über seine verdorbene Fellweste erregte, übertönte Inisharcas leisen Summen, als sie langsam einen Leinenstreifen um das Bein der Kriegerin wickelte.

Andarias hatte währenddessen die Spuren auf dem feuchten Boden untersucht. »Die meisten Leute sind vor einigen Tagen geflohen«, erklärte er. »Die Orks waren augenscheinlich Söldner, aber ich habe keine Ahnung, was sie hier wollten. Sie haben das Dorf leer geräumt und sich dann hier eingenistet, als ob sie auf etwas warten würden.«

Der Zwerg, der inzwischen seine Axt säuberte, lachte. »Natürlich hast du eine Ahnung, Spitzohr. Du weißt genauso gut wie wir alle, wer uns aufhalten will. Unser alter Freund Mon...«

»Sei still!« Der bisher so wortkarge Nivese unterbrach Zenax mit scharfer Stimme. »Wir sind nicht allein!«

Die Nähe zu den Abenteurern, die Inisharca gerade noch gespürt hatte, war dahin. Sie stand auf und wischte sich die Hände ab. »Es ist schon gut«, sagte sie. »Rondriane braucht noch ein paar Praiosläufe Ruhe. Diejenige, die wir besuchen wollten, ist nicht mehr hier. Wir werden verschwinden und Euch nicht mehr belästigen.« Sie warf einen Blick zu Feirin, der zwischen Bedauern und Erleichterung zu schwanken schien.

»Zurückzugehen wäre aber keine so gute Idee«, mischte »Ich Feueropal ein. »Wir sollten ...«

Mit gesenktem Kopf wandte sich Inisharca ab und ging zurück zum Lagerplatz, um ihr Gepäck einzusammeln.

Im Wäldchen holte Latu sie ein. »Wartet bitte!« Der Nive-
»e legte Inisharca die Hand auf die Schulter. »Es ist nicht
10 wie Ihr denkt.« Die vielen Falten in seinem Gesicht verzogen sich zu einem freundlichen Lächeln. »Wir holen unsere Sachen, und ich erkläre es Euch inzwischen, einverstanden?« Inisharca nickte ergeben.

»Wir sind nicht unbedingt aus Spaß hier«, fuhr Latu fort. »Wir haben einen gefährlichen Auftrag und einen gefährlichen Gegner. Eigentlich wollten wir niemanden mit hincinziehen...«

Inisharca sah dem Nivesen ins Gesicht. Sie spürte, dass Ihre Verbitterung nicht so einfach zu besänftigen war. »Ihr hobt Eure Probleme und wir unsere, ich verstehe schon. Falls Ihr einem Bannstrahler begegnet, grüßt ihn schön.« Damit wandte sie sich ab und eilte zu der Stelle, an der sie ihren Rucksack liegen gelassen hatte.

Wenn Feirin noch mitkommen wollte, sollte er schnell machen. Was gingen sie diese Leute an ... Wina war fort, vielleicht sogar tot, ihr Häuschen verbrannt, weil irgendwelche Orks auf irgendwelche Abenteurer gelauert hatten. Der Inquisitor war bestimmt nicht im Wald geblieben, also musste sie möglichst bald verschwinden. Vielleicht war es doch möglich, unauffällig eine Weile der Straße zu folgen und in Gareth unterzutauchen. Nach allem, was sie gehört

hatte, lebten dort so viele Menschen, dass eine kleine Schneiderin nicht auffallen würde. Entschlossen wischte sich Inisharca eine Träne aus dem Augenwinkel, als sie an Finnabir dachte. Noch einmal hielt sie kurz inne, als ihr wieder bewusst wurde, dass sie das erste Mal in ihrem Leben getötet hatte. Aber es war nicht anders als in einem Traum, oder?

8. Kapitel

»War das wirklich nötig?«, fragte Feirin, als er Inisharca zwei Stunden später endlich eingeholt hatte. Die Frau hatte in einem Gesträuch gerade außerhalb der Sichtweite der Straße ein wenig Holz zusammengesammelt und bemühte sich, ihre Kleider an dem kleinen Feuer zu trocknen. Feueropal saß grinsend daneben.

Inisharca wirkte müde, als sie mit den Schultern zuckte. »Ich weiß nicht, Kleiner. Vielleicht ist es ein Fehler, dass ich Immer loslaufe, wenn ich so ein Gefühl habe. Aber diese Leute...«

Sie seufzte. »Für mich sind sie jedenfalls nicht das Richtige. Wie einfach sie getötet haben - mir tat sogar ein kranker Baum Leid, den ich fällen musste. Und was sie Vorhaben, scheint auch nicht gerade ohne Schwierigkeiten zu sein. Vielleicht bin ich zu alt, vielleicht zu ängstlich. Ich habe jedenfalls selbst genug Probleme. Außerdem glaube Ich, dass wir ihnen nur im Weg wären.«

Feirin streckte die langen Beine neben dem Feuer aus. »Ich habe wirklich eine Weile überlegt, ob ich nicht bei Ihnen bleibe«, sagte er schließlich. »Gegen so eine Gruppe könnte der Inquisitor vielleicht nicht viel ausrichten.«

»Und warum bist du mir nachgekommen?«, fragte Inisharca.

Der Hexer sah traurig zu Boden. »Ich würde alles nur noch schlimmer machen. Weißt du, ich hoffe, dass sie dem Inquisitor und seinen Leuten gar nicht erst begegnen. Das würde nicht gut gehen, mit dem Elf und dem Schamanen. Wie sollen sie ihm beweisen, dass ihre Magie nicht böse lut? Und außerdem...«

»Rondriane, nicht wahr?« Inisharca lächelte. »Sie hat gesehen, dass du gezaubert hast. Und du weißt, was sie davon hält.«

Feirin nickte schwach.

»Aber sie hat Latu und Andarias als ihre Freunde bezeichnet. Vielleicht würde sie dich ja auch ...«, fuhr Inisharca fort.

»Nein.« Feirins Lippen verzogen sich bitter. »Ich will nicht immer beweisen müssen, dass ich nicht... absonderlich bin. Ich habe es satt...« Er verstummte. Die Gedanken, die er in der letzten Zeit immer verdrängt hatte, schmerzten. Aber vielleicht würde wenigstens Inisharca ihn verstehen ... Er blickte ihr ins Gesicht.

»Meine Lehrerin hat mir viel beigebracht. Sie ist wirklich eine großartige Frau, Cara. Aber Enishe konnte nie begreifen, dass ich ein einfaches Mädchen wirklich mochte und beim letzten Fest nicht viel Lust auf die ganzen schönen Frauen hatte. Enishe hat mir immer erklärt, wie selten es ist, dass ein Mann solche Fähigkeiten besitzt und dass es eine Ehre für mich sein müsste. Sie fand es... befremdlich, dass ich nur Sannah im Kopf hatte. Und die Schwestern haben mir übel genommen, dass ich die Feier vorzeitig verlassen habe und keine von ihnen haben wollte. Enishe hat mich danach rausgeworfen ... Ich bin eine Weile durch die Gegend gezogen, und dann hat mir Sannah gesagt, dass sie mich ganz gern hat, aber ich müsse mir abgewöhnen, mich so eigenartig zu benehmen ...«

»Kommt mir bekannt vor. Und das wolltest du auch nicht«, stellte Inisharca fest. Sie bemühte sich, nicht an die Tischeleien über die Hexenfeiern zu denken, die sie immer sehr spannend gefunden hatte. Und dann ein recht gut aussehender junger Mann wie Feirin dabei...

»Keine Ahnung«, fuhr der Hexer fort. »Die Praiosleute haben mich erwischt, bevor ich mir darüber klar geworden bin. Jetzt ist das alles so weit entfernt, dass ich mir Sannahs Gesicht kaum noch vorstellen kann. Als wäre es in einem anderen Leben gewesen.«

»Und dann kam diese gut gebaute junge Kriegerin.« Feueropal brachte sich ungefragt wieder in Erinnerung, Feirin fuhr auf und trat nach dem Drachen, der unbeein-

drückt ein paar Schritte beiseite flatterte. »Ging ja schnell.«

»Halt den Mund!«, schimpfte Inisharca. »Niemand hat dich gefragt! Und warum du uns folgst, würde ich auch zu gerne wissen.«

»Du weißt doch, wir haben ganz zufällig die gleiche Richtung«, erwiderte Feueropal. »Aber wenn ich so sehr störe, mache ich noch einmal eine Runde, nur zur Sicherheit.«

Als der Drache hinter dem nächsten Hügel verschwunden war, schwiegen die beiden Menschen noch eine Weile. Schließlich nahm Feirin den Faden wieder auf. »Ich glaube, du kannst ganz gut verstehen, wie es ist, nirgends so richtig dazuzugehören. Vielleicht bin ich dir auch deswegen gefolgt, weil ich bei dir nicht dauernd das Gefühl habe, etwas erklären zu müssen.«

Verständnislos starrte der Hexer Inisharca an, die laut und herzlich loslachte. Was hatte sie jetzt schon wieder?

Die Frau wischte sich die Lachtränen aus den Augenwinkeln. »Ach, Junge, du bist vielleicht herzig. Du hast Recht, Ich mag dich, auch wenn du mir nichts erzählst, einfach nur so. Aber wenn ich ganz ehrlich bin - ich platze vor Neugier. Deine Schwestern tun immer so geheimnisvoll, und jetzt habe ich endlich mal die Gelegenheit, etwas aus erster Hand zu erfahren. Bis dieser geflügelte Plagegeist /urückkommt, kannst du mir ja trotzdem ein paar Sachen erklären, auch wenn du nicht musst.« Feirin musste ebenfalls lächeln. Diese Frau war einfach unmöglich! Natürlich Kflb es genug Dinge, über die er nicht reden konnte und durfte, aber ein paar Kleinigkeiten konnte er schon preislichen. Und ein harmloses Gespräch lenkte auf jeden Fall von den düsteren Gedanken an die Zukunft ab, die ihn von dem zerstörten Dorf bis hierher verfolgt hatten.

Ij ist vorüber. Die Wesen, die uns angegriffen haben, liegen leblos auf dem felsigen Boden. Orks hatte Wer red sie genannt. Der hingen Dolch, der in meiner Seite steckt, schmerzt nur wenig. Warme Feuchtigkeit breitet sich unter mir aus.

Wo ist Ghoran? Mühsam drehe ich den Kopf. Seinen Göttern sei Dank, ihm ist nichts geschehen. Da steht er, auf das Schwert gestützt, blutbespritzt und keuchend. Aber er lebt!

Was ist das in seinem Gesicht? Als er nach den Angreifern schlug, war er noch ein Racheengel, sein Kampf ein Tanz mit dem Schwert. Und jetzt...

Gleichzeitig mit der Kälte, die meinen Körper langsam erstarren lässt, spüre ich eine Wärme, die vom meinem Herzen ausgeht. Ich hätte nicht geglaubt, dass er es so hasst, zu töten. Tränen schießen mir in die Augen. Kann ich deshalb immer weniger sehen 1 Sein gequälter Blick erreicht mich noch. Wie gern möchte ich jetzt meine ohne die Schwimmhäute so fremde Hand heben, sein Gesicht berühren, ihm sagen, dass es nicht seine Schuld ist. Dass er sich nur gewehrt hat. Dass ich ihn für sein Mitleid seinen Fein•den gegenüber bewundere.

Es geht nicht. Die fremde Hand und die fremde Zunge gehorchen mir nicht, die Kälte ist stärker als die Wärme. Ich bin so müde. Ist es das, was ich gespürt habe, als ich meinem ersten Menschen begegnete? Ist das der Tod? Das Entsetzen? Die Verzweiflung? So müde...

Tessanas Stimme reißt mich aus dem willenlosen Dahintreilen. »Ich habe es doch gewusst. Es war ein Fehler, sie mitzunehmen. TW mir Leid, aber dieses Mädchen ist sogar zum Kämpfen zu dumm.«

Sie hat Recht. Ich habe das Kämpfen in dieser Welt noch nicht gelernt. Orks sind anders als Haie. Die Bewegung in der Luft ist schwieriger als im Wasser. Selbst die Sprache dieser Welt verstehe und spreche ich nur mit Mühe. Die Wahrnehmung schwindet wieder, während sich das Gesicht der Magierin über mich beugt, Vielleicht irre ich mich, aber ihr Gefühl sagt etwas anderes ab ihre Worte. Sie freut sich. Doch warum sollte sie? Es muss ein Irrtum sein, ich verstehe diese Menschen einfach noch nicht. Uw Gedankenbilder sind so kompliziert, verschlungen und verborgen.

Als meine Sicht endgültig schwindet, spüre ich Ghorans Nähe, Ehrliche Sorge liegt in den Empfindungsfetzen, die mich erreichen, Sorge um mich. Auch das hätte ich nie geglaubt. Was würde

ich nicht alles tun für einen Blick in seine Augen. Aber ich sehe nichts mehr.

Dumpf dringen ein paar Worte an meine Ohren. Choran will, dass Tessana mich heilt, sie hat jedoch keine Kraft mehr dazu. Es waren mehr als ein Dutzend Orks, sie hat viel gezaubert. Und dennoch stimmt etwas nicht. Lügt sie? Lüge... dieses Wort kannte ich bis vor kurzem nicht. Eigenartig...

Die Zeit scheint langsamer zu laufen als sonst. Die Hand des Mannes liegt auf meiner Schulter. Wie habe ich mich danach gesehnt, nach einer solchen Berührung.

Oh Choran, ich wollte doch nur... Was ist das? Ist es das, ums die Menschen >Liebe< nennen? Noch so viele Fragen ... Und das ungewohnt rote Blut fließt einfach davon... Nicht jetzt... Nicht das...

Nein, ich will nicht sterben! Ich xoill die Antxvoorten! Ich will mit ihm reden können, ihm meine Gefühle mitteilen, obwohl die menschlichen Worte so schwach sind.

*Ghoran, ich will leben, dir sagen können, dass... ich dich... liebe ...
ICH WILL NICHT STERBEN! Nein, ich will...*

Ich spüre das Staunen. Als ich die Augen öffne, sehe ich sein Gesicht, die unergründlichen grünen Augen. Ich zwingen mich zu einem Lächeln. Mit zusammengekauerten Zähnen ziehe ich den Dolch aus der Wunde.

»Nicht schlimm wie aussieht«, sage ich heiser. Tessanas Gesicht »piegelt Enttäuschung. Wenn ich sie nur verstehen könnte...

Ich stemme mich auf den Ellenbogen und sehe mich um. Rhün und Werred sind nur leicht verletzt. Ich werde ein Heillied singen, für mich und für sie. Aber ganz leise, um Tessanas Misstrauen nicht weiter zu schüren.

Als Rliün, der Zwerg, mir das Verbandzeug reicht, geht es schon wieder ganz gut. Dieser menschliche Körper ist zäher als ich erwartet hatte. Ich habe vielleicht doch noch irgendwann die Möglichkeit, Ghoran zu sagen, toas ich für ihn fühle. Aber ich muss noch viel lernen. Ich muss es mir verdienen, muss ihm beweisen, dass ich nicht nur ein dummes Mädchen bin, toie Tessana sagte. Irgendwann ...

Die Bäume, die Vögel, der Turm ...

Erenwin hatte es die ganze Zeit gemurmelt; die Stimmen aus dem Nebel waren nicht mehr nötig gewesen. Auch jetzt flüsterte der junge Ritter mit leerem Blick vor sich hin, während Ungborn und Praiogreif nur entsetzt darauf starren konnten. Die Bäume, die Vögel, der Turm ... Der Inquisitor biss mühevoll die Zähne zusammen, Ungborn übergab sich.

Die drei Dinge waren eins. Der Wald hatte sich in einem weiten Kreis von dem Gebilde zurückgezogen, wie es schien. Auf einer runden Fläche toter Erde stand ein Turm aus Bäumen und Vögeln. Fünf verdrehte Stämme, aus denen Schnäbel ragten, erhoben sich zwanzig Schritt in die Höhe. Ihre Wipfel verflochten sich oben zu einem dichten, kugeligen Gefüge, das fast wie ein Nest oder Korb aussah. Schwarze Federn und Blätter bedeckten die verkrümmten Zweige, einige der Äste waren wie große Flügel geformt, einzelne Augäpfel hingen wie reife Früchte dazwischen.

Das Schlimmste war jedoch, dass sich das ganze Ding in Bewegung befand. Die Bäume pulsierten, riesige Adern pumpen unter der Rinde eine dunkle, zähe Flüssigkeit in die Höhe. Das Nest wirkte, als würde sich etwas Bewegliches von innen gegen die Wandungen drücken und es aufbrechen wollen wie ein monströses Ei. Die Augen drehten sich in verschiedene Richtungen, starrten gequält auf die Männer und wurden nach innen gezogen, dafür stülpten sich neue aus. Flügel schlugen wie in Panik und hingen dann wieder schlaff herunter. Die Schnäbel stießen lautlos Schreie aus.

Als der Brechreiz nachließ, stellte der Bannstrahler mit Erstaunen fest, dass sein Vorgesetzter schon wieder freudlos und schmal lächelte.

»Habt Ihr das gewusst?«, fragte Ungborn keuchend.

»Nein. Aber *sie* hat mir gesagt, dass das hier über ihn» Macht geht. Eine Aufgabe für uns und ihre Bedingung, den

Wald wieder verlassen zu können.« Praiogreifs Miene wurde noch eine Spur härter.

Langsam hatte Ungborn den Eindruck, dass der Inquisitor trotz allem an Stärke gewann. Eine Macht ging von ihm aus, die nur schwer zu fassen war. Hatte sich der Ritter am Anfang ihrer Inspektionsreise noch insgeheim Gedanken über Praiogreifs gewöhnliches Äußere gemacht, stellte er jetzt fest, dass es Kraft war, die den Inquisitor so massiv erscheinen ließ. Und die Linien seines Gesichtes glichen immer mehr dem Werk eines Bildhauers. Irgendwann hatte einmal jemand gesagt, dass ein Mensch an seinen Aufgaben wächst - Praiogreif von Bergenstein war das lebendige Beispiel dafür. Ritter Ungborn spürte das starke Bedürfnis, vor dem Inquisitor auf die Knie zu fallen.

»Wer ist *sic*?«, fragte er stattdessen, erschrocken über sich Kolbst. In den letzten zwei Praiosläufen hatte sein Vorgehetzter kein Wort über seine Erlebnisse verloren.

Praiogreif musterte den Bannstrahler scharf. Unter seinem Blick schrumpfte der Ritter zusammen, aber der Vorwurf der Feigheit schien vergessen zu sein, als der Inquisitor nickte.

»Sie nannte sich eine Hüterin der Bäume. Sie hat leider die Fähigkeit, uns hier zu behalten, schon indem sie uns aus dem geordneten Lauf Satinavs herausnimmt«, erklärte Praiogreif leise. »Ich habe keine Ahnung, wieso der Fürst des Lichtes so etwas zulässt. Aber das in *Ordnung* zu bringen, ist eine Aufgabe, die zu groß für uns drei ist. Vielleicht später... Für diesen Moment haben wir und sie das gleiche Ziel. Dieser Turm ist dämonischen Ursprungs, das brauche ich Euch hoffentlich nicht näher zu erklären.«

Ritter Ungborn nickte. »Die Herrin des wimmelnden Chaos.« Selbstverständlich würde er den Namen der Erz-Illtmonin niemals aussprechen.

»Ja. Sie war hier und was Ihr vor Euch seht, ist einer ihrer minderen Diener. Ein Dämon, für den es keine Bezeichnung gibt, so veränderlich wie seine Gestalt ist.« Praiogreif

wies auf das Gebilde, das niedriger geworden war. Die Flügel halten vielfingrigen Händen Platz gemacht und die Augen waren verschwunden. Dafür hatte sich das Nest nach oben geöffnet, aber nichts erhob sich daraus, wofür Ungborn dankbar war.

»Ein Zauberkundiger hat vor einiger Zeit versucht, die Magie des Ortes zu einer götterlästerlichen Beschwörung zu nutzen, wie es nicht anders von seiner Art zu erwarten ist. Hier seht Ihr das Ergebnis.« Wieder lächelte der Inquisitor. »Wenn wir dieses... Ding vernichten, können wir den Wald verlassen und unsere Suche fortsetzen. Seid Ihr bereit?«

Ungborn richtete sich auf und griff nach dem Heft seines Schwertes. »Selbstverständlich. Im Namen des Herrn des Lichtes.«

»Bleibt hier stehen!«, befahl Praiogreif dem umnachteten jungen Ritter. Erenwin murmelte weiter vor sich hin: »Die Bäume, die Vögel, der Turm ...« Aber er machte keinerlei Anstalten, sich zu bewegen. Dann griff der Inquisitor nach dem Sonnenzepter und ging auf den Turm zu.

»Was tut Ihr, Herr?«, wagte Ungborn einzuwenden. »Lasst uns ein reinigendes Feuer an dieses unheilige Gebilde legen.«

»Ja, das werden wir tun. Aber erst will ich es mir aus der Nähe ansehen.« Praiogreif machte einen weiteren Schritt auf das pulsierende Ding zu. Er konnte sich selbst nicht die unheimliche Faszination erklären, die davon ausging. Das hier war die absolute Dunkelheit, der Gegensatz zu dem hellen Licht, das ihn durch sein Leben führte. Die Ordnung, die er in allem anstrebte, was er tat und wollte, war hier in ihr Gegenteil verkehrt worden. Praiogreif lächelte wieder, als er hinter sich die Stiefel des Bannstrahlers hörte. Auch dieser war wohl davon betroffen. Trotz allen Ekels wollten sie sich das Bild einprägen für den Rest ihres Lebens, dieses Etwas, das keinerlei Zweifel zuließ. Ein Ding, das die Unsicherheit der letzten Zeit schmelzen ließ, eine klare Aufgabe, der sie sich stellen mussten.

Ungborn und Praiogreif näherten sich vorsichtig dem Turm. Die Erde fühlte sich unter ihren Stiefeln merkwürdig weich an, so als würde der Boden unter ihnen nachgeben, wenn sie zu lange stehen blieben. Der Frost schien den Grund nicht erreicht zu haben, die Luft war jedoch noch kälter als innerhalb des Waldes. Die Kälte ging von dem Gebilde aus, das sich gerade langsam in die Breite schob, als wolle es den Eindringlingen näher sein.

Als die beiden Männer nur noch einen Schritt von dem unregelmäßigen Ring aus Bäumen entfernt waren, hatten sich die Schnäbel in die Stämme zurückgezogen. An ihrer Stelle öffneten sich wimpernlose Augen, die ihnen entgegenstarrten. Ungborn zuckte zusammen, als er erkannte, dass nur ein Teil der Augen von Vögeln stammte. Mindestens ein Dutzend war sicherlich menschlich. In diesen blassblauen Augen lag eine Mischung aus Entsetzen, Angst, Schmerz und Irrsinn. Der Inquisitor ließ sich jedoch nicht anmerken, ob ihm das aufgefallen war, sondern begann, an einem der Stämme emporzuklettern. Die pulsierenden Vorsprünge machten es ihm leicht. Der Bannstrahler, der krampfhaft versuchte, nicht auf die ihnen zugeworfenen Blicke zu achten, folgte ihm.

Als sie zehn Schritt über dem Boden waren, verflochten »Ich die Äste, deren dunkelgraue Oberfläche wie menschliche Haut gefaltet war. Der Korb wies große Lücken auf, sodass Praiogreif und Ungborn trotz der schweren Rüstungen wenig Mühe hatten, hindurchzukriechen, obwohl die Äste sich bewegten, als hätten sie Gelenke. Schließlich standen sie in dem unregelmäßigen Rund, das sich gerade wieder über ihnen zu schließen begann. Aber es sickerte genug Tageslicht durch die Lücken im Flechtwerk der Zweige, denn die schwarzen Blätter waren inzwischen in der Rinde verschwunden.

Irgendwann musste sich etwas wie ein großes Zimmer in den Wipfeln der fünf Bäume befinden haben. In Anbetracht der schnellen Veränderungen konnte es gestern,

aber auch vor Hunderten von Götterläufen gewesen sein. Ein paar Möbelstücke hingen zwischen den Ästen, umschlungen und zusammengedrückt. Fingerartige, kahle Zweige ragten aus einem zerschlissenen bunten Teppich und ein Windstoß wirbelte Papierfetzen durch den unregelmäßig gewölbten Raum. In der Mitte lag eine geneigte, rechteckige Platte aus rötlichem, poliertem Holz, vielleicht ein Tisch, dessen Beine durch das Gezweig gesunken waren. Aus seinen Kanten schoben sich lange Federn.

Praiogreif sah sich etwas enttäuscht um. Nachdem er sich überwunden hatte, das praioslästerliche Machwerk zu berühren, war das Entsetzen, das von ihm ausging, geringer geworden. Selbstverständlich spürte er die dämonische Präsenz und die unnatürliche Kälte, aber er wurde sich langsam klar darüber, dass er mehr erwartet hatte. Das ganze Gebilde machte einen fast ungefährlichen Eindruck. Er wollte sich gerade abwenden, als der Bannstrahler, der sich hinter ihm gehalten hatte, aufschrie.

Der Inquisitor fuhr herum. Eine blasenartige Wölbung wuchs aus den Ästen, glatt und hell wie eine Eierschale. Schwärzliche Adern zogen sich über die Oberfläche und wanden sich wie verzweigte Schlangen. Ungborns Beine waren bereits von der Wölbung umschlossen worden, und er konnte sich offensichtlich nicht selbst befreien. Praiogreif riss das Zepter vom Gürtel und schlug auf das sich schnell vergrößernde Ding ein. Er brauchte all seine Kraft, bis sich endlich ein paar Risse bildeten, in die Ungborn mit seinem Schwert stieß und die dicke Schale auseinander hebelte. Schließlich zerfiel das Ganze in kleine Bruchstücke.

»Wir müssen hier fort«, keuchte der Ritter, »sonst kommen wir nicht mehr heraus.«

Er zog den Inquisitor scheinbar respektlos am Ärmel beiseite. Unter Praiogreifs Füßen begann sich die nächste Blase aufzublähen. Gleichzeitig rückten die Wände zusammen und neue Blätter schluckten das Licht. »Es will unsere Körper verwenden, um sich zu ergänzen.«

»Ihr habt Recht«, erwiderte der Inquisitor. Jetzt spürte er endlich wieder die Gefahr, die von dem Turm ausging. »Im Namen des Fürsten des Lichtes können wir das nicht zulassen.«

In diesem Augenblick lief ein Zittern durch die Zweige, als ob Praios' Nennung dem Gebilde Schmerzen bereitete.

»... macht ein Ende, ein Ende...«, stöhnte eine unbekannte, weibliche Stimme. Auf der Holzplatte hatte sich ein riesiger, schmerzverzerrter Mund gebildet.

»... bitte ...«, flehte er, bevor er wieder verschwand.

Die Männer warfen sich einen kurzen Blick zu, dann machten sie sich ohne ein weiteres Wort an den Abstieg. Die Äste, die sie erst so bereitwillig durchgelassen hatten, schoben sich ihnen jetzt in den Weg, hakten sich an ihren Rüstungen und Mänteln fest. Der Turm versuchte, sie aufzuhalten. Erst als der Inquisitor wieder den Namen des Tötterfürsten ausrief, gelang es ihnen, nach unten durchzukommen. Dabei starrten sie die Augen hasserfüllt und gleichzeitig bittend an.

Die Erde zwischen den deformierten Wurzeln war noch nachgiebiger als zuvor. Praiogreif und Ungborn mussten laufen, um nicht von ihr verschlungen zu werden. Erst als sie den Waldrand erreicht hatten, ließ das Saugen endlich nach. Erenwin hatte sich nicht von der Stelle gerührt.

Atemlos sahen sich die Männer nach dem Turm um, den sie eben verlassen hatten. Wieder hatte sich seine Form geändert. Wie eine schlanke Blüte, die sich gerade öffnen wollte, ragten die Wipfel weit nach oben, die Stämme der Ittume waren massiver, und riesige Dornen sprossen nach allen Seiten. Wie ein Echo hallte wieder die gequälte Stimme herüber: »Beendet es!«

Praiogreif begann, mit erhobenen Armen die Liturgie zu sprechen. »Herr Praios, Ewige Sonne, Trenner von Recht und Unrecht...«

Ungborn und auch der umnachtete Erenwin fielen auf die Knie, um den Fluch über die Frevler durch ein stummes

Gebet zu unterstützen. Sie spürten deutlich die Kraft, die von dem Inquisitor ausging. Der Fürst der Götter war mit ihm.

Die letzten Worte der Liturgie kamen Praiogreif wie ein Donnern über die Lippen. Ein grelles Licht schoss bei dem abschließenden »Es sei!«, vom wolkenverhangenen Himmel und traf den Turm, der sofort in gleißenden Flammen aufging. Im Licht des Götterfürsten waren für einen Augenblick die Schattenrisse von fünf alten Bäumen, einem kreisenden Vogelschwarm und einer vom Alter gebeugten Frau in langem Mantel zu erkennen, die allerdings gleich wieder verschwanden.

Als das Blenden nachgelassen hatte, erkannte Ritter Ungborn, dass von dem verfluchten Turm nur noch die verkohlten Stümpfe der Bäume geblieben waren. Der Inquisitor stand immer noch mit erhobenen Händen da, aber er wankte vor Erschöpfung. Die Linien in seinem Gesicht waren noch härter geworden, dennoch ließ er es zu, dann der Bannstrahler ihn stützte. In diesem Moment sank Erenwin stumm zur Seite und starrte mit weit aufgerissenen Augen ins Leere.

»Geht es Euch gut, Herr?«, fragte Ungborn.

Praiogreif nickte mühsam. »Ja. Praios steht uns bei.« Er setzte sich schwerfällig auf den frostharten Boden. »Habt Ihr es auch gesehen?«

»Ja. Vielleicht wollte sie ihr Leben verlängern. Oder aber...«

Ein leises Rascheln unterbrach den Bannstrahler. DU» vorhin so nachgiebige und dennoch tot wirkende Erde in der Umgebung der Turms kam vom Wald aus in Bewegung. Winzige Schößlinge schoben sich hindurch und wurden zu Pflanzen, die in unglaublicher Geschwindigkeit wuchsen, blühten, Früchte bildeten und Samen abwarfen. Die Götterläufe gingen in dem Bereich in unglaublicher Geschwindigkeit ineinander über. In kürzester Zeit waren die verkohlten Stämme von dichtem, rankigem Gebüsch

Überzogen, aus dem sich neue Bäume emporhoben. Der Wald hatte die Lichtung wieder zu sich genommen.

In den nächsten Praiosläufen blieb der Inquisitor wortkarg. Ritter Ungborn kümmerte sich um seinen jungen Ordensbruder, der weiterhin stumm und willenlos war. Ein gut Richtbarer, wenn auch verschlungener Pfad führte sie immer weiter östlich, und außer den schweigenden, winterlich kahlen Bäumen war nichts zu sehen. Ab und zu fanden sie ein Gebüsch mit gefrorenen, aber noch genießbaren Beeren, die mit den letzten Resten hartem Brot ihre karge Nahrung bildeten. Nachdem sie festgestellt hatten, dass »Ich der Pfad nur wenige Schritte hinter ihnen schloss und Hpurlos verschwand, sahen die Männer nur noch selten zurück.

Schließlich lag wieder freies Gelände vor ihnen, leicht gewelltes Land mit einzelnen Baumgruppen. Hinter einem Hügel stiegen ein paar dünne Rauchfäden auf. Ritter Erenwin erwachte aus seiner Teilnahmslosigkeit wie aus einem langen Schlaf und fand sich zunächst kaum zurecht. Ungborn erklärte ihm in dünnen Worten, was vorgefallen war, und warf dabei immer wieder Seitenblicke auf den Inquisitor. Der schien jedoch seine Härte wieder verloren zu haben.

Nachdenklich verließ Praiogreif die Bannstrahler und Rtle auf den Hügel. Ein paar Kohlenmeiler rauchten in der kalten Luft, die nach baldigem Schneefall roch, und vier ärmlich aussehende Männer und Frauen schoben trockenes Holz nach. Eine ganz gewöhnliche Szene, die ihn nach den Ereignissen der letzten Zeit irgendwie rührte.

Etwas geschah mit ihm und seinem Denken, aber er war sich noch nicht klar darüber, was. Er hatte das Richtige getan, als er Praios' Zorn auf den Tlirm herabrief, aber dass «r damit diesen erpresserischen, wahrlich nicht praiosgefilligen Feenwesen einen Dienst erwiesen hatte, nagte an ihm. Aber es war ihm mit Praios' Hilfe gelungen, etwas

abgrundtief Böses zu vernichten und wenigstens zweien seiner Männern das Leben zu retten.

Praiogreif schob die Zweifel erst einmal beiseite und schritt sehr aufrecht zu den Köhlern hinunter, die bei seinem Anblick erst erschrecken und sich dann respektvoll verneigten.

9. Kapitel

Von außen betrachtet war es ein ganz normales Haus im Händlerviertel von Rommilys. Ein kleines Geschäft im Erdgeschoss, in dem man das erwerben konnte, was man in einem Haushalt so brauchte: Leinen, Kerzen und Krüge, Werkzeuge und Besteck. Im ersten Stock wohnte der Händler mit seiner Familie, im Keller befanden sich ein paar Lagerräume. Niemand hatte in den letzten beiden Götterläufen Verdacht geschöpft, keiner sich um das Geschäft gekümmert. Herrn Kander bezahlte regelmäßig Heine Steuern, ein Einbruch war nie gemeldet worden und lohnte sich wohl auch nicht. Aber die Menschen, die sich manchmal nach Sonnenuntergang hinter den verschlossenen Fensterläden im ersten Stock trafen, sahen nicht so gewöhnlich wie das Haus aus.

»Seid Ihr ganz sicher?«, fragte Yassia den Mann, der ihr nun dem runden Tisch gegenüber saß. Das schwache Licht einer einzelnen Kerze beleuchtete ihr fein geschnittenes Gesicht. Nur wenige wussten, dass sie unter ihrem vollen, schwarzen Haar spitze Ohren verbarg. Die Halbfelfe sah Ihr Gegenüber scharf an.

»Selbstverständlich, verehrte Magistra.« Herrn Kander, der tagsüber in einem schmuddeligen Hemd hinter dem kleinen Ladentisch im Erdgeschoss stand, deutete aus seinem Sessel heraus eine kleine Verbeugung an. Sein rundes Gesicht war zu einem verbindlichen Lächeln verzogen, aber diesmal pries er keinem Kunden eine Ware an. Er zog einige Rollen Papier aus dem weiten Ärmel seiner schwarzen Robe, die er wie alle Anwesenden trug, und breitete sie auf dem Tisch aus.

»Das ist eine Nachricht aus Wehrheim und dieses hier kommt aus Greifenfurt. Unser Mittelsmann in Angbar hat uns ebenfalls informiert.« Sechs Köpfe beugten sich über den Tisch.

»Es wäre eine gute Möglichkeit.« Eine ölig klingende Stimme meldete sich von der rechten Seite des Händlers; helle, kalte Augen musterten die anderen am Tisch.

»Ein Stein dieser Größe - damit kommen wir unserem Ziel erheblich schneller näher.« Die Augen des Sprecher wanderten über die restlichen Anwesenden. Ohne die Robe wäre Ardo Brachfeld ein völlig unauffälliger Mann gewesen, wenn man nicht gerade von seinem stechenden Blick getroffen wurde.

»Ich habe einige Zweifel an dieser Geschichte.« Rod wign von Rotengrund hob die Brauen unter dem streng nach hinten gekämmtem, grauem Haar. Niemand wusste, ob die Frau wirklich adlig war, aber das spielte an diesem Tisch auch keine Rolle. Sie verschränkte die gepflegten, schmalen Hände. »Ich erlaube mir, noch einmal zusammenzufassen, Collegae. Im tiefsten Greifenfurtschen soll vor drei Monden ein Karfunkel gefunden worden sein. Noch dazu von einer unwissenden Bäuerin, die keine Ahnung hat, wa« sie da in den Händen hält. Den Beschreibungen nach müsste der Stein mindestens von einem Kaiserdrachen stammen. Dann verschwindet die glückliche Finderin einfach ohne den Versuch, den glänzenden Stein zu Geld zu machen. Und Ihr glaubt wirklich« - ihre Stimme wurde nicht lauter, aber gefährlich scharf - »dass davon noch nicht* weiter bekannt geworden ist als ein Tavernenlied, das in ein paar Städten gesungen wird? Unsere hochverehrten Freunde in Weiß müssten sich doch überschlagen und

Herrn fiel ihr ins Wort, immer noch lächelnd. »Das ist jtt das Schöne daran, meine Liebe. Das Lied wird in den Schänken gesungen und alle glauben an die blühende Phantasie eines Dichters. Ich habe allerdings zufällig den Urheber des Liedes in der Stadt gefunden und ihn befragt.«

Das Lächeln des Händlers wurde eine Spur grausamer »Er hat mich selbstverständlich nicht belogen und mir genau erklärt, woher er seine Informationen hat. Daraufhin habe ich einen meiner besten Leute auf den Fall angesetzt ,•

Gilbert schob den Kerzenständer beiseite, um den Händler besser sehen zu können. »Doch nicht etwa diesen Streuner, der tagsüber Euren halbwüchsigen Sohn spielt und sonst für Euch spioniert? Er hat schon einmal versagt.«

»Gerade deswegen wird ersieh hüten, noch einmal einen dolchen Fehler zu machen«, erwiderte Herrn. »Quin ist bis In das Dorf dieser Bäuerin gereist und hat Erkundigungen eingezogen. Die Nachbarn waren sehr gesprächig. Und der Gatte der Frau hat nicht die geringste Ahnung, warum und wohin sie sich abgesetzt hat. Nehmen wir einfach einmal An, dass sie eine Möglichkeit gesehen hat, endlich das öde Landleben hinter sich zu lassen ...«

Die Frau neben Herrn grinste. Auch Larona hatte ihre Kindheit in einem dieser elenden Dörfer verbracht, bis jemand auf ihre magische Begabung aufmerksam geworden war. Dass der Zauberer, bei dem sie Privatunterricht erhielt, nich den finstersten Seiten der Magie verschrieben hatte, war Larona nicht unangenehm gewesen. Und als der Alte dann endlich - mit ihrer Hilfe - das Zeitliche gesegnet hatte, war sie in guten Kreisen untergekommen. Sicherlich war es nicht gerade ihr Traum, die schüchterne Frau eines Maushaltswarenhändlers zu spielen, aber die Tarnung sollte ja nicht ewig weitergeführt werden. Außerdem war es ulne nicht ganz einfache, dafür aber verdienstvolle Aufgabe, ausgerechnet in einer Stadt wie Rommilys zu leben. Irgendwann hatte einmal einer ihrer Mitstreiter die Stadt ille Höhle des Löwen genannt. Armer Darian, auch er lebte nicht mehr. Larona leistete sich einen Augenblick lang so «tlwas wie Mitleid mit dem Mann, der dem Bannstahl Praios' aufgefallen war. Es würde nicht mehr lange dauern, blo sie endlich so weit oben angekommen war, wie sie es verdiente. Ihr Blick wanderte unbewusst zu den Händen Kodwigas, die ihre sonst übliche Sammlung wertvoller Klinge bei diesen Treffen allerdings nie trug.

»Deshalb war Euer >Sohn< also so lange krank«, sagte Ardo. »Seid Ihr Euch seiner wirklich sicher?«

Als einzige Antwort wurde Herms Lächeln noch breiter.

»Und warum ist der Stein noch nicht aufgetaucht?« Rodwiga war immer noch skeptisch. »Wenn diese Bäuerin ihn zum Verkauf angeboten hätte, müsste doch irgendetwas durchgesickert sein.«

Diesmal antwortete Larona. »Die ganze Sache hat ein pikantes Detail.« Die Händlersfrau freute sich über das Stirnrunzeln der anderen. Ja, auch sie konnte sich durchaus gewählt ausdrücken. »In der Umgebung des Dorfes ist nach einer Frau gefragt worden, auf die die Beschreibung der Bäuerin passt, und zwar von einem Inquisitor. Sie kann es sich nicht leisten, aufzufallen.«

»Was uns natürlich sehr entgegenkommt.« Der siebte Teilnehmer an diesem Treffen ergriff zum ersten Mal das Wort. »Wenn wir sie aufspüren können, hat sie den Stein wahrscheinlich noch bei sich.«

Niemand, der jemals dem beinlosen Bettler Jost mit dem vernarbten Gesicht im Hafenviertel einen Heller gespendet hatte, hätte ihn jetzt erkannt, einen kraftvollen Mann von etwa vierzig Götterläufen, der ein feines Lächeln aufgesetzt hatte. Er war der Kopf der kleinen Gruppe von Schwarzmagiern, die sich zur Aufgabe gemacht hatte, in Rommilys Fuß zu fassen und vor allem an einige Geheimnisse der Akademie zu kommen. In aller Stille selbstverständlich. Gilberts Verbindungen in die höchsten Kreise waren ein guter Anfang, auch wenn er nur ein kleiner Geldverleiher war, der gerne, großzügig und verschwiegen übermütigen Jungadligen aus der Klemme half, ebenso wie» die scheinbar so götterfürchtige Rodwiga von Rotengrund, die als Witwe zurückgezogen in ihrer kleinen Villa lebte und immer wieder zu den Festen des Hochadels eingeladen wurde.

»Yassia und Ardo, Ihr beiden seid diejenigen, die am unauffälligsten verschwinden können«, fuhr Jost fort und hob die Hand, als die Halbhelfe etwas sagen wollte. »Wli haben lange an unserer Tarnung gearbeitet und können

uns keinen Fehler leisten. Niemand wird sich wundern, wenn Ihr Euch auf die Suche nach etwas Neuem macht, das Euer Geschäft aufbessert.«

Yassia, die ein heruntergekommenes Bordell im Hafenviertel führte, schwieg. »Und keiner interessiert sich für einen kleinen Schreiber, der seine Stellung kündigt.« Auch Ardo senkte den Blick.

»Ich weiß, dass Ihr jetzt den Eindruck gewinnen müsst, für unseren Kreis am entbehrlichsten zu sein. Und es mag sein, dass Eure derzeitigen Beschäftigungen nicht so viel Informationen einbringen, wie wir uns alle erhofft hatten. Aber seht es von der anderen Seite, Collegae. Ihr erhaltet einen höchst wichtigen Auftrag, der Eure weitere Tätigkeit in diesen unwürdigen Stellungen unnötig machen wird, wenn Ihr Erfolg habt.«

Jost hatte natürlich - wie immer - Recht. Was zuerst wie eine Bestrafung ausgesehen hatte, war zu Laronas Ärger zu einer Auszeichnung geworden. Dem Magier, der den Gerüchten nach vor etlichen Götterläufen aus dem Informations-Institut zu Rommilys ausgeschlossen worden war, gelang es immer wieder, die kleine Gruppe zu motivieren und zusammenzuhalten. Manchmal fragte sich Larona, was ihr zukünftiger Rart in Josts weit gesteckten Plänen Hein mochte. Die anderen hatten viel offensichtlichere Talente. Herrn, der in der Lage gewesen war, in kürzester Zeit ein Netz von Informanten aufzubauen, die sich ihrer Tätigkeit oft nicht im Geringsten bewusst waren, Rodwiga, die den Adel so perfekt verkörperte, dass noch nie jemand nach ihrem verstorbenen Gatten gefragt hatte, Gilbert, dem man schon bei der ersten Begegnung Vertrauen enttycgenbringen musste - für Larona blieb nur die Rolle der (reu sorgenden Frau und Mutter, um Herrn den Anstrich der Normalität zu geben. Dass Jost sie nachts manchmal privat besuchte, war ihr nur ein geringer Trost. Aber irgendwann würde sie über alle in diesem Kreis hinauswachsen, ule hatte schon ein paar Ideen ...

Die Magierin zwang sich zu einem freundlichen Lächeln und erbot sich, noch einen Krug Wein zu holen. Jost, der sie gut genug kannte, lächelte ironisch zurück. Gr war der Einzige in dieser Runde, dem gänzlich bewusst war, das» sie alle den gleichen Gedanken hegten, der sich auf Laronn» Gesicht spiegelte.

Sanft senkten sich dicke Flocken über Meilersgrund. Inisharca hatte trotz der Kälte den kleinen, verzogenen Fensterladen geöffnet und blickte hinaus. Die Schneedecke gab dem Viertel für kurze Zeit einen Anstrich von Gemütlichkeit und Sauberkeit, die Geräusche waren gedämpft. Natürlich würde es nicht lange dauern, bis nur noch graubrauner Matsch in den Gassen liegen würde, vermischt mit dem Kehrriecht und den Abfällen, die von streunenden Hunden und Kindern durchwühlt wurden. Hoffentlich kam Feirin bald zurück, dann musste sie sich nicht mehr allein das ständige leise Schimpfen des Drachen anhören, der sich neben dem winzigen Ofen zusammengerollt hatte. Die Frau hatte das Gefühl, von irgendetwas ausgesaugt zu werden, während sie sich wieder über das Nähzeug beugte und sich bemühte, den Flicker möglichst unauffällig auf den alten Mantel zu setzen, an dem sie arbeitete.

Feirin zog sich inzwischen die Kapuze tief über den Kopf, als er durch den knietiefen Schnee zu ihrem elenden Quartier stapfte. Eigentlich hatten sie Glück gehabt, als sie vor drei Monden in der Stadt angekommen waren, die größer war als alles, was sich der Hexer bis dahin hatte vorstellen können. Inisharcas Vorschlag, in der unüberschaubaren Menschenmenge von Gareth unterzutauchen, war offensichtlich gut gewesen; schon nach einem halben Tag legte sich das Gefühl, beobachtet zu werden, zumal sich Feueropal tief in Feirins Rucksack verkrochen hatte. Niemand schien sich hier für einen anderen Menschen zu interessieren. Das bisschen Geld, das die Frau noch bei sich

hatte, würde allerdings nicht lange Vorhalten, das war den beiden Flüchtlingen sehr bald klar. Der Flickschneider, der Ihnen eine winzige Dachkammer in seine halb zerfallenen Hölzer überließ, machte jedoch keinen schlechten Schnitt, <ils er sie für längere Zeit aufnahm. Schnell hatte der Mann gemerkt, dass Inisharca ihm seine gesamte Arbeit und noch mehr abnehmen konnte. Die Frau kümmerte sich klaglos um das verkommene Haus und lieferte Näharbeiten von höchster Qualität ab, was allerdings keinen von den Kunden des Schneiders zu interessieren schien.

Alles in allem hätte es schlimmer kommen können. Es reichte für die Miete, das Feuerholz und ausreichend zu essen; und seit Feirin hin und wieder Botengänge durch den wohlhabenderen Teil der Stadt unternahm, konnte er sogar ein paar Heller beiseite legen. Ihm war klar, dass ihm der Mann, für den er arbeitete, einen Hungerlohn zahlte, über ab und an bekam er ein gutes Trinkgeld für sein freundliches Lächeln in dieser Stadt, in der die meisten einfachen Leute mit verkniffenen und verhärmtten Gesichtern herumliefen. Man konnte von Glück reden, dass er überhaupt eine Arbeit gefunden hatte; er war einfach zur richtigen Zeit am richtigen Ort gewesen. Er brauchte das Geld, denn lange konnte er hier nicht mehr bleiben.

Gareth war sicherlich eine große und stolze Stadt. Atemlos hatten Feirin und Inisharca anfangs die prachtvollen Gebäude, die Tempel und Paläste im Zentrum angestarrt, die reich geschmückten Menschen und die vielfältigen Geräusche und Düfte bewundert. Allerdings waren sie »ehr schnell von edel gekleideten Gardisten auf ihren Platz Verwiesen worden. Für ihresgleichen gab es nur außerhalb der Stadtmauern ein Unterkommen, wo sie das Elend schnell einholte. Fast hätte Inisharca ihre wenigen Heller an die ersten bettelnden Kinder verteilt, denen sie begegnete, aber mit Tränen in den Augen hatte sie festgestellt, dass sie nicht genug Geld besaß, um jeder der kleinen, mageren und abgerissenen Gestalten etwas zu geben.

Ja, sie mussten hier fort, spätestens, wenn der Winter vorbei war! Feirin fühlte sich schon zu lange wie erdrückt von der Enge in den schmalen Gassen und unter den vielen Menschen. Noch ein paar Monde, dann würde es reichen, um fortzuziehen, egal wohin. Und vielleicht würde dann Cara, die in letzter Zeit viel zu still war, endlich wieder von den Streichen ihrer Kinder erzählen oder eines ihrer albernischen Lieder singen.

Der junge Mann trat angewidert nach einem mageren, rüdigem Hund, der aufdringlich an seinem Bein schnupperte. Das schmalbrüstige Häuschen, in dem der Flickschneider hauste, kam im Schneegeköber in Sicht. Von der Gasse her sah es so aus, als würde es nur durch die Nachbarhäuser gehalten. Aber die waren in einem ähnlichen Zustand. Vielleicht stützte sich die ganze Häuserzeile gegenseitig und würde zusammenfallen, wenn man nur einen Balken entfernte. Ein Zuhause war das nicht. Feirin schüttelte sich die Flocken vom Mantel, bevor er die Tür öffnete, und plötzlich wurde ihm klar, dass er diese Stadl hasste.

Das Meer wollte mich nicht zurückhaben. Ich hatte es geahnt, Warum habe ich mich nur auf diesen unsinnigen Auftrag eilige' lassen? Die Kauflerrin fand es interessant, eine stumme Leibwächterin zu haben. Und ich wollte das Meer Wiedersehen, wenigstens das. letzt liegt die stolze Frau liier mit den paar anderen, die angespült toorden sind. Vor dem Sturm konnte ich sif nicht beschützen. Das Schiff, das gut verpackte Waren von Drdl nach Al'Anfa bringen sollte, ist zerschellt, die wertvollen Kisten und der größte Teil der Mannschaft auf den Grund gesunken. Ij tut mir nicht Leid.

Nein, das stimmt nicht. Die Menschen haben mein Mitleid Ein ivenig jedenfalls. Wenn ich die sieben zerschlagenen Kör/m betrachte und die vor Entsetzen loeit aufgerissenen Augen... Iht Sterben war sicherlich furchtbar. Aber sie haben cs wenigsten hinter sich.*

Ich lasse sie hier im weißen Sand liegen. Was soll ich auch sonst tun?

Kleine Wellen spülen über den Strand, hinterlassen Linienmuster und bunte Muschelschalen. Ich wäre so gern zurückgekehrt. Doch das Wasser hat mich wieder ausgespien, mitsamt diesem unseligen Schwert, das ich am liebsten weit weg werfen würde. Aber es kehrt immer wieder zurück, so wie ich. Groß und rot versinkt die Sonne am Horizont, das Meer liegt so ruhig da, als hätte es nie diesen Sturm gegeben.

Ja, ich kenne dich. Wechselhaft in deiner Güte und deinem Zorn. Meine Heimat und mein Feind. Ich darf nicht mehr in dir leben, und du lässt mich nicht in dir sterben. Ich weiß, ich loeß, es war meine eigene törichte Entscheidung...

Ich wende mich ab vom dem schmerzhaften Anblick. Die Dämmerung ist in diesen Gegenden nur kurz. Als ich den dichten Wald betrete, ist es fast dunkel. Feuchtigkeit hängt zwischen den Bäumen, schwere Düfte und der Eindruck unendlichen Alters. Und unendlichen Lebens. Pflanzen und Tiere sind verwoben zu einem Geflecht aus tausenden von bunten Fäden, die einander in einem unergründlichen Muster halten. Es erinnert mich an... Nein, nicht zurückdenken. Ich will lieber staunen.

Ein Paar grünlich schimmernder Augen erscheint plötzlich über mir. Ich hatte geglaubt, es verlernt zu haben, aber ich spüre jetzt wieder die Gedankenbilder. Ein Raubtier auf der Jagd. Gefährlich für alles, was Beute sein könnte. Und intelligenter als ein Hai.

Ich versuche, mich zu konzentrieren, ihm zu zeigen, dass ich keine Nahrung bin. Doch es ist schon zu lange her, ich weiß nicht, ob es mich versteht. Langsam schiebt sich ein geschmeidiger, gefleckter Körper aus den Ästen des Baumes, die Spitze des langen Schwanzes zuckt. Es ist eine Katze, deren Farbe ich in der Dunkelheit nicht erkennen kann. Sie ist hungrig und verwirrt. Etwas von meinen Gedankenbildern scheint sie doch erreicht zu haben. Mir kann nichts geschehen, aber dennoch spüre ich, dass ich reflektiert vor der Katze habe. Behutsam und vorsichtig gehe ich auf sie zu, versuche, ihre Bewegungen nachzubilden.

Fast hatte ich mich mit dem Körper abgefunden, aber jetzt spüre ich wieder, dass er zu plump und un gelenk ist. Und dass ich nicht im Meer bin. Ich habe einmal mit Fischen getanzt, mit Quallen und Delphinen, mit Kraken und Walen... Am liebsten würde ich weinen, wenn ich mir das noch gönnen könnte.

Da erreicht mich plötzlich ein Gefühl des Verstehens. Mein Tanz ist trotz seiner Unzulänglichkeit angenommen worden. Die gefleckte Katze neigt den Kopf in einer fast menschlichen Geste und verschwindet wieder zwischen den dicht belaubten Ästen. Sie hat meine Anwesenheit gebilligt. Wann habe ich mich das letzte Mal gefreut?

Als ich mir ein Lager in einem der großen Bäume machen will, höre ich weit entfernt die Trommeln. Tiefe, langsame Schläge. Und etwas darin, das mich mil zieht. Ich kann nicht widerstehen,

Wie in einem Traum folge ich den Schlägen, setze meine Schritte nach dem nicht ganz gleichmäßigen Rhythmus. Zweige schlagen mir ins Gesicht, ein paar Mal versinken meine Füße in Wasserlöchern, ein feiner Schmerz an meinem rechten Arm und ein flüchtiges Gefühl von Gift zeugen von einer Begegnung mit einer Schlange. Doch das alles ist gleichgültig.

Wie lange ich bis zu der Lichtung gebraucht habe, auf der ein kleines Feuer brennt, weiß ich nicht. Im goldenen Schein der Flammen sitzen und stehen Menschen auf dem rötlichen feuchten Boden. Vier von ihnen schlagen mit den Händen oder mit Stäben auf ausgehöhlte Baumstämme, von denen zwei mit Häuten bespannt sind. Eine Frau singt dazu eine wortlose Melodie. Die eindringliche Stimme, die erstaunlich tief ist, höre ich erst seit kurzem, die Trommeln sind stärker.

Ich trete im Takt der Trommeln auf die Lichtung. Sie spielen mit geschlossenen Augen weiter, aber andere Dunkelhäutig springen auf, schreien Unverständliches und greifen nach rohrähnlichen Waffen, die ich noch nie gesehen habe. Verschwommen erreichen mich die Gedankenbilder. Ich verstehe es nicht. Warum bin ich ein Eindringling? Ich wollte doch nur... Die Trommeln füllen mein Bewusstsein, und ich kann und will nichts dagegen tun.

Ohne auf die winzigen Pfeile zu achten, die mich treffen, umkreise ich das kleine Feuer. Die Erde fühlt sich unter meinen nackten Füßen warm an. Im Klang der Trommeln und des Gesangs erkenne ich das Leben des Waldes, die gefleckte Katze, die Bäume, die Vögel, die Schlingpflanzen, die Schlangen, die Orchideen, die Ameisen... Ich hebe die Hände und tanze xoeiter. Wie aus weiter Entfernung erreichen mich ein paar sinnlose Gedankenbruchstücke, diesmal meine eigenen. Was ich immer versucht habe zu vermeiden, ist passiert: Mein fremder Körper ist völlig unverhüllt. Meine Kleider halte ich fast alle im Sturm verloren, und die letzten Fetzen hat mir der Wald genommen, das Schwert liegt am Rand der Lichtung...

Wie unwichtig das alles ist. Ich tanze. Die Katze und die Schlange sind in mir, meine Füße betvegen sich in dem leicht tchleppenden Rln/tlinius, den die Schläge mit den flachen Händen auf den großen Trommeln vorgeben, die allmählich immer schneller werden. Nie hätte ich geglaubt, dass das auf dieser Welt möglich ist. Es ist Schwindel erregend und großartig.

Von einem Augenblick zum nächsten verstummen die Trommeln. Ich spüre schlagartig meine Schwere, als mir die Hände herabsinken, während mich eine Frau, die mit bunten Federn und Perlen geschmückt ist, verflucht und beschimpft. Erst jetzt merke Ich, dass ich ein Eindringling bin, ein Fremder. Ich habe sie bei tinem Ritual gestört, das ich soxoieso nicht verstehe.

Die Wirklichkeit ist xvieder da. Die Tränen, die ich mir lange versagt habe, kann ich nicht mehr zurückhalten. Steifbeinig trotte Ich mit gesenktem Kopf davon. Als ich auf das verfluchte Schwert Irete, ist der Schmerz in meiner Fußsohle geringer als der in meiner Seele. Wieder bin ich in der falschen Welt.

Gibt es denn irgendioo eine richtige für mich?

Ioden Morgen fiel es Inisharca schwerer, aufzustehen. Am liebsten hätte sie die Augen gar nicht erst geöffnet, um die »lende Dachkammer nicht sehen zu müssen. Die Wände, Alt denen schwarzer Schimmel wucherte, die undichten Nchindeln und die Eimer, die das von den schmutzigen

Eiszapfen heruntertropfende Schmelzwasser auffingen. Reto, der alte Flickschneider, war im Zimmer darunter schon im Gange, aber nur, um sich seine morgendliche Ration billigen Fusel zu genehmigen. Der Mann sah aus, als wäre er doppelt so alt wie sie; er hatte keine Zähne mehr im Mund und wie er mit seinen zitternden Händen und den trüben Augen noch die Nadel führen konnte, war Inisharca rätselhaft. Dabei hatte er ihr vor kurzem erst erzählt, dass er nur drei Götterläufe älter war als sie. Und langsam beschlich die Frau das Gefühl, dass sie bald ähnlich aussehen würde. Gareth fraß die Menschen, die darin wohnten, allmählich auf. Zumindest in Vierteln wie diesem. Selbst die abgerissenen Kinder auf der Straße hatten schon uralte und oft böse Augen. Nur Feirin schien nicht so sehr unter der Stadt zu leiden, aber vielleicht konnte er es nur besser verbergen.

Feueroval, der gerade aus der halbwegs trockenen Ecke hinter dem Ofen kroch, schimpfte schon, bevor er die Augen geöffnet hatte. »Das Wetter sieht ja heute immer noch nicht besser aus als gestern. Ihr müsst Holz besorgen, es ist schon wieder verflucht kalt hier oben.« Der Drache verdrehte den Kopf und sah besorgt nach seinen Flügeln, die im trüben Licht etwas matt wirkten. »Außerdem könnte ich mal etwas Vernünftiges zwischen die Zähne vertragen, Diese ewigen Ratten machen mich krank.«

»Sei froh, dass dich der alte Reto für eine Katze hält, so blind wie er ist.« Feirin drehte sich schlaftrunken auf die andere Seite und zog Inisharca dabei die Decken weg. Die Frau lächelte leicht, als sie daran dachte, was ihr manchmal durch den Kopf schoss, wenn sie mitten in der Nacht aufwachte. Natürlich war es wärmer, zu zweit auf dem dünnen Strohlager unter allen vorhandenen Decken zu liegen. Doch Feirins Nähe und sein Geruch brachten sie manchmal auf den Gedanken, auch noch etwas andere» mit ihm anzustellen als sich nur gegenseitig zu wärmen, Aber sie war schließlich fast doppelt so alt wie er und auch

wahrscheinlich nicht gerade die Sorte Frau, die er beehrte. Außerdem gehörte sich so etwas unter Freunden einfach nicht.

Inisharca stand auf und hob das Stück Gis aus der Schüssel, die auf dem wackligen Regal stand. Gin wenig von dem kalten Wasser ins Gesicht musste genügen. Dass sie jemals mit solcher Sehnsucht von einem heißen Bad träumen könnte, wäre ihr vor nicht allzu langer Zeit nicht in den Sinn gekommen. Oder wenigstens öfter die Kleidung wechseln zu können. Seit drei Praiosläufen war sie schon nicht mehr aus ihren Sachen gekommen.

»Besorgt ihr nun etwas zum Heizen?« Feueropal hockte auf dem arg zusammengeschrunpften Stapel Feuerholz und blickte die Menschen vorwurfsvoll an. »Es geht nicht um mich, ich halte das ja eine Weile aus. Aber wenn ihr nicht erfrieren wollt, solltet ihr euch endlich bewegen.«

»Schon gut, schon gut«, gähnte der Hexer und schob die Decken beiseite. Gr vermisste das fröhliche »Guten Morgen, Kleinen und das plötzliche Lachen der Frau.

Am liebsten wäre Inisharca gar nicht mehr aus dem Haus gegangen. Sie ertappte sich immer wieder dabei, dass sie Inzwischen niemanden mehr ansah, dem sie in den Gassen begegnete, nur um ihrem Mitleid mit den Leuten zu entgehen. Und im nächsten Mond, wenn der Frost nachließ, würde alles noch schlimmer werden. Dann kam zu dem elenden Anblick zweifellos noch der entsprechende Gestank.

Aber der Drache hatte Recht. Inisharca riss sich aus ihrer Stumpfheit. »Kommst du mit, Feirin? Ich mache uns noch schnell einen Tee.«

Sie steckte ein paar Scheite Holz in den kleinen Ofen und stellte den eisernen Kessel darauf.

Der Drache grinste. »Ich zünde das nur an, wenn ihr mir versprecht, ein bisschen frisches Fleisch mitzubringen.«

»Ja, du Plagegeist!« Feirin warf die Decke nach Feueropal, der wie immer geschickt auswich.

Yassia und Ardo standen in einem Raum mit vernagelten Fenstern und beobachteten durch die Lücken zwischen den verzogenen Brettern das schräg gegenüberliegende Haus. Die achtköpfige Familie, die hier wohnte, würde erst in ein paar Stunden wieder zu sich kommen und sich dann an nichts erinnern, ebenso wie der alte betrunkene Schneider. Es wäre zu einfach gewesen, wenn sie den Stein in der zugigen Dachkammer gefunden hätten. Also mussten sie auf die greifenfurtsche Bäuerin warten.

»Vielleicht hätten wir gründlicher suchen sollen«, bemerkte der Mann nach einer Weile des Schweigens. »Es könnte...«

»Ihr habt doch gesagt, dass wir das Ganze möglichst unauffällig durchführen wollen.« Yassia klang gereizt. »Ihr hättet ja selbst überprüfen können, ob der Karfunkel in der Kammer ist, wenn Ihr meinen Fähigkeiten nicht traut. Der Stab in der Ecke war auf jeden Fall magisch, aber hat nichts mit dem Stein zu tun. Und wenn ich den Drachen geweckt hätte ... Ihr wisst, was diese kleinen Viecher für eine Lautstärke entwickeln können. Sie hat den Stein sicherlich woanders verborgen oder sogar bei sich, und da« können wir nur herausfinden, wenn sie keinen Verdacht schöpft.«

»Und wenn sie ihn nun doch schon veräußert hat?«

Die Halbelfe gönnte sich ein Grinsen. »Glaubt Ihr wirklich, dass sie dann mit ihrem jungen Liebhaber noch in diesem Rattenloch hausen würde?« Sie wies auf die pelzigen Tiere, die sich durch die Anwesenheit der Fremden inzwischen nicht mehr gestört fühlten und in den Ecken nach Essbarem stöberten. Yassia nahm eine besonders vorwitzige Ratte, die an ihrem Mantel hochgeklettert war, vorsichtig in die Hand, um ihr dann mit einer raschen Daumenbewegung das Genick zu brechen. Die Magierin ließ das tote Tier achtlos zu Boden fallen.

Ihr Gefährte sah ihr amüsiert zu. Jost hatte sie nicht umsonst zu zweit losgeschickt. Yassia war rücksichtslos*

genug für ihre Aufgabe, aber manchmal schien ihm ihre Sichtweise etwas einseitig. Diesmal allerdings hatte sie wahrscheinlich Recht. Und ausgerechnet in Gareth mit der Suche zu beginnen, war ein guter Binfall seiner Mitverschworenen gewesen. Oder unterstützte sie doch Namenlose?

»Nun, Herr Unauffällig, wir kommen der Sache näher.« Die Halbfelfe hatte sich dichter an die Bretter geschoben, ohne sie jedoch zu berühren. Ardo warf ebenfalls einen Blick auf die enge, schmutzige Gasse unter ihnen. Durch das Schneegeästöber bewegte sich eine mit einer Kiepe Holz Hchwer bepackte, in einen Umhang gehüllte Gestalt auf das schmale Haus gegenüber zu. Die Frau hatte die Kapuze zurückgeschlagen, sodass ihr kupferfarbenes Haar zwischen den Flocken hervorleuchtete.

»Ihr habt Recht, sie entspricht der Beschreibung. Aber...«, - Ardo konzentrierte sich kurz - »das ist eigenartig.«

Yassias scharfe Augen erkannten sein Stirnrunzeln auch In dem trüben Dämmerlicht des Raumes. »Was habt Ihr gesehen, mein Freund?«, fragte sie, das letzte Wort eigentümlich betonend.

»Sie hat den Stein nicht bei sich. Aber sie ist auf jeden Fall magisch begabt, seht selbst.«

Auch Yassia sprach die Formel und konzentrierte sich auf die Frau, die sich an der klemmenden Tür zu schaffen machte. Die magische Ausstrahlung, die Yassia wahrnahm, war zu schwach für einen großen Karfunkelstein; also trug tie den Szein nicht bei sich, sondern war selbst die Quelle der Magie. Das hatte auch Yassia nicht vermutet.

»Sieh an, eine kleine Pfuscherin«, sagte sie zu Ardo. »Aber das ist kein Problem, denke ich. Wenn sie nicht ganz dumm Ist, hat sie den Karfunkel an einem sicherem Ort versteckt. Das bekommen wir schon heraus. Es ist Zeit.«

Ardo verneigte sich formvollendet: »Bitte nach Euch, meine Dame.«

Als Inisharcas Augen sich an das dämmrige Licht im Ham gewöhnt hatten, sah sie ihren Wirt Reto auf einem Hocker zusammengesunken und halb auf dem Tisch liegend. Im ersten Moment befürchtete sie, dass er zu Boron gegangen sei, aber dann hörte sie das leise Schnarchen. So betrunken war der Schneider so früh am Tage sonst nicht, weil er bereit sein wollte, mögliche Kunden zu empfangen, aber in der letzten Zeit war es immer mehr bergab mit ihm gegangen. Die Frau fragte sich wieder einmal, ob es ein Fehler gewesen war, für ihn zu arbeiten. Der arme Mann, dachte Inisharca, als sie die steile, knarrende Treppe hinauf stieg.

Aber von irgendetwas mussten sie leben, und etwas anderes als Weben und Nähen hatte sie nie richtig gelernt. Und da sowohl sie als auch Feirin sich noch lange nicht sicher fühlten, verzichteten sie auf alles, was nur den Anschein von Magie haben könnte.

Unter dem Dach angekommen, lud sie das Holz neben dem Ofen ab. Feueropal flog schimpfend auf. »Kannst du nicht ein bisschen aufpassen, du Trampel? Ich habe gerade von einem jungen Rotpüschel geträumt, das ich über eine Wiese voller Blumen gejagt habe. Fast hätte ich es erwischt und du...«

»Wenn du doch nur einmal den Mund halten könntest«, erwiderte Inisharca gereizt. »Feirin macht extra einen Umweg, um dir etwas wirklich frisches Fleisch mitzubringen. Langsam weiß ich, was der Waldschrat meinte, als er dich einen Meckerdrachen nannte.« Sie stapelte das Holz in die trockene Ecke. Unten quietschte die verzogene Tür.

Erst als Schritte die Treppe herauf kamen, die nicht nach dem jungen Mann klangen, fiel Inisharca wieder ein, dass sie die Tür nicht verschlossen hatte, weil Feirin jeden Moment kommen musste und dass Reto zur Zeit nicht ansprechbar war. Erschrocken starrte sie auf die schäbige Einrichtung und das Durcheinander, in dem ihre wenigen Sachen in der Dachkammer verteilt lagen. Sie hatte noch

nie selbst mit Retos Kunden verhandeln müssen. Und so wie es hier aussah, konnte sie auch niemanden empfangen...

»Erwartest du Herrenbesuch?«, fragte der Drache anzüglich und verkroch sich sofort hinter dem Stroh, als ihn der zornige Blick Inisharcas traf. Dann schwang die Klappe auf, die zur IVEppe führte, und der Kopf eines Mannes schob Rieh hindurch. Auf seinem nichtssagenden Gesicht lag ein freundliches Lächeln.

»Seid begrüßt und entschuldigt bitte die Störung. Wir haben geklopft, und als niemand reagierte, haben wir uns erlaubt, das Haus einfach zu betreten. Die Tür war offen.«

Inisharca, die rot angelaufen war, nickte nur verwirrt.

»Wir haben schon viel von Euren Fähigkeiten gehört, gute Frau. Dürfen wir eintreten?« Das Lächeln des Mannes wurde noch herzlicher.

Was meinte er damit? Während sie den Fremden stotternd hereinbat und sich für die Unordnung entschuldigte, überlegte Inisharca fieberhaft, ob sie oder Feirin in der letzten Zeit irgendetwas Auffälliges getan hatten und wen der Mann mit >wir< meinen mochte.

Der Besucher war inzwischen die letzten schmalen Stufen heraufgestiegen und reichte nun einer schlanken Dame, die nach ihm kam, höflich die Hand. Auch sie machte ein freundliches Gesicht, aber ihr Lächeln kam Inisharca kalt vor. Trotzdem schob sie die beiden Hocker an den wackelnden Usch und bot sie ihren Gästen an.

»Karolus ist mein Name«, stellte sich der Mann vor. »Und dos ist meine Frau. Wir sind auf der Durchreise und haben gehört, dass Ihr eine hervorragende Näherin seid. Seht, wir haben ein kleines Problem.«

Frau Karolus nahm ihren Mantel von den Schultern und reichte ihn Inisharca. Ein langer Riss ging durch das edle Tuch, das die Näherin vorsichtig in die Hände nahm. Das lange, dunkelgraue Kleid, das die Dame trug, war ebenso vornehm wie der Mantel.

»Man sagte uns, dass Ihr das reparieren könnt, sodan« man es nicht sieht«, sagte Frau Karolus. Etwas in ihr Stimme irritierte Inisharca, ebenso wie ihr Lächeln. Aber vielleicht waren die beiden verarmte Adlige, denen es peinlich war, sich keine bessere Handwerkerin oder gar ein neues Kleidungsstück leisten zu können.

»Ja, meine Dame, das lässt sich machen, sogar sofort. Ich muss nur sehen, ob ich ein passendes Garn ...«

Plötzlich hatte Inisharca das Gefühl, als würden ihr alle Gedanken aus dem Kopf gesaugt. Sie hatte nur noch den Wunsch, der Dame, die sie intensiv ansah, zu Diensten zu sein, was immer diese auch verlangen würde.

»Führe uns zu dem glitzernden Stein, den du gefunden hat!«, sagte Frau Karolus. Inisharca war sich nicht sicher, ob sie dabei die Lippen bewegt hatte. Aber das war unwichtig. Selbstverständlich würde sie ihre Gäste zu dem Stein bringen, das war ja auch ganz einfach. Sie blieb vor dem Tisch stehen, dankbar und glücklich, dass sie so gut helfen konnte.

In diesem Moment geschahen mehrere Dinge gleichzeitig. Die Klappe zur Treppe öffnete sich, und der Drache schoss hinter dem Strohlager hervor. »Pass auf!«, rief er und warf den Stab um, der im Winkel neben dem Eingang gestanden hatte.

Der Korb entglitt Feirin und polterte die Treppe hinunter. Der Hexer stand noch auf der vorletzten schmalen Stufe, als er den Stab auffing. Ein kurzer Blick auf die beiden Fremden und Inisharcas dümmliches Lächeln zeigten ihm, dass Feueropal Recht hatte mit seiner Warnung. Gerade als der Mann hinter dem Tisch die linke Hand in seine Richtung hob und zur Faust ballte, stieß Feirin, einer Eingebung folgend, den Stab auf den Boden und brüllte etwas, das ihm gerade durch den Kopf schoss.

Eine Wand aus dichten, stacheligen Ranken entstand innerhalb eines Moments und teilte die kleine Kammer in zwei Bereiche. Der Tisch hin schräg in den verschlungenen

Zweigen. Ohne weiter nachzudenken, griff Feirin nach Inisharcas Hand und zog sie die Treppe hinunter. Feueropal flog hinterher.

•Hin Druide! Der Bursche ist ein Druide und ein guter dazu!« Yassia schäumte vor Wut, wagte aber nicht, die Dornen zu berühren. »Jetzt müssen wir abwarten, bis das Ding wieder verschwindet.«

Ardo blickte mit zusammengekniffenen Augen auf die Hecke, in der sein Fulminictus mit leisem Knistern ver- »ch wunden war. Am liebsten hätte er jetzt die ganze elende Behausung in Flammen aufgehen lassen. Aber sie durften trotz allem nicht auffallen.

»Es war der Stab, meine Liebe. Und wir haben beide nicht auf den Drachen geachtet. Aber macht Euch keine Sorgen, wir werden sie wiederfinden«, sagte er leise. »Wir haben es schon einmal geschafft. Viel erstaunlicher finde ich, dass die >kleine Pfuscherin Eurer Beherrschung widerstand.«

Die Halbfelfe hörte den schadenfrohen Unterton sehr gut. Sobald sie den Stein hatte, würde sie zusehen, wie sie ihren unangenehmen Kollegen loswerden konnte.

In einem Winkel zwischen zwei Gebäuden beobachtete die Rattenbaronin, ein in Lumpen gehülltes Mädchen von vielleicht zehn Götterläufen, die Flucht der beiden Leute, die vor drei Monden bei dem alten Reto eingezogen waren. Eine Handbewegung reichte, um zwei kleinere Jungen unauffällig loszuschicken, den Weg der beiden zu beobachten. Der Fremde in den feinen Kleidern, der viel zu offensichtlich nach den Mietern des Schneiders gefragt hatten, war schon einige Heller losgeworden, die der Bande der Rattenbaronin für den Rest des Winters gute Dienste leisten konnten. Auch jetzt würde er wohl etwas springen lassen, wenn sie ihn auch eine Weile durch die Stadt schickten. Auf dem schmalen Mädchengesicht erschien ein Lächeln, das eigentlich einer viel älteren Frau gehörte.

10. Kapitel

Als sie endlich keuchend innehielten, war die schöne, die entsetzliche Stadt schon lange außer Sichtweite. Der Schneefall schränkte ihren Blick ein und hoffentlich auch den ihrer beiden gefährlichen Gäste, falls diese ihnen folgten. Feirin hatte schon längst die Orientierung verloren, das Einzige, was er sicher wusste, war, dass sie sich irgendwo auf den Feldern vor Gareth befinden mussten.

»Was ist denn los?«, fragte Inisharca mit abwesender Stimme, während sie nach vorn gebeugte die Hände auf die Knie stützte, damit das Seitenstechen endlich nachließ. Sie reagierte nicht, als der Drache auf ihrem Rücken landete.

Feirin runzelte die Stirn. »Ich denke, dein Sohn studiert so etwas. Wie nennt man das so schön? Gildenmagie.«

Er spuckte aus und ließ sich dann rückwärts in den welchen Schnee fallen. »Es gab nichts, was ich dagegen tun konnte.«

Im Moment war er fast dankbar für die Kälte, die in ihrer Unterkunft immer geherrscht hatte. Sie trugen alle Kleider am Leibe, die ihnen gehörten. Inisharca hatte /war ihren eigenen Umhang zurückgelassen, dafür aber den Mantel der Frau nicht losgelassen. Erst kurz hinter den letzten Hütten hatte Feirin sie mühevoll wie ein kleines Kiml überreden können, den Mantel anzuziehen. Auch jetzt wdm der Blick seiner Gefährtin noch nicht völlig klar.

Sie schien seine Worte nicht gehört und sogar ihre eigene Frage vergessen zu haben. Die Frau sprach leise, als rede sie mit sich selbst. »Die Dame ist so schön und so gut... Ich verstehe das nicht. Ich habe doch getan, was sie wollte Und trotzdem ist sie unzufrieden.«

Feirin blickte sie aufmerksam an. »Was wollte sie denn?«, fragte er.

»Ich ... ich weiß es nicht mehr.« Inisharca dachte angestrengt nach. »Sie hat etwas gesagt, aber ich habe die Worte

vergessen. Wo sind wir hier eigentlich?« Sie richtete sich auf und schien erst jetzt langsam und erstaunt die Umgebung wahrzunehmen.

»Auf dem Weg in den sicheren Tod, wenn du mich fragst«, antwortete Feueropal und schwang sich hoch, um Im Sturzflug auf Feirins Bauch zu landen. »Ihr werdet erfrieren oder euch mindestens die Keuche holen.«

Der Hexer erwiderte nichts. Einerseits gab es ihm einen kleinen Stich - Dini war immer so auf ihm gelandet, wenn ersieh in Enishes Hütte hingelegt hatte. Zum anderen war er sich nicht ganz sicher, ob er etwas wie Erwartung in der Stimme des Drachen gespürt hatte. Aber immerhin war es l'cueropal zu verdanken, dass sie diesen Magiern entkommen waren. Wenn er ihn nicht rechtzeitig gewarnt hätte ...

»Steh bloß auf, Junge, sonst behält er mal wieder Recht.« Inisharca klang endlich wieder normal. »Und dann gehen wir. Es muss doch ein Dorf in der Nähe geben. Unterwegs kannst du mir ja erzählen, was passiert ist.«

Feirin schob den Drachen von seinem Bauch, stand auf und schüttelte sich den Schnee vom Umhang. Dann sah er den Stab, den er die ganze Zeit so fest umklammert gehalten hatte, dass sich die Schnitzereien in seiner Hand- (Ittche abgedrückt hatten, mit Respekt an. Er überlegte, wie er am besten anfangen sollte - eine richtige Erklärung für (IAH Geschehen hatte er auch noch nicht.

»Du hättest ihn mal sehen sollen!« Feueropal flog um Inisharcas Kopf herum und seine Stimme überschlug sich laut.

»Eine elementare Wand vom Feinsten - hast du es wirklich nicht mitbekommen?«

Der Drache nahm dem Hexer den Bericht ab, zumal er rtlich schon vor Feirins Ankunft in der Dachkammer alles rill* seinem Winkel verfolgt hatte. Mit wachsendem l'mtaunen hörte Feirin die Erklärungen zu den Zaubern im - Feueropal schien viel über Magie zu wissen. Dass der Ntrib einem mächtigen Druiden gehört haben musste, war

dem jungen Mann inzwischen selbst klar geworden. Trotzdem spukte in seinem Hinterkopf ein quälender Gedanke, der ihm keine Ruhe ließ: Er konnte sich beim besten Willen nicht an das Wort erinnern, das er gerufen hatte.

Es dauerte wirklich nicht lange, bis die drei einen kleinen Weiler erreichten. Die schmucken Häuschen und Hütten, aus deren Schornsteinen Rauch aufstieg, vermittelten ein Gefühl von Behaglichkeit und Ruhe. Das einzige zweigeschossige Gebäude, das fast im Zentrum der kleineren stand, war offensichtlich ein Gasthaus. Über der Tür hing ein hölzernes Schild in der Form einer leuchtend gelben Praisoblume, die ein weißes Häubchen trug.

Inisharca zögerte einen Moment, dem Hexer zu folgen, der auf das Gasthaus zu ging, den Drachen unter seinem Umhang versteckt. Wenn sie ganz ehrlich war, war sie froh, einen Grund zu haben, nicht nach Gareth zurückzukehren. Und zu dieser Jahreszeit war es kaum möglich, im Freien zu übernachten. Aber sie kam sich in dem freundlichen Dörfchen fremd und verunsichert vor.

Schon dieser Mantel aus dem schweren, graublauen Wolltuch, der ihr viel zu lang war und in den Achseln kniff. Zum Glück hatte er genug Falten, sodass sie ihn wenigstens über der Brust schließen konnte. Aber wenn sie in dem Kleidungsstück, das ihr ganz offensichtlich nicht gehörte, in das Gasthaus träte, würde man sie vielleicht für eine Diebin oder etwas Schlimmeres halten.

Und wie sollten sie erklären, warum sie zu dieser Jahreszeit ohne Gepäck unterwegs waren?

»Nun komm schon, Cara«, rief Feirin, der bereits unter dem Wirtshausschild stand. »Es wird bald dunkel.«

Seufzend und zu Boden blickend ging Inisharca zwischen den Häusern hindurch. Ja, sie musste ins Warmtzy inzwischen spürte sie ihre Füße schon fast nicht mehr.

Als die beiden die kleine Gaststube betraten, wurde es für einen Augenblick still. Ein paar der Dorfbewohner, die

den Winterabend bei einem warmen Bier verbrachten, nahen sie kurz neugierig an, wandten sich dann aber wieder ihren Krügen und Gesprächen zu. Eine rundliche Frau stand hintereinem langen Tresen und lächelte ihnen freundlich entgegen.

»TVavia zum Grusse, Reisende. Kann ich Euch ein Würzbier anbieten?«, fragte sie und wies auf einen kleinen Tisch In der Ecke, der noch frei war.

»Habt Dank, gute Frau. Ja, wir hätten gerne ein Bier.« Feirin hatte wieder sein lebenswürdiges Lächeln auf den Lippen, und Inisharca bemerkte erst jetzt, dass es auf die meisten weiblichen Wesen unwiderstehlich wirken musste - sie selbst eingeschlossen. Zum ersten Mal seit längerer Zeit konnte sie wieder herzlich grinsen.

»Nun, was treibt Euch zwischen Firun und Tsa hierher? Heid Ihr unterwegs nach Gareth?« Die Fragen der Wirtin waren nicht halb so neugierig wie Inisharca erwartet hatte. Wenn zwei so seltsame Gestalten zu Hause in Birkbach aufgetaucht wären, wäre das ganze Dorf zusammenge- laufen. Doch so nahe an der Kaiserstadt waren die Leute wohl an viel eigenartigere Durchreisende gewöhnt. Der |unge Hexer hatte wie immer das Reden übernommen, und seine Geschichte von einem Besuch bei einer Verwandten und dem unglücklichen Verlust des Gepäcks wirkte überzeugend genug. Die mitleidige Wirtin bot den beiden sogar einen Platz im leeren Schlafraum für einen lAcherlich geringen Preis an und schenkte ihnen das Bier und die heiße Suppe, was den schmalen Geldbeuteln, die «le den Zwölfen sei Dank die letzten Monde hindurch Immer am Gürtel getragen hatten, sehr entgegenkam. Honst war nämlich nichts von ihren wenigen Besitztümern tlbrig geblieben außerdem Stab, Inisharcas Dolch und dem Drachen, der sich nicht blicken ließ.

Mi liebe sic, diese Ausflüge in die wärmeren Gegenden. Das mrmweichsanfle Wasser, die vielen BunlFlossenFreunde und

wuchernden LangFeinBlätter, das helle Licht und die tiefen Schluchten. Die Spitzen der FestGrundBerge ragen dicht bewachsen aus der Oberfläche; wenn ich auftauche, spüre ich die verschiedenen Geräusche und Gerüche. Lachend tanze ich durch das warme Wasser, kitzle die GroßWeichMuscheln, die sich beleidigt schließen. Dann ein kleines Schwätzchen mit den SpitzNasenFreunden ...

»Es ist diesmal kein Spiel.« - »Achte genau auf alles.« - »Gleich sind wir da.« Warum ist Kilialoa bloß immer so ernst? Aber wenn sie so redet, kommt immer etwas SpannendWichtigNeues. Natürlich will ich noch mehr wissen erfahren lernen, also folge ich ihr in größere Tiefen. Das HellGlitzernOben verblasst nur langsam, als wir in eine Spalte zwischen schwarzen Felsen hinabtauchen. Die SternBaumZooiege strecken die feinen Tentakeln aus, wieder freue ich mich über die vielen Farben.

Am Grund der Spalte liegt feiner, heller Sand und darüber schwebt etwas, was mich verückt erstarren lässt. Großdunkelbreit schtoimmt ein GrauFlossenFreund unter uns, wie ich noch nie einen gesehen habe, in langsamfließende eleganten Schlägen beioegt er die langen Seitenflossen. Es ist ein Tanz, der mich mitzieht. Nur kurz bemerke ich, dass mich Kilialoa interessiert beobachtet, dann schließe ich mich dem GrauFlossenFreund an. Meint Hände bewegen sich wie seine Flossen, die Beine wie sein langer Schwanz. Ich umkreise ihn, während mir eine Melodie einfällt, die ich summe. Sein Bauch ist so hell, dass ich ihn gegen das HellGlitzernOben kaum sehe.

Die Vibration meiner Stimme spürt er, nachdem er mich erst nicht zur Kenntnis genommen hat. In seinen schlichten Gefühlen bin ich so bedrohlich wie ein großer VielZahnRäuber, ich empfangen seine Angst. Schade, ich würde gern weiter mit ihm tanzen.

Ich bin überrascht, wie schnell er auf mich zustößt. Als er mich berührt, durchzuckt mich ein wilder Schmerz und meine Muskeln geraten außer Kontrolle. Es ist das gleiche Gefühl wie in einiger Zeit, als ich trotz des Verbotes kurz vor dem WildLuftstrom oben war. Blaue, lange Lichter zuckten verzweigt über der Oberfläche, die Luft knisterte und es war entsetzlich laut. Ali

eines der Lichter in meiner Nähe die Oberfläche erreichte, dachte ich, es würde mich zerreißen. Der Schmerz und die Unfähigkeit, zu atmen dauerten fast, bis ich auf den Grund gesunken war.

Warum tut mir Kilialoa das an? Hat sie mich sonst nicht immer beschützt? Sie musste doch wissen, dass der GrauFlossenFreund gefährlich... Beugungsunfähig sinke ich auf den weichen Grund. Ganz allmählich spüre ich wieder meinen Körper. Und ehoas Neues. Nein, eigentlich ist es nicht neu. Irgendwie habe ich es schon lange geahnt. Die dunkelblaulangen Flecken im Körper, die die anderen Kleinen nicht hatten. Der VielZahttRäuber, der FreundBruderOlolo bedrohte und floh, als ich ihn berührte.

Lächelnd steige ich wieder auf. Der GrauFlossenFreund, der um einen Fels geschioommcn ist, hat sich von seiner Verwirrung erholt. Sein Gedächtnis ist zum Glück kurz. Als ich mich ihm nähere und behutsam seinen Tanz wieder aufnehme, spüre ich, dass er keine Angst mehr hat. Vorsichtig übermittle ich ihm ein Gedankenbild, das er nur schwer annehmen kann. Natürlich stimmen mein Geruch, meine Gestalt und meine Farbe nicht. Doch dann akzeptiert er meinen Tanz und meine Fähigkeit. Ich bin wie du, mein gefährlicher Bruder.

»Hast du es verstanden, mein Kind?« - »Du kannst es auch, du mißt es.« - »Ich bin froh, dass dir nichts passiert ist.« Kilialoa war wirklich in Sorge, was mich erstaunt. Auf ihrem silbrigen Gesicht liegt ein Lächeln.

»Du hast viel gelernt. Du beherrscht das Lied der Heilung Und den Tanz des Verständnisses. Du kennst den Großen Gesang der Erweckung. Und jetzt weißt du, dass dein Körper eine Waffe Int. Deine Aufgabe ist es, eine Beschützerin und eine Bewahrerin in sein, so wie ich.« Kilialoa spricht mit allen drei Stimmen das (»leiche aus, so wichtig ist es. »Es wird nicht immer leicht sein.«

•GottVaterFreund, es ist großartig!« - »Danke!« - »Ich bin stolz Und glücklich!«, sage ich zu meiner FreundinMutterLehrerin. Ich kann es nicht verbergen: »Darf ich jetzt nicht mehr spielen?«

Kilialoa lacht so hell, dass die kleinen SclieuBuntFrcunde damistieben. »Natürlich darfst du.« - »Du bleibst doch loas du Mut.« - »Fang mich, wenn du mich findest!«, sagt sie.

Sic verschwindet zwischen den bunten SternBaumZweigen und ich folge ihr.

Praiogreif stand sehr aufrecht in der Kammer, die ihm im Gästehaus des Tempels zu Verfügung gestellt worden war, und starrte auf die Praiosscheibe, die vor dem kleinen Fenster vorbeizog. Seine Augen brannten, der dunkle Fleck in seinem Sichtfeld wurde immer schwärzer und doch wandte er den Blick nicht ab. Eigentlich müsste er den Bericht über den Tbrm zu Ende schreiben, jedoch schweiften seine Gedanken immer wieder ab.

Hier in Wehrheim und auch auf dem Weg dahin war keine Spur des Hexers und seiner Komplizin zu finden gewesen. Wenn die beiden nicht im Reichsforst ihr Schicksal ereilt hatte oder sie querfeldein geflohen waren, blieb nur noch die Straße nach Gareth. Und seinem Gefühl nach war das auch die Richtung, in der er suchen musste. Eigentlich gab es keinen Grund, die hiesigen Vertreter den Götterfürsten nicht über die Flucht des Hexers zu informieren und um Unterstützung zu ersuchen. Und dennoch konnte sich der Inquisitor nicht dazu durchringen. Es fiel ihm schwer, es sich einzugestehen, aber das Entkommen des Hexers hatte ein unangenehmes Empfinden hinterlassen, wie ein spitzer Stein, der in seinem Stiefel steckte und nicht zu entfernen war. Es hätte einfach nicht geschehen dürfen. War es nur sein Ehrgeiz, der ihn dazu trieb, die Jagd allein zu Ende zu führen? Ja, Praiogreif fühlte sich verantwortlich, er würde seinen Fehler wieder gutmachen.

Außerdem nagte noch etwas anderes an ihm. Seit Praiogreif mit Hilfe des Herrn den unheiligen Turm zerstört hatte, kam ihm der junge Mann nicht mehr so gefährlich vor wie es zunächst den Anschein gehabt hatte. Praiogrell musste sich erst Gewissheit verschaffen, bevor er weiter» offizielle Schritte unternahm.

Der Gedanke, dass ihn der Turm, dessen Anblick ihn bl» in seine Träume verfolgte, aus dem Gleichgewicht gebracht

haben könnte, beruhigte ihn wieder. Er würde die beiden (Inden und erneut befragen. Und unterwegs würden sich auch seine Gedanken wieder klären, nicht hier in den engen Mauern. Der Inquisitor neigte leicht den Kopf.

Dieser Entschluss war die einzige Hilfe, die ihm der Götterfürst gewährte, als sein strahlendes Auge hinter den Hchneebedeckten Dächern der Stadt verschwand. Nein, ein Wunder hatte Praiogreif auch nicht erwartet. Sein Glaube Nchwankte nicht, nur weil er keinen klareren Fingerzeig erhielt. Als einer der minderen Stellvertreter des Herrn der Wahrheit war es seine Aufgabe und Berufung, diese Wahrheit auch selbst zu finden. Und er würde sie finden. Die Ordnung der Welt, das höchste Gut, war oft versteckt und verborgen.

Als sich sein Blick wieder geklärt halte, entzündete er die kleine Öllampe auf dem schmalen Schreibtisch und uchrrieb den Bericht zu Ende. Dabei gelang es ihm, den (iedanken an Ritter Gernot fast vollständig zu verdrängen. Nur wenn er kurz innehielt und nach einem passenden Wort suchte, schob sich das Bild der zwischen den Stämmen steckenden, verwesenden Hand, die immer eine so exakte Schrift auf das Pergament gebracht hatte, vor sein Inneres Auge. Verbissen bewegte der Inquisitor die kratzende Feder.

Nach einem bescheidenen Abendessen stapfte Praiogreif durch den tiefen Schnee zur Ordensburg der Bannstrahler hinüber. Die beiden in lange, weiße Umhänge gehüllten Wächter vor dem massiven Tor musterten ihn in einer Weise, die ihm unangenehm war. Ihre Blicke waren anders MIH die der Vinsalter. Hier spürte er deutlich eine Verachtung, die ihn nicht wegen mangelnder Würde traf. Mit Ivater Stimme verlangte er nach Ungborn und wartete regungslos und aufrecht, nachdem einer der Bannstrahler ein paar Worte durch das kleine Fenster gerufen hatte. Dann beachteten die Wächter den Inquisitor nicht mehr.

Als der Ritter endlich aus dem Tor trat, hatte Praiogreif das Gefühl, seine Stiefel wären festgefroren. Ungborns Miene war noch verschlossener als sonst, die tief liegenden dunklen Augen waren zusammengekniffen, obwohl die Fackeln in den schweren, schmiedeeisernen Haltern nur wenig Licht spendeten.

»Praios zum Gruße, Herr. Lasst uns ein Stück gehen«, sagte der Ritter, ohne nach einer Begründung für den Besuch des Inquisitors zu fragen. »Es gibt in der Nähe ein Taverne, in der wir uns in Ruhe unterhalten können.«

Nur wenig später saßen die Männer an einem Tisch in der Ecke eines schwach beleuchteten Gastraumes. Die Schenke in einer kleinen Seitengasse schien ein beliebter Treffpunkt der Ritter vom Bannstrahl Praios' zu sein; außer Ungborn und Praiogreif saßen nur drei weitere Gäste an einzelnen Tischen, in die weißen Umhänge gehüllt und verbissen schweigend. Für einen Augenblick fragte sich der Inquisitor, wovon der Wirt, ein gebeugtes, schmieriges Männlein, lebte, bis er den Preis für die Karaffe Wein erfuhr, die Ungborn gerade bestellt hatte.

»Der Wein ist wirklich gut, und hier hat man wenigsten« seine Ruhe«, beschwichtigte Ungborn seinen zeitweiligen Vorgesetzten, der gerade auffahren wollte. »Der Wirt stellt keine Fragen, aber er hat gute Verbindungen, wenn Ihr versteht...«

Praiogreif nickte. Dann wollte er auf sein Anliegen zu sprechen kommen, aber der Ritter kam ihm zuvor.

»Es ist mehr als ärgerlich«, begann er leise und starrte ebenso beharrlich wie die anderen Gäste auf die Tischplatte. »Habt Ihr einen Bericht schreiben müssen?«

»Selbstverständlich. Meine Vorgesetzten.....«

»Seht Ihr, das meine ich.« Praiogreif wollte schon aufbrausen, weil Ungborn ihn einfach unterbrochen hatte, aber er beherrschte sich mühevoll und aus Neugier, wie er erstaunt feststellte.

»Ich habe auch lange über dem Pergament gesessen. Natürlich will der Orden wissen, was mit Gernot genau geschehen ist und warum sich Erenwin immer noch nicht erinnern kann. Aber es müsste doch genügen, wenn einer von uns beiden über den Tiirm berichten würde. Es ist...« Der Ritter verstummte und trank seinen Krug leer.

»Ich weiß, was Ihr meint«, sagte Praiogreif schließlich. »Ich schreibe auch nicht so gerne und vor allem... Ich kann Ritter Gernots Hand nicht vergessen.«

Ungborn sah den Inquisitor verwundert an. Der hob die Hand, um einen Einwand abzuwehren. »Vielleicht habe Ich Euch in besagter Situation ungerecht behandelt. Aber Ich konnte es mir in diesem Wald nicht leisten, die Nerven *m* verlieren. Ich hatte schließlich die Verantwortung für unsere Gruppe.«

»Gernot war mein Freund«, warf Ungborn fast unhörbar ein und senkte den Blick wieder gequält in seinen Krug.

»So etwas habe ich mir fast gedacht«, fuhr der Inquisitor fort. »Euer Gefühl hatte Euch in diese Verwirrung gestürzt; wir sind schließlich auch nur Menschen und haben unsere Fehler. Aber zurück zum Thema: Auch ich hatte erwartet, ilnss wenigstens unsere Institutionen Zusammenarbeiten würden. Doch ich habe den Eindruck, dass sowohl meine rils auch Eure Vorgesetzten am liebsten auf die Mitarbeit iler anderen verzichten wollten.« Das schmale Lächeln lag wieder auf seinen Lippen.

Der Ausdruck auf Ungboms Gesicht war inzwischen weniger verzweifelt, dafür aber düsterer geworden. »Wir dienen dem gleichen Herrn und der gleichen Wahrheit«, sagte er, »Und dennoch kommt es mir bisweilen so vor, als wäre en manchen Menschen wichtiger zu beweisen, dass sie dem Fürsten des Lichts besser dienen als andere. Wichtiger als illc Wahrheit...«

Praiogreif nickte, obwohl ihn der Ritter nicht ansah.

»Und es ist sogar noch schlimmer, Herr. Am liebsten wäre ei» einigen Leuten an entsprechenden Stellen, wenn in

meinem Bericht stehen würde, dass Ihr für das Desastci im Reichsforst verantwortlich wärt. Mir ist nahegelegt worden, den Vorfall so zu schildern, dass man keinem vom Orden auch nur einen winzigen Fehler nachweisen kann,« Ungborn lachte bitter und leise. »Man hat mir sogar unterstellt, ebenfalls Gedächtnislücken zu haben.«

Jetzt war es Praiogreif, dessen Gesicht sich verdüsterte, Denn gerade als er den Bannstrahler rügen wollte, fiel ihm eine Bemerkung des Archivars ein, dem er den Bericht geliefert hatte.

Schweigend füllten beide ihre Krüge nach.

»Nun, Ritter Ungborn, eigentlich hatte ich Euch sprechen wollen, weil ich ein Anliegen an Euch habe«, brach der Inquisitor schließlich das Schweigen. »Der Hexer ...« Er machte eine bedeutungsschwere Pause.

Ungborn sah ihm ins Gesicht, ein leichtes Lächeln auf den Lippen. »... ist noch nicht bei Boron. In Richtung Gn* reth, wenn mich mein Gefühl nicht trügt. Und ich denke, wir könnten die beiden Ketzer mit Hilfe des Herrn dort aufspüren. Bisher habe ich noch nie eine Spur verloren.«

»Das wollte ich von Euch hören. Wärt Ihr weiterhin bereit, mich zu begleiten?«

»Ich habe noch keinen anderen Befehl erhalten.«

Als die Männer aufbrachen, saßen die anderen drei Glt* ste immer noch so da wie vorher, so als hätten sie sich in« zwischen nicht bewegt. Nur die Krüge auf den Tischen hatten sich wie von Zauberhand geleert.

Praiogreif von Bergenstein und Ritter Ungborn verließen die Stadt am frühen Morgen, obwohl der Fährmann wegen der treibenden Schollen auf dem Fluss Bedenken hatte, die er sich wegen der Stellung seiner Passagiere kaum zu äußern wagte. Ein paar Münzen mehr ließen die Gefahr jedoch schnell kleiner werden.

Der Atem der Pferde dampfte, während sich die beiden kurz umsahen. Hinter den weißen Hügeln rötete sich eine

Wolke, die wie ein Flügel geformt war. Dunkelgraue Hircifen lagen davor, konnten den rotgoldenen Schimmer jedoch nicht verdecken. Die Schwingen eines Greifen waren immer stärker als die Dunkelheit...

Die Männer lächelten sich kurz an, dann gaben sie den Pferden die Sporen und ritten die Straße in Richtung Gareth hinunter. Der Schnee stiebte unter den Hufen, während sich langsam die Praiosscheibe aus den dunklen Wolken erhob.

Am dritten Tag nach ihrem Aufbruch aus Wehrheim stießen die beiden Männer auf eine erste Spur. Es war zwar schon drei Monde her, aber in einer bescheidenen Herberge erinnerte sich der Wirt an eine rothaarige Bäuerin, die in Hegleitung ihres langen Sohnes auf dem Weg nach Gareth •Ine Nacht hier verbracht hatte. Der Mann wusste sogar noch, dass er den beiden eine Gaststube in der Kaiserstadt empfohlen hatte, die von seiner Schwägerin geführt wurde und für den offensichtlich schmalen Geldbeutel der Reimcnden empfehlenswert war.

Praio greif wünschte dem Mann den Segen des Götterfürsten, als dieser sich rückwärts und unter vielfachen Verbeugungen entfernte. Das schmierige Gehabe stieß ihn ab, wie er sich eingestand. Selbst Ungborn verzog angewidert das Gesicht.

»Der hätte selbst seine unschuldige alte Mutter ange«chwärzt, nur um uns zu Diensten zu sein«, sagte er.

Erstaunt sah der Inquisitor in die schmalen Züge des Ritters. Er hatte immer geglaubt, dass für Ungborn jeder In irgendeiner Weise schuldig war, er selbst eingeschlossen. Der Bannstrahler war ihm als gnadenlos und fähig empfohlen worden. Dann fiel ihm wieder seine eigene Befriedigung ein, als er erkannt hatte, dass sich der Ritter für eine nur gedankliche Verfehlung selbst bestrafen würde. Und die Erschütterung Ungborns im Angesicht seines tolen Freundes.

Praiogreif hatte noch nie ernsthaft darüber nachgedacht, was den Bannstrahler wirklich bewegte. Hatte er etwa Vorurteile gegen seinen Untergebenen, war er ebenso voreingenommen wie die Wehrheimer?

Der Inquisitor beschloss, Ungborn genauer zu beobachten. Die Wahrheit über andere und auch über sich selbst zu finden, gehörte zu dem, was er anstrebte. Er wäre allerdings nie auf den Gedanken gekommen, dass jemand dieses Bedürfnis Neugierde nennen könnte.

11. Kapitel

Die verlassene Scheune, in der die Flüchtlinge Unterschlupf gefunden hatten, war noch elender als Retos Dachkammer. Das Gebäude musste seit einigen Götterläufen leer stehen. Es gab nur eine trockene Ecke, in der ein wenig verfaultes Stroh lag. Wenn es nicht gerade wieder regnete, zogen sich Feirin und Inisharca in den gegenüberliegenden Winkel der Scheune zurück. Hier war das Dach zwar fast völlig abgedeckt, dafür waren die Ritzen zwischen den Brettern der Wand nicht so breit wie auf der anderen Seite. Der Wind pfiff hier nicht ganz so stark.

»Wir müssen weiter«, murmelte Inisharca, machte jedoch keine Anstalten, sich zu bewegen. »Sie sind immer noch auf unserer Spur, da bin ich sicher.«

Sie starrte in den Regen, der auf dem welligen Feld braune Lachen füllte. Jeder Tropfen, der in die Pfütze zu ihren Füßen schlug, ließ eine kleine, schlammige Fontäne aufspritzen. Der ehemals so elegante Mantel, den sie fester um die gekrümmten Schultern zog, hatte inzwischen die gleiche Farbe wie die aufgeweichte Erde.

Feirin sah auf die Frau hinunter, die schon seit dem Morgen zusammengesunken in der Türöffnung hockte und sich kaum gerührt hatte.

»Du siehst es doch selbst«, erklärte er ungeduldig. Doch Inisharca schien ihn nicht zu hören. Mit einer müden Handbewegung strich sie sich eine verfilzte Strähne aus ilcm Gesicht, die sofort wieder herunterrutschte.

Vielleicht ein halbes Dutzend Tage lang waren sie querfeldein gelaufen. Die freundlichen Wegbeschreibungen der Dörfler für die verirrtten Reisenden hatten es ihnen einfach gemacht, das Gegenteil der gut gemeinten Ratschläge KU tun: Sie hielten den größtmöglichen Abstand von den schmalen Straßen ein und entfernten sich stetig von der Kaiserstadt. Die hohe Schneedecke erschwerte das Voran-

kommen auf den Feldern, aber die immer wieder fallenden dicken Flocken verwischten wenigstens ihre Spuren. Der Drache, der in einiger Entfernung von den Dörfern aufgestiegen war, hatte keine Verfolger entdecken können.

Und dennoch hatte Inisharca Recht, das war dem Hexer bewusst. Er hatte zwar keine Ahnung, was die beiden Zauberer von der Frau wollten, aber sie hatten sicherlich nicht aufgegeben. Es war nur ärgerlich, dass Feueropal den Befehl der Magierin nicht gehört hatte. Noch ärgerlicher war, dass der Drache sich nicht an Feirins Ausruf erinnern konnte. Und der Hexer wurde das Gefühl nicht los, dass er log.

Jetzt hatte das überraschend hereingebrochene Tauwetter, das sie erst so sehnsüchtig erwartet hatten, jedoch nicht erreicht, was der tiefe Schnee, durch den sie sich ständig hindurch kämpfen mussten, die Frostbeulen und der schneidende Wind nicht geschafft hatten. Es hielt sie auf. Feirin hatte keine Ahnung, wo sie waren, geschweige denn, in welcher Richtung eines der immer spärlicher werdenden Dörfer oder wenigstens eine halbwegs befestigte Straße» liegen mochte. Durch den Schlamm konnten sie jedenfalls nicht vorankommen; bei seinem letzten erfolglosen Versuch, irgendwo etwas Holz für ein Feuer zu finden, war Feirin im knietiefen Matsch ein Stiefel stecken geblieben, und er hatte ihn nur mit Mühe wiederausgraben können.

Wenn er doch nur fliegen könnte! Der Hexer hatte den Besen immer unbequem gefunden, aber in einem solchen Falle wäre er sogar auf einem Schürhaken geritten, falls so etwas möglich war, nur um hier wegzukommen. Aber vielleicht war es doch besser, dass er keine Hexensalbe hatte. Feirin war sich nicht sicher, ob er der Versuchung, auf dem Stab einfach zu verschwinden, wirklich widerstehen könnte. Und obwohl Inisharca im Moment einfach nicht auszuhalten war und der Drache ihn schon aufregte, wenn er nur das Maul öffnete, wäre es nicht sonderlich redlich, zumindest die Frau hier allein zurückzulassen. Auch wenn sie in Bezug auf die Rettungen jetzt ziemlich quitt waren

Feirin schüttelte den Kopf, als könne er so die unangenehmen Gedanken abschütteln. Die gereizte und hoffnungslose Stimmung hatte ihn angesteckt. Vor scheinbar i'ndlos langer Zeit hatte Inisharca noch grinsend und mit klappernden Zähnen erklärt, dass es nur noch besser werden konnte. Und jetzt überlegte er sich schon, wie er ilc am besten loswerden könnte... Sicherlich war es für sie »schwieriger als für ihn. Wenn er sich vorstellte, dass er Irgendwo eine Familie zurückgelassen hätte, kroch ihm »»Ine Gänsehaut über den Rücken.

Plötzlich wurde dem jungen Mann klar, dass es nicht nur Inisharcas unerträgliche Laune war, die ihn unruhig machte. Er hatte selbst das Gefühl, dass sie schon zu lange am [(il'lchen Ort geblieben waren. Nicht nur, dass die Magier iVHtimmt genug Möglichkeiten hatten, trotz aller Hindernde ihre Spur zu finden, auch der Gedanke an den Inquisitor tauchte immer wieder auf und mit ihm qualvolle hrinnerungen. Feirin konnte sich nicht vorstellen, dass die Mttner des Götterfürsten jemals von einem Opfer ablasM»n würden, und sie waren noch am Leben, da war er sich «Ichcr. Oder befiel ihn jetzt auch schon der Wahn, ständig verfolgt zu werden, den die alte Kandra gehabt hatte? Die I lexe hatte sich irgendwann so weit von allen Menschen, •»igor von den Schwestern, zurückgezogen, dass sie ihre klvlne Hütte tief im Wald am Ende gar nicht mehr verlassen hatte. Als sie dann schließlich gefunden wurde, musste sie «. •hon ein paar Jahre tot gewesen sein ...

I'feirin holte tief Luft. »Wir sollten versuchen, uns bis zu iltt'n Bergen durchzuschlagen, die wir vorgestern gesehen haben.« Er wies in den Regen hinaus und versuchte, ermutigend zu klingen. »So viel schlimmer als durch den Nt'hnee zu waten, kann es auch nicht sein.«

UH schien eine Ewigkeit zu dauern, bis Inisharca reagierte; «lt» zuckte mit den Schultern. »Und was sollen wir da? M»»lbt wenn wir nicht im Schlamm versinken, gibt es um iUrne Jahreszeit nichts zu essen. Wir haben keinen einzigen

Heller mehr, falls wir nochmal ein Dorf finden sollten. Uiu! was machen wir, wenn es wieder Frost gibt? Oder wenn da Wölfe hausen? Oder ...« Sie verstummte und ließ den Kopf noch tiefer sinken.

Der Hexer setzte sich neben die Frau auf den morschen Balken und legte ihr den Arm um die Schulter. »Ich wciU nicht, was wir dann tun können. Aber mir sind hungrige Wölfe immer noch lieber als verrückte Zauberer oder fanatische Praiosleute. Im Wald können wir uns wenig« stens besser verstecken.«

Sein Versuch, die Frau aufzumuntern, wurde wieder nur mit einem leichten Schulterzucken belohnt. Dafür meldete sich Feueropal zu Wort, der zusammengerollt in der tro* ckenen Ecke gelegen hatte. Feirin hatte schon länger vermutet, dass der Drache tagsüber nicht so viel schlief wie er immer vorgab. Jetzt hatte er sich doch beim Lauschen erwischen lassen.

»Und kein Wolf kann so viel Hunger haben wie ich«, sagte der Drache. »Ich bin auch dafür, dass wir weitergehen.«

»Halt du dich da raus!« Inisharca blickte nun doch auf »Du hast in den Dörfern so viele Hühner gestohlen, *dm* ich froh bin, dass wir immer schnell verschwunden sind Bei deiner Größe müsste das noch ein Weilchen reichen Und wenn es dir nicht passt, dann hau doch endlich abl«

Feueropal schob das Stroh beiseite und kam angriffslu»tlg näher. Für einen Augenblick befürchtete Feirin, dass der kleine Drache Inisharca eine Flamme ins Gesicht hauchen würde. Aber Feueropal hob nur die Flügel und zeigte mit leidheischend seine Flanke, die schmutziggrau war.

»Sieh doch, wie mager ich geworden bin. Im Gegensatz zu dir - du kriegst ja den Mantel immer noch nicht richtig zu, so schlimm kann es bei dir noch nicht sein. Und ...«

Inisharcas Schluchzen unterbrach ihn. Die Frau hatte den Kopf auf die Knie sinken lassen und weinte wieder so hem mungslos, dass Feirin sich völlig hilflos fühlte. Er hätte nicht gedacht, dass eine einzige spitze Bemerkung sie so aus det

Passung bringen konnte. Sonst waren die Wortgefechte /.
wischen den beiden immer eher amüsant gewesen. Mühevoll versuchte Feirin, die Wortfetzen zu verstehen, die Inisharca vor sich hin flüsterte, während Feueropal ausnahmsweise etwas irritiert wirkte. Das hatte er wohl auch nicht erwartet.

»... immer das Gleiche ...«, klagte sie leise. »... klein und fett und hässlich und *anders* und inzwischen auch noch alt. Nichts mache ich richtig...«

Feirin überlegte, ob er sie irgendwie trösten sollte. Zumindest könnte er seiner Begleiterin sagen, dass sie in den letzten Monden schmaler geworden war. Er kannte diese Art Gedanken selbst zu gut, aber trotzdem war ihm das sinnlose Gejammer zuviel.

Unvermittelt fing er an zu lachen. Inisharca sah verstört /.
u ihm auf, als er losgluckste, und verschmierte mit dem Ärmel die Tränen und den Schmutz auf ihrem Gesicht. Jetzt fehlte nur noch, dass sie die Nase hochzog wie ein verheultes Kind...

»Hör endlich auf, dich zu bemitleiden«, sagte Feirin, Immer noch grinsend, und stand auf. »Nicht einmal dem Plagegeist tust du Leid.«

Er warf Feueropal einen warnenden Blick zu, der gerade wieder zu einem Protest ansetzen wollte. »Es ist schon in (o)rdnung, wenn du deine Tage kriegst, aber lass deine Laune nicht an uns aus.«

Die Frau riss die Augen noch weiter auf. »Woher weißt du ... Und warum redest du über so etwas? Du bist doch ein Mann...«

»Richtig. Und ich habe mehr als mein halbes Leben mit Hexen verbracht.« Feirin zog Inisharca am Ärmel auf die Meine. »Außerdem hast du mich gebeten, dir im Notfall einen Tritt zu geben. Ich denke, jetzt ist es soweit.«

flrsah auf die Frau hinunter, die jetzt wirklich schniefte. Der Hexer verdrehte die Augen. Dann riss er sich zusammen und wurde ernst.

»Morgen, sobald es hell geworden ist, gehen wir weiter. Im Wald finden wir bestimmt ein paar Wurzeln, und Feueropal jagt uns etwas, und wenn es Mäuse sind. Aber du kannst natürlich auch hier bleiben ...«

Inisharca schüttelte den Kopf und wischte sich wieder mit dem Ärmel die Nase.

»Wie kommst du darauf, dass ich für euch jagen will?«, schimpfte der Drache und flog auf. »Ich habe genug damit zu tun, mich selbst zu versorgen.«

Feirin sah ihn hinterhältig an. »Dann erkläre mir mal, warum du es jetzt nicht tust. Das letzte Dorf ist nur ein paar Meilen weit weg. Flieg' doch einfach hin und hol' dir noch ein Huhn; bis morgen bist du bestimmt zurück.«

Es schien Feueropal die Sprache verschlagen zu haben, Selbst Inisharca hatte ihr Schluchzen vergessen und staunte, wie sich der Drache wand. Es dauerte einige Zeit, bis ihm etwas eingefallen war, das er erwidern konnte.

»Ihr wollt mich ja nur loswerden«, sagte er schließlich beleidigt und grämlich. »Bis ich wieder da bin, seid ihr längst weg. Dabei habe ich mir die ganze Zeit so eine Mühe gegeben, jede Nacht Wache geschoben und ...«

»Es gibt eine einfache Möglichkeit«, unterbrach ihn Feirin. »Wenn du uns ein Huhn mitbringst, versprechen wir dir, auf jeden Fall zu warten. Wir haben nämlich auch Hunger. Was hältst du von dem kleinen Geschäft?«

Wieder überlegte Feueropal eine Weile, bis er antwortete. »Ich kann nicht«, flüsterte er. »Viel zu schwach.«

Wie ein bittender Hund kam er auf dem Bauch kriechend näher und sah kläglich zu den Menschen auf. »Außerdem kann ich bei dem Regen nicht fliegen.« Diese Rede war ihm allerdings ein wenig zu spät eingefallen.

Feirin nickte. Ihm war klar, dass der Drache schon mahlpreisgegeben hatte, als er eigentlich wollte. Vielleicht konnte er ihm im Laufe der Zeit den Grund für die unerwünschte Begleitung entlocken. Schon in Gareth war Feirin aufgefallen, dass der Drache immer dann darauf bestanden

hatte, unter einem Umhang versteckt mitgenommen zu werden, wenn sie weiter als bis zum kleinen schmuddeligen Marktplatz von Retos Haus fortgehen wollten. Allerdings hatte er sich nicht gerührt, wenn der Hexer seine Botengänge machte. Sehr eigenartig. Jedenfalls war Feueropal offensichtlich nicht in der Lage, sich mehr als eine bestimmte Strecke weit von ihnen zu entfernen.

Jetzt musste Feirin sich jedoch um seine Gefährtin kümmern, die den Kopf wieder gesenkt hatte und nicht mehr auf den Drachen achtete. Er legte ihr die Hände auf die Schultern. »So, dann bist du dran. Sieh mich gefälligst an, wenn ich mit dir rede!«, forderte er bestimmt.

Die Frau hob erstaunt den Blick. Bisher hatten sie nie auf irgendwelche Anstandsregeln geachtet, seit sie unterwegs waren. Inisharca schaute in die warmen, hellbraunen Augen des jungen Mannes, und ihre Zweifel und Ängste wurden von der Gewissheit verdrängt, dass es sich nicht lohnte aufzugeben, solange noch Hoffnung bestand.

Feirin lächelte und sagte: »Denkst du noch an den Regenbogen und den Sonnenaufgang?« Dann gab er ihren Blick frei.

Inisharca stand neben ihm in der Türöffnung und blickte nach Süden. Ihre Schultern hatten sich fast unmerklich gehoben. Feirin hatte den Eindruck, dass sie überhaupt nicht spürte, dass sein Arm immer noch darüber lag. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn er nicht hätte zaubern müssen. Er hoffte, dass Inisharca ihm nicht böse war, falls

- Ic merken würde, dass er sie manipuliert hatte.

»Du hast Recht, Kleiner.« Ein grimmiges Lächeln lag auf Ihrem breiten Gesicht. »Meinetwegen können wir sofort losziehen. Ich liebe Regen.«

»Meinst du, wir können noch bis morgen warten?«, fragte der Hexer. »Es wird bald dunkel.«

»Na gut«, erwiderte die Frau. »An mir soll es nicht lie-

1 | vn. Aber wenn der Plagegeist bis dahin verhungert ist, tut du schuld.«

Feueropal nörgelte so leise vor sich hin, dass die beiden Menschen, die bewegungslos dastanden und in die aufziehende Dämmerung blickten, nichts hörten. Irgendwann würden sie schon sehen, was sie davon hatten.

Wieder ein herrlicher Tag. Das Auflauchen der FernFuerKugel war so liefrotschön, dass ich fast vergaß, zu ahnen. Dann der WUdLuflStrom, der die Oberfläche auftoöhlte und mich im weiften Schaum milriss, dass ich toie ein Schwebelj;ichtFisch durch die Luft schwimmen konnte, wenigstens kurz. Mein LachenGestntg-Jubel war leider zu leise, um den Lärm zu ilberlönen. Ein schöne», wildes Spiel. Ich danke dir, GotlVaterFreund.

Jetzt treibe ich zwischen den Bergen der Oberfläche, die tun h und nach immer flacher iverden, müde und glücklich. Im WeilObenGrau bilden sich Risse, die goldene Ränder haben. Helle Streifen schiclm sich hindurch und werfen glitzernde Punkte auf die Oberfläche. Weit entfernt, über dem schwarzen Streifen der WasserLandGrcnze entsteht ein Bogen aus Farben. Dort fällt noch Wasser aus dem WcitObenGrau. Ich habe schon einmal versucht, einen solchen BuntHochBogen zu berühren, aber er kam nie näher, so schnell ich auch schwamm. Vielleicht ist das au) dem Land anders? Das nächste Mal werde ich es versuchen, wenn ich nicht so müde bin.

Von unten nähert sich ein Schxvarm kleiner VielZahnRäuber, Sie sind hungrig, aber ich habe keine Angst vor ihnen. Ich bin nicht verletzt und außerdem bin ich eine Beschützerin. Sie können mir nichts tun.

Ich überlege kurz, ob ich eine der ungewohnten Aufgaben m-gessen habe. Die Vcrantioortung iwiegt schwer, schwerer ah ein Spiel an der Oltrflächc. Aber iwenn ich das Licht der Fern l ener-Kugel sehe... Nein, erst wenn es das nächste Mal hell xoird, ninni ich bei der Grupf>c sein, die die WeichDünnBlätter für die Kleinen erntet. Dann werde ich auch FreundBruderOlolo wieder treffen. Schade, dass er nicht gerne an der Oberfläche ist.

Die VielZahnRäuber haben eine Beute gefunden, spüre teil Zielstrebig und schnell gleiten sie in eine Richtung. Ich habe l.ml,

mit ihnen zu schwimmen, ihre Kraft und Geschwindigkeit zu teilen. Rasch schließe ich mich ihnen an, beioege mich zioischen Ihren raugeschmeidigstarken Kör/niern toieein Teil des Schwarms. Sie nehmen mich an - der Tanz der Verständigung. Ihre Beute ist etxvoas Kleines, das auf der Oberfläche zappelt.

Plötzlich schieße ich ztoischen den VielZahnRäubern hindurch und auf das um sich schlagende Wesen zu. Erst als ich es im Arm halte und den ersten der Räuber mit einer Berührung abgcivehrt habe, fällt mir auf, dass ich vielleicht etwas Falsches tue. Ich habe In den LebcnTodKrcis eingegriffen, warum eigentlich? Der Schwarm dreht ab, ich fühle die Enttäuschung, die zum Glück tchnell vorübergehen wird.

Der Körper in meinem Arm ist erschlafft, aber kurz vorher hatte Ich noch etwas gespürt. SchmerzAtemlosigkeitAngst. Es ist ein Oberflächenbcwohner, aber kein Mensch. Die Viel Zahn Räuber locrdcn eine andere Beute finden, hoffe ich, xoälirend ich das kleine Wesen zu dem FestHinausBerg bringe, der einzeln aus der Oberfläche ragt. Ich lege es auf die glattgrauschräge Fläche, die Inzwischen trocken ist, und betrachte es neugierig.

So etwas habe ich noch nie gesehen. So groß wie ein Kleines, ober es sieht erwachsen aus. Die durchiveichten BuntLangBlätter, in die es seinen Körper gewickelt hat, sind bunt und schön, nicht wie die Fetzen der Menschen im Dorf, obwohl sie ein toenig terrissen sind. Am ungexoöhnlichsten sind aber die LuftSchmbe-l'lossen, die es auf dem Rücken trägt. In der Wärme, die die Fern-l-'euerKugcl inzwischen spendet, trocknen sie schnell; sie sind durchsichtig ivic Wasser und schillernd wie der BuntHochBogen. Im Moment kann ich nichl viel für das KleinBuntFrcmde tun; Utitie Haut ist nur an einigen Stellen zerkratzt. Es ist die Er-tchöpfung, die es übermannt hat. Wahrscheinlich vom WUdLuft-Strom abgetrieben, überlege ich, wenn es wirklich fliegen kann wie die SchwebelcichtFische.

Da bewegt sich das Wesen und schlägt seine goldenen Augen tuf Ich ziehe mich ein Stück weit auf den FestHinausBerg, ob-mhl meine Haut schon brennt. Lange kann ich nichl mehr über (kr Oberfläche bleiben, aber das KlcinBuntFremde ist so interessant.

Vorsichtig strecke ich die Hiindc aus, berühre mit den Finger» spitzen die glänzenden Flossen und die silbergoldviolettte Hüllt, Das Wesen lacht.

Dann beginnt es zu sprechen, schnellhochschön. Es klingt fatl wie ein Lied, doch ich verstehe nichts davon. Auch die Handle wengungen kenne ich nicht, aber ein paar Gedankenbilder sind so klar, dass ich sie deuten kann.

Das KleinBuntFremde ist verxvoirt und dankbar. Ich lache ei freundlich an, versuche, ihm ehvas von meiner Neugier zu erzählen und der Freude, die mich erfüllt, xveil ich so etwas Außer• gewöhnliches kennen lernen darf. Es lacht zurück, olnoohl es mich xoahrscheinlich ebenso wenig versieht wie ich cs. Mein Lied scheint ihm zu gefallen.

Als es endgültig trocken ist, breitet das Wesen die LuftSchwe■ beFlossen aus und verschwindet in Richtung der WasserLand■ Grenze. Das letzte Gedankenbild, das mich erreicht, verstehe ich nicht. Etxoas davon, dass ich mir dreimal etxoas wünschen soll, etwas, das aus dem Herzen kommt. Aber ich mache doch sotoieso immer, xoas ich xoill, ich habe alles, xvas ich mir xoilnschc, selbst die Aufgaben machen mir Spaß. Wirklich eigenartig, dieses Klein» BuntFremde.

In der Goldenen Praiosblume waren am Nachmittag ein paar vornehme Gäste abgestiegen. Eigentlich lag das kleine Dorf ja ein Stück weit ab von der Handelsstraße, aber trotzdem hatte es ein für das reiche Händlerpaar angemessenen Doppelzimmer im oberen Stockwerk. Die Dame, die blass und leidend von ihrem Pferd gestiegen war, hatte sich bereits zurückgezogen, obwohl es noch früh am Abend war. Die rundliche Wirtin hatte ihren Sohn in die Küche geschickt, ein Huhn zu schlachten und ein ordentliches Mahl zusammenzustellen, und bemühte sich um den freundlichen Herrn Karolus, der ihr Bier lobte.

»Dieses Gasthaus strahlt im Glanze Travias«, sagte der Mann gerade lächelnd. »Genau wie seine schöne Wirtin.«

Mirya errötete und sah zu Boden. Sie war einige Berner-

klingen gewohnt aber ein solches Kompliment von einem •n feinen Herrn war etwas ganz anderes als die Zusprüche »Irr Dorfbewohner.

»Vielen Dank, mein Herr. Aber was würde Eure Gattin dazu sagen?«, fragte sie schließlich, erschrocken von ihrer eigenen Kühnheit. Sie war froh, dass sich außer ihnen niemand in der Gaststube aufhielt; solange es hell war, nutzten die Bauern das milde Wetter für die ersten Arbeiten iuf den Feldern.

I lerr Karolus hob mit zwei Fingern ihr Kinn und zwinkerte ihr verschwörerisch zu. »Warum sollte sie etwas dangen haben, wenn ich Eure Gastfreundschaft lobe? Ich hübt Euch so liebenswürdig um sie gekümmert. Wir sind u'lum längere Zeit unterwegs, wisst Ihr, und das lange Krisen bekommt der Ärmsten nicht.«

Als ihr Gast seine Hand sinken ließ, drehte sich Mirya «c'hnell weg und beeilte sich, seinen Bierkrug nachzufüllen. Sie hoffte, dass er nicht bemerkte, wie schnell ihr Herz »chlug. Seit ihr Mann im letzten Frühjahr zu Boron gegangen war, hatte sie immer geglaubt, dass sie den Rest ihres Lebens allein bleiben wollte. Jedoch riefen die Worte, die llmihnung und der durchdringende Blick dieses Herrn ein lange verloren geglaubtes Gefühl in ihr wach. Natürlich war Mirya klar, dass es sich wahrscheinlich nur um das flüchtige Abenteuer einer Nacht handeln würde. Trotzdem lat ihr die Aufmerksamkeit wohl. Sie schüttelte leicht den Kopf und wandte sich wieder ihrer Arbeit zu. Bald würden die Dörfler den Arbeitstag mit einem Bier beschließen wollen und der Junge musste in der Küche fertig werden.

Mirya begann, die vier leeren Tische abzuwischen und spürte dabei sehr genau den wohlgefälligen Blick des Händlers.

»Wohin seid Ihr unterwegs, wenn ich fragen darf?«, fragte sie, um die peinliche Stille zu überbrücken.

Herr Karolus verschränkte die Hände auf dem Tisch. »Wir haben kein festes Ziel. Wisst Ihr, gute Frau, wir sind

auf der Suche nach einem Betrügerpärchen, das uns um ein kleines Vermögen geprellt hat. Aber das wäre eine zu lange Geschichte.«

»Ihr könnt sie mir ruhig erzählen. Vielleicht kann ich Euch sogar behilflich sein; Ihr wisst ja, dass eine Wirtin vieles hört.«

Der Gast nickte und nahm einen Schluck aus dem Krug.

»Meine Frau und ich führen ein kleines Geschäft in der Kaiserstadt. Wir kaufen und verkaufen Schmuck. Nichts Großartiges, aber es wirft genug ab, um gut davon leben zu können. Vor zwei Monden kam eine Frau zu uns und bot uns ein paar alte Schmuckstücke an, die ihrer Mutter gehörten, wie sie sagte, damit sie die Rechnung für den Medikus zahlen könnte. Sie hatte sogar ihren kranken Sohn mitgebracht, einen mageren Burschen, bleich wie eine Wand. Meine Frau hatte ein solches Mitleid mit dem Jungen, der sich kaum auf den Beinen halten konnte, dass sie ohne Nachfragen sogar mehr als die geforderte Summe herausgab. Ja, so ist sie, mein Herzblatt.« Herr Karolus seufzte schwer. Ihm war nicht entgangen, dass die Wirtin ihm so gebannt zuhörte, dass sie mit dem Lappen in der Hand wie festgenagelt stehen geblieben war.

»Zwei Praiosläufe später erfuhren wir zu unserem Entsetzen, dass der Schmuck Diebesgut war. Nur unser guter Ruf bewahrte uns davor, in den Kerker geworfen zu werden.« Jetzt war es Mirya, die seufzte. Der Mann blickte mit trauriger Miene zu ihr auf.

»Nie werde ich diesen beschämenden Moment vergessen, als meine arme Rahjane den Gardisten händeringend erklärte, dass wir zu Unrecht beschuldigt würden, Hehlerei zu betreiben. Woher hätte die gute Seele es denn wissen sollen? Natürlich haben wir uns sofort auf eigene Faust nach den beiden Dieben erkundigt, schließlich steht unser Ansehen auf dem Spiel. Aber das Einzige, was wir bisher herausfanden, ist, dass sie Gareth verlassen haben und geflohen sind. Seitdem versuchen wir, sie zu finden.

Ihr habt ja gesehen, wie das ganze Unglück meine Gattin mitgenommen hat.«

Die Wirtin verschränkte die Arme vor der üppigen Brust. »Wie sahen diese niederträchtigen Personen denn aus?«

Herr Karolus gab ihr eine genaue Beschreibung und Mirya erkannte die beiden Gäste, denen sie sogar noch ein Suppe geschenkt hatte.

»Könnt Ihr Euch vorstellen, dass sie mir zum Dank noch zwei Hühner gestohlen haben?«, fragte sie entrüstet.

Der Händler nickte verständnisvoll und legte ihr die Hand auf den Arm. »Die Welt ist wahrlich schlecht, meine Liebe. Man kann heutzutage einfach niemandem trauen.«

»Na, hat die fette Alte etwas herausgerückt?«, fragte Yassia, als Ardo das Zimmer betrat. Die Frau saß auf der Kante des Bettes, ihren Mantel hatte sie nicht abgelegt.

Das Lächeln war von Ardos Gesicht verschwunden. Er stellte den Leuchter auf das wacklige Nachtschränkchen neben den Wasserkrug und reichte seiner Begleiterin den Teller mit dem Abendessen, den Mirya ihm für sie mitgegeben hatte. Yassia rümpfte nur kurz die Nase und schüttelte den Kopf. Ardo nahm sich den Hühnerschenkel und begann, daran zu knabbern, während er berichtete.

»Ich hatte schon befürchtet, diesmal zu dick aufgetragen zu haben, aber die Wirtin mag mich«, sagte er. »Wir haben Glück. Die beiden waren hier, vor fast einem Monat.«

»Und das nennt Ihr Glück?« Yassia schlug mit der Faust auf das Bettzeug, dann sprang sie auf und lief mit schnellen Schritten durch das kleine Zimmer.

»Eure Methoden sind vielleicht unauffällig, aber es dauert zu lange. Wir können nicht...«

Ardo stellte sich ihr in den Weg und sein scharfer Blick verschlug ihr die Sprache. »Wir dürfen unseren Auftrag nicht in Gefahr bringen, indem wir irgendjemanden auf *unsere* Spur locken«, erwiderte er leise. Sein Tonfall klang gefährlich. »Vielleicht sollten wir uns wirklich Hilfe erbitten,

aber Ihr wisst sehr genau, was das bedeutet. Seid Ihr bereit, den Preis zu bezahlen?»

Yassia schwieg. Es wäre ihr wirklich ein Leichtes, einen kleineren Dämon zu beschwören, der ihnen den Weg zu den Flüchtlingen weisen könnte. Aber Ardo hatte Recht, vielleicht sollten sie noch ein wenig damit warten.

»Lasst uns ausruhen und morgen bei Tagesanbruch weiterreiten«, sagte er versöhnlich. »Ich denke, wir haben die Richtung gefunden. Die beiden hielten sich für klug, als sie kreuz und quer durch die halbe Stadt gelaufen sind, um ihre Spuren zu verwischen und den Stein aus seinem Versteck zu holen. Aber wir haben ihre Fährte trotzdem entdeckt, wenn es auch einige Zeit gedauert hat, und jetzt werden wir auf ihr bleiben.«

Resignierend hob die Halbfelfe die Schultern. »Vielleicht finden wir wenigstens einmal eine bessere Herberge ...« Dann ließ sie sich in voller Kleidung auf das Bett fallen, das unter ihrem leichten Körper kläglich knarrte. »Das dauert alles zu lange«, murmelte sie. »Wir hätten schon längst zurück sein müssen. Wenn Jost ungeduldig ...«

Ardo wollte gerade die Kerze löschen, als Yassia wieder aufsprang. »Jetzt reicht es! Wir verschwinden sofort!«, kreischte sie und wies auf ein winziges, schwarzes Insekt, das langsam senkrecht die Wand hinaufließ.

Diesmal war Ardo derjenige, der erkennen musste, dass etwas in ihrer Stimme keinen Widerspruch zuließ. Er folgte der Magierin, die hinunter stürmte und hart gegen ein paar Fässer trat, die unter der Treppe standen. Fast wäre er in dem Öl, das sich auf dem hölzernen Boden verteilte, ausgerutscht. Ein leichter Duft nach Praiosblumenkernen machte sich breit.

Yassia zerrte ihre müde braune Stute aus dem Stall neben dem Gasthaus und sattelte sie grob. Da das Pferd sich nur ungern vom Futtertrog trennte, gab sie dem Tier einen Faustschlag auf die empfindlichen Nüstern. Die Frau saß kaum im Sattel, als sie die Hände in Richtung des Wirts-

hauses ausstreckte und einen Spruch murmelte, der Ardo dazu brachte, ohne Sattel auf sein Pferd zu springen.

Der Feuerball durchschlug die Tür des Wirtshauses, als wäre sie aus Papier. Das Öl ging sofort in einer hohen Stichflamme auf, die sich unbarmherzig durch das Gebälk zu fressen begann. Aus dem Inneren der Schankstube ertönten ein paar klägliche Schreie, die jedoch bald im Fauchen des Feuers untergingen.

Mit einer Mischung aus Bewunderung und Erschrecken blickte sich Ardo nach dem Bild der Zerstörung um, das hinter ihnen zurückblieb. Aufgeregte und verstörte Menschen versuchten zu retten, was zu retten war, aber das würde wohl wenig genug sein. Die Flammen, die inzwischen aus der Tür und den kleinen Fenstern schlugen, sprachen eine deutliche Sprache. Als er an den runden Hintern von Mirya dachte, spürte er einen Augenblick lang etwas wie Bedauern, aber dann zuckte er die Schultern. Es gab genug Frauen auf Dere...

Ardo stieß seinem Falben die Fersen in die weichen Seiten und folgte Yassia, die die schmale Straße entlang ritt und mit der Reitgerte unbarmherzig auf ihr Pferd einschlug. Wenn sie sich beruhigt hatte, musste er ihr jedoch eindringlich klar machen, dass so etwas nicht noch einmal passieren durfte. Es gab zwar keine Zeugen mehr dafür, dass sie in dem Gasthaus gewesen waren, aber sie waren in der Umgebung gesehen worden. Und im schlimmsten Fall würde er den Auftrag auch allein ausführen.

Rostrote und ockerfarbene Farnblätter verdeckten die Felsbrocken, die vor dem Fuß des Gebirges lagen wie Bälle von Riesen, die sie in einem wilden Spiel von oben heruntergeschleudert hatten. Scheinbar endlos weit erstreckten sich rechts und links die schneebedeckten Gipfel, von denen ein kalter Wind herabwehte. Bis sie die Berge erreichen würden, die sich endlos hoch auftürmten, lag in vielleicht einer halben Meile Entfernung ein dichter und breiter

Nadelwald vor ihnen, dessen grünbraune Wipfel abweisend wirkten.

Dreimal waren Feirins zerschlissene Stiefel auf einem der grauen Felsen abgerutscht, seine Fußknöchel waren zerschrammt und schmerzten. Langsam fragte er sich, ob er zu viel des Guten getan hatte, als er die Ängste seiner Gefährtin abgeschwächt hatte, denn Inisharca schob sich mit einer Energie, die er ihr nach den letzten Monden nicht mehr zugetraut hätte, durch das Gelände. Aber so lange wirkte der Zauber normalerweise nicht. Es war also wieder eine ihrer Launen.

»Sieh mal, Kleiner, da kommen schon die Neuen!« Begeistert zeigte sie auf die winzigen, grünen, zusammengerollten Blätter zwischen den trockenen Stängeln. Dann lief sie weiter.

»Warte!«, sagte Feirin schwer atmend. Der Drache, der wie so oft auf seiner Schulter hockte, aber wenigstens nicht mehr so tat als ob er schlief, kicherte leise.

Inisharca schüttelte den Kopf, ohne innezuhalten. Sie wies mit dem Daumen über die Schulter. »Sieh dir die dicken Wolken da hinten an. Es braut sich was zusammen, bis dahin müssen wir einen Unterschlupf gefunden haben.«

Unvermittelt wechselte sie die Richtung und ging auf eine Gruppe kahler Bäume zu, die so üppig von braungrünen Schlingpflanzen überwuchert war, dass sie wie ein einziges, dicht belaubtes Gewächs wirkte. Warum sich die Frau bei einem aufziehenden Gewitter ausgerechnet die höchsten Stämme der Umgebung aussuchte, wollte ihm nicht einleuchten, aber Feirin war zu müde, um zu protestieren. Außerdem begann es dunkel zu werden, und erste schwere Tropfen fielen raschelnd zwischen die Farnwedel.

Die Frau quetschte sich zwischen dicken alten Efeuranke hindurch. Der einst so vornehme Mantel trug einen weiteren Riss davon.

»Was hältst du davon, Junge?«, fragte sie und blieb stehen.

Der Hexer staunte und sogar dem Drachen entfuhr ein

verwunderter Ausruf. Unter den weit verzweigten, knorrigen Ästen stand ein kleines, verwittertes und uraltes Gebäude. Satinav war nicht spurlos an ihm vorbeigegangen, aber die unbekannten Baumeister hatten die riesigen rohen Felsblöcke so geschickt zu einer niedrigen Kuppel geschichtet, dass die Mauern noch lange Zeit stehen bleiben würden. Vielleicht war es ein Grabmal, dachte Feirin mit Erschauern, aber die Eiskörner, die ihren Weg durch die dunklen Blätter fanden und ihm schmerzhaft in den Nacken schlugen, ließen sein Unbehagen schrumpfen. Er musste sich bücken, um durch den Eingang in den runden Raum zu gelangen, der vielleicht vier Schritt durchmaß.

Das Innere der Kuppel war jedoch nicht sonderlich erschreckend. Viele Götterläufe hatten die dicken Mauern allmählich in den Boden sinken lassen und eine dicke Schicht von Blättern und Erde in dem fensterlosen Raum aufgeschichtet. Ein paar kühne Ranken versuchten, die kleineren Steine im Eingangsbogen aus dem Gefüge zu schieben, und in ein paar Zeitaltern würden sie ihr Ziel sicherlich erreichen. Nichts wies auf den Zweck oder Ursprung des Gebäudes hin.

Draußen begann der Hagel laut auf die Blätter und den Boden zu prasseln; Rondras Streitwagen näherte sich grolend von Westen.

Trotzdem ging Inisharca noch einmal hinaus und kam mit einem Arm voll gelben Laubs wieder, den sie dem Hexer mit einem Grinsen in die Hände drückte. »Das ist ein gutes Versteck, meinst du nicht?«

»Woher hast du das gewusst?«, fragte Feirin, der die Farnblätter zu einem Lager aufschichtete.

Als würde es ihr erst jetzt klar, sah ihn Inisharca erstaunt an, ihr Lächeln verblasste. »Keine Ahnung. Es ist so ... als wäre ich schon einmal hier gewesen.«

Weder sie noch der Hexer bemerkten das Aufblitzen in Feueropals Augen.

12. Kapitel

Die Nächte waren immer noch kalt, vor allem wenn der Wind von den majestätischen Berggipfeln über sie herfiel wie ein Schwarm beißender Insekten, aber wenigstens gab es genug Holz, um ein Feuer anzuzünden, wann immer es nötig war. Feirin, der sich im Wald hervorragend zurecht fand, suchte Nüsse und essbare Wurzeln, und der Drache fing kleine Tiere. Oft waren es zwar wirklich nur Mäuse oder Eichhörnchen, die sich früh hervorgewagt hatten, aber wenigstens war der Hunger nicht mehr so nagend. Bisher waren sie trotz aller Befürchtungen nichts Gefährlicherem als einem unter einer lannenwurzel grabenden Dachs begegnet, der die Eindringlinge fauchend aus seinem Revier vertrieb.

»Wir sehen aus wie Wilde«, sagte Inisharca und zauste dem Hexer den flaumigen Bart. »Aber ich glaube, wir haben das Schlimmste überstanden.«

Feirin schüttelte ernsthaft den Kopf. »Du kannst mich meinetwegen für verrückt erklären, aber ich glaube nicht so recht daran, jeden Morgen habe ich ein ungutes Gefühl, wenn ich aufwache. So als würde ich Juckpulver in den Kleidern haben.«

Inisharca lachte und drehte sich auf den Rücken. Die Wiese, auf der die Menschen lagen, während sie auf den jagenden Drachen warteten, war von Phexenbechern bedeckt, die grünen Spitzen der neuen Halme schoben sich gerade zwischen dem braunen Gras des letzten Sommers hindurch. In der ausgewaschenen Rinne, die aus einem schmalen Tal führte, rauschte Schmelzwasser von den Bergen und bildete winzige Stromschnellen zwischen den Felsblöcken, auf denen Moos wucherte.

»Du solltest dich vielleicht doch mal gründlich waschen, Junge. Ich werde es jedenfalls tun, aber versprich mir, dass du nicht hinsiehst. So viel Fleisch verträgst du nicht.«

Jetzt musste auch Feirin lachen. »Du bist wirklich ulkig, Cara. Vor einem halben Mond hast du noch bei einer dummen Bemerkung losgeschluchzt und jetzt...«

Die Frau stand auf und zuckte die Schultern. »Ich weiß, ich weiß«, sagte sie mit erstem Gesicht. »Früher haben sie mich immer Efferdskind genannt, bis ich mir das Heulen verkniffen habe. Und gleichzeitig auch das Lachen. Weißt du, Feirin, du bist der Erste, der damit klarzukommen scheint.« Dann lächelte sie wieder. »Vielleicht liegt es wirklich daran, dass wir schon Wilde geworden sind, so weit weg von allem.«

Damit verschwand sie zwischen ein paar mannshohen, dunklen Felsen.

Feirin griff unter seinen Rücken, holte den Kiefernzapfen hervor, auf dem er gelegen hatte und warf ihn weit in den Wald, der die Wiese umstand. Sie waren tatsächlich weit weg. Seit der wahrscheinlich nur für den Winter verlassenen Holzfällerhütte, in der sie eine Nacht zugebracht und aus der sie ein paar Decken mitgenommen hatten, waren sie auf keine menschliche Spur mehr gestoßen. Das Gebirge, von dem er nicht einmal wusste, wie es hieß, türmte sich himmelhoch zu ihrer Linken auf, es schien keinen Weg hinüber zu geben. Einmal hatten sie versucht, durch ein Tal weiterzukommen, das sich scheinbar weit nach oben zwischen zwei Gipfel zog, aber die Mühe der Kletterei war vergeblich gewesen. Hinter den Bergspitzen lagen nur weitere, noch höhere und steilere, bedeckt von ewigem Schnee. Wenigstens wirkte das Bergland trotz seiner Unbezwingbarkeit nicht so feindselig wie der Finsterkamm zu Hause, der seinen Namen aus gutem Grund trug. Der dichte Nadelwald am Fuß des Gebirgszugs, durch den sie sich jetzt hindurch schlugen, war zwar immer noch bergig genug, aber wenigstens passierbar.

Feirin blinzelte durch die Wimpern der Praiosscheibe zu, die gerade noch über den Baumwipfeln zu sehen war. Eigentlich schade, dass er auf der Flucht war. Auf einer solch

ruhigen Lichtung könnte er womöglich leben, wenn ... Er setzte sich ruckartig auf. Nein, ohne einen Vertrauten kam er auf Dauer nicht aus und auf menschliche Gesellschaft völlig verzichten, das wollte er auch nicht. Und vor allem nicht auf die seiner Schwestern. Wenn er richtig rechnete, hatte er gerade das erste Mal eine Hexennacht verpasst. Die Erinnerungen an Dini und Enishe, an die endlosen Gespräche, an die Lektionen und den Spaß, an die Hexen-feste und auch die an Sannah und Rondriane schmerzten. Mühevoll versuchte der junge Mann, die Fragen zu verdrängen, die sich immer wieder in seine Gedanken stahlen. Was war das Ziel dieser Reise? Wann würden sie in Sicherheit sein? Was sollte er dann anfangen? Wie lange würde er noch von einem Tag zum nächsten leben?

Als Feirin einfiel, dass er sich vor der Begegnung mit der Inquisition auch keine Gedanken über die Zukunft gemacht hatte, lachte er bitter vor sich hin. Das Leben konnte schon ziemlich verrückt sein.

Es dauerte einige Zeit, bis seine Reisegefährtin zitternd und in ihre Decke gehüllt zurückkam. Über dem Arm trug sie ihre Kleidung, die sie auf den Ästen einer Tanne ausbreitete.

»Du bist wohl völlig verrückt!«, sagte Feirin. »Die Sachen werden doch bis morgen nicht trocken!«

Sie grinste ihn mit bläulichen Lippen an. »Du solltest es wirklich mal versuchen. Hinter den Felsen ist ein kleiner See, allerdings gibt es keine Seife, und zum Rasieren kann ich dir nur den Dolch anbieten, der ist aber nicht mehr sonderlich scharf. Ein Feuer wäre jetzt gut.« Sie rieb sich die nackten Arme. »Nie ist diese geflügelte Eidechse da, wenn man sie...«

»Du weißt überhaupt nichts!« Feueropals keifende Stimme unterbrach sie. »Schnapp' dir dein Zeug und beeil' dich, wir müssen weg!«

Feirin sprang auf und fing das tote Rotpüschel auf, das von oben auf ihn zu fiel. Obwohl der Drache seit dem

Vorfall in der Scheune nicht mehr ganz so oft schimpfte, war der Hexer immer noch misstrauisch. Aber seit sie durch den Wald zogen, hatte Feueropal wieder die Führung übernommen, und wie schon im Reichsforst schien er genau zu wissen, wo es langging. Ein fernes Heulen unterstrich die Eile des Drachen.

»Ihr müsst im Wasser laufen und den Bach entlang nach oben«, wies Feueropal die Menschen an. »Ein Stück hinter dem See ist eine einzelne Felsplatte, da klettert ihr hoch. Dort müsstet ihr erst einmal sicher sein.«

Der junge Mann sprang in den Bach und lief vorsichtig über die nassen Steine. Das schmerzhaft kalte Wasser drang durch seine Stiefel, und er fragte sich, wie Inisharca es nur ausgehalten hatte, darin sogar zu baden. Er biss die Zähne zusammen und schob sich zwischen den bemoosten Felsen hindurch, bemüht, nicht auszurutschen. Hinter sich hörte er Inisharcas nackte Füße platschen. Der Drache flog lautlos voraus.

Als sie sich in der hereinbrechenden Dämmerung mühevoll auf die Platte hinaufgezogen hatten, die etwa zehn Quadratschritt maß und schräg lag wie ein gigantischer Tisch, dessen Beine versunken waren, klapperten beiden die Zähne. Inisharca warf ihr feuchtes Bündel auf die graue, von gelblichem Moos gesprenkelte Oberfläche und lehnte sich an den Stamm einer knorrigen Föhre, die ihre Wurzeln in einen Spalt im Fels gesenkt hatte, die Decke über der üppigen Brust zusammenhaltend. Feueropal landete auf dem Baum und schüttelte den schmalen Kopf.

»Wie kann man nur so leichtsinnig sein! Die Wölfe haben eure Spur im Wasser verloren, aber könnt ihr auch mal auf euch selbst aufpassen? Ich habe keine Lust, euer Kindermädchen zu spielen und ... Was hast du gerade gesagt?«

Die Frau wiederholte etwas lauter: »Danke!« Sie hob die Hand und streichelte den Hals des Drachen, der gerade das dunkle Grün der Nadeln angenommen hatte. »Du bist wirklich gut, kleiner Freund.«

Feirin glaubte, sich verhöhnt zu haben, und grinste ungläubig. >Plagegeist<, >Eidechse< oder >Kaminanzünder< waren bisher Inisharcas freundlichere Bezeichnungen für den Drachen gewesen. Doch jetzt schien ihr endlich klar geworden zu sein, was er selbst schon länger vermutet hatte: Feueropal hatte sie die ganze Zeit um alle Schwierigkeiten herum geführt. Der Hexer ärgerte sich darüber, dass er nicht mehr über Drachen wusste, aber ihr Begleiter musste über eine Möglichkeit verfügen, seine ohnehin schon scharfen Sinne magisch zu verstärken.

Lächelnd sah Feirin zu, wie die Frau dem Drachen die Schuppen kraulte und dieser sich streckte wie eine Katze vor dem Kaminfeuer. Jetzt fehlte nur noch, dass er zu schnurren begann. Der Hexer sah sich um und begann, Holz für ein Feuer zu suchen.

Wieder habe ich getötet. Inzioischen bin ich mir nicht mehr sicher, ob ich das Recht habe, über Leben und Tod zu entscheiden. Die Frau, deren Blut ich gerade von der Klinge getoischl habe, war jung. Zu jung, um all das getan zu haben, toas mir mein Auftraggeber über sic gesagt hatte. Aber - er wirkte so ehrlich; vielleicht hat er es sogar selbst geglaubt. Die Gedankenbilder der Menschen sind ein Gefüge aus so vielen Schichten, dass ich sie nicht durchdringen kann. Eigentlich sollte ich das doch inzwischen wissen.

Wenn ich es nur loswerden könnte, dieses Ding, das an mir klebt wie eine Saugschnocckc. Ich hatte es an mich genommen, um mich zu wehren. Zu einer Zeit, als ich noch nicht xousstc, dass es nicht nötig war. Nun scheint es mein Schicksal zu sein, dieses schmucklose Schwert mit der bläulichen Klinge. Ich habe damit getötet, zu oft, als dass ich noch zählen möchte. Was ist aus mir geworden?

Ich bin eine Kopfgeldjägerin. Es ist unnütz, wenn ich mir etwas anderes einredc.

Vielleicht kann ich das Schwert einfach verkaufen. In dieser Stadt gibt es genug Schmiede, viele Zwerge, die sich mit Metallen

auskennen. Ich betrete den erstbesten Laden, der ein Schild mit einem Amboss über der Tür hängen hat.

Die junge Frau mit den breiten Schultern, die vor einem Regal voller Waffen und Helme steht, grüßt mich freundlich. Als ich ihr das Schwert auf den Tisch lege, bekommt sie große Augen. Ihr offenes, schlichtes Gesicht ist mir sympathisch.

»Wollt Ihr das verkaufen?«, fragt sie. Ich nicke. Leider kann ich nicht höflicher zu ihr sein.

Sie ruft etwas in den Durchgang, der zur eigentlichen Schmiede führt. Das Hämmern, das den Laden bis jetzt erfüllt hat, verstummt, und ein Zwerg kommt herein. Er blickt auf die Klinge auf dem Ladentisch, und seine dunklen Augen beginnen zu leuchten. Dann sieht er mich an, mustert die verkratzte Lederrüstung und den schäbigen Umhang.

»Die Frau will ein Schwert verkaufen«, erklärt die junge Frau, und ich bestätige es mit einer Kopfbewegung.

»Habt Ihr es gefunden, oder ist es das Eure?« Der Zwerg hebt die Klinge behutsam auf und betrachtet sie von allen Seiten. Ich zucke die Schultern. Beides ist auf irgendeine Art richtig, aber wie soll ich es dem Schmied erklären?

Der Zwerg blickt mich aus zusammengekniffenen Augen an. Ich spüre eine Mischung aus Misstrauen und Respekt. »Alte Zioergenarbeit, aber für einen Menschen geschmiedet«, sagt er. »Da hatte jemand wohl einen sehr guten Freund unter meinen Vettern...« Er legt das Schwert wieder auf den Tisch.

»Die Klinge wird nicht stumpf oder rostig, wenn sein Besitzer daran gebunden ist. Und er kann es auch nicht verlieren... Wenn es nicht Euer Schnocrt ist, muss sein Eigentümer erst vor kurzem gestorben sein.« Der Blick des Zwergs wird schärfer. »Und wenn es Eure Beute ist, seid Ihr besser als Ihr ausseht.«

Selbst wenn ich noch sprechen könnte, wäre jede Erklärung zu viel. Ein Schulterzucken muss auch jetzt genügen. Aber der Schmied sieht mehr als mir lieb ist.

»Ich hoffe für Euch, dass Ihr nicht wisst, was Ihr hier gerade versucht. Wenn diese Klinge Euch gehört, wird sie zu Euch zurückkehren, selbst toenn Ihr sie in den Schlund eines Drachens

werft oder sie mir verkauft. Eine gute Möglichkeit, zu Geld zu kommen. Aber wenn Ihr es wüsstet, würdet Ihr Euch wohl kaum ausgerechnet an mich wenden.« Unter seinem dichten, braunen Bart lässt sich ein Lächeln erahnen. Ich habe keine Ahnung, wovon er redet. Ich will das Schmet nur loswerden. Nur langsam wird mir bewusst, was der Zwerg gerade gesagt hat: Es kehrt immer zurück.

Der Schmied sieht mir mein Entsetzen an. Er schüttelt den Kopf. »Nun, meine Dame, diese Klinge könnt ihr nicht verkaufen. Sie hat Euer Herzblut von Eurer eigenen Hand gekostet und gehört damit Euch. Vielleicht könnt Ihr einen von den Großen blenden, aber kein Angroscho loird sie Euch abnehmen.«

Er wendet sich ab und verschwindet wieder in seiner Schmiede, während ich das Schwert so beklommen und vorsichtig vom Tisch nehme, als loärecseine Schlange, die mich jederzeit beißen könnte.

In diesem Moment öffnet sich die Tür des Ladens und drei Männer treten ein. Lärmend und mit rauer Fröhlichkeit begutachten sie die angebotenen Rüstungen, die junge Frau beginnt über die Preise zu verhandeln. Gerade als ich gehen will, nehmen sie mich zur Kenntnis.

»He, kleine Frau, wohin mit diesem langen Schnert?«, fragt einer. »Ich kann dir ein längeres bieten, wenn du willst.« Erst das Lachen der anderen lässt mich den Satz verstehen. Wahrscheinlich war es nicht einmal böse gemeint, aber ich habe es satt, dieses Schnoerl, dieses Leben, diese Bemerkungen. Warum sieht nie jemand etwas anderes als die Klinge oder die Wölbungen in der Rüstung? Ist das wirklich alles, was ich bin? Voller Wut greife ich den Sprecher an.

Erst der entsetzte Blick des Mannes bringt mich dazu, innezuhalten. Die Spitze der Klinge ritzt seinen Hals, ein dünner Streifen Blut sickert in seinen schmutzigen Hemdkragen. Er ist nicht einmal dazu gekommen, sein eigenes Schwert zu ziehen. Mit einem Kopfschütteln, erschrocken über mich selbst, stecke ich die Waffe weg und wende mich ab.

Er leucht sich das Blut vom Hals. »Wirklich nicht schlecht, Mädchen.« Der Mann hat sich erstaunlich schnell gefangen. »Wir

suchen noch einen vierten Begleiter, so ein reicher Händler will ein paar Waren durch gefährliches Gebiet bringen. Habt Ihr gerade etwas Besseres vor?«

Warum eigentlich nicht ? Schlimmer wird es kaum werden können. An die groben Scherze sollte ich mich wohl gewöhnen, aber ich spüre keine Unehrllichkeit. Und außerdem hat er höflich gefragt. Ich lächle mühevoll und schüttle den Kopf. Vielleicht werde ich in der nächsten Zeit wenigstens nicht mehr so allein sein.

Die hohen Berge zur Linken warfen immer noch lange Schatten weit in den Dunst, der aus dem Wald stieg, als Feirin erwachte. Als er sich aus seiner Decke schälte, sah er Inisharca am Rand des Felsens stehen und auf das Bergpanorama starren, tiefen Schmerz im Blick. Ihre Kleider konnten noch nicht trocken sein, aber sie schien die Kälte nicht zu spüren. Der Drache lag noch immer eingerollt in ihrer Decke, wo er dicht an ihren Körper gedrängt den kleinen Teil der Nacht verbracht hatte, den er nicht über seine Begleiter gewacht hatte. Der Hexer nahm sich vor, demnächst ein wenig freundlicher zu ihm zu sein.

»Guten Morgen, Cara. Ist alles in Ordnung?«, fragte er die Frau, die ihn noch nicht bemerkt zu haben schien.

Inisharca zuckte zusammen, wandte aber den Blick nicht von den Gipfeln ab, die sich blau und grau aus dem sich weit an ihren Flanken emporziehenden Wald erhoben. »Ich habe das schon einmal gesehen«, sagte sie mit abwesender Stimme. »Das ist...«

Ihr fehlten die Worte. Wie sollte sie es Feirin erklären? Eigentlich müsste jetzt nur noch ein großer, goldener Drache auftauchen, der mit langsamen, majestätischen Flügelschlägen um die Spitze des rauchenden Berges kreiste, dessen scharf geschnittene Silhouette sich vor dem fast weißen Morgenhimmel abhob, dann würde das Bild exakt dem in ihrer Vorstellung entsprechen. Rechts der schroffe Gipfel, der fast wie eine warnend erhobene Hand aussah, auf der anderen Seite die gebeugte weiße Frau, in einen

Mantel aus Eis gehüllt. In ihrer Mitte, beide überragend, der Vulkan. Als sie das Märchen vom goldenen Drachen erzählt hatte, war Diarmait noch zu Hause gewesen.

Warum musste das immer wieder geschehen? Diesmal ging es nicht nur um den Namen eines erfundenen Helden oder die Idee einer Geschichte. Wie oft hatte sie einige Monde oder auch ein paar Götterläufe, nachdem sie sie sich ausgedacht hatte, von einem Barden oder einer Geschichtenerzählerin etwas Ähnliches gehört, und es für reinen Zufall gehalten. Es tat ihr zwar weh, festzustellen, dass ihre Ideen immer schon jemand anders gehabt hatte, aber die Kinder mochten ihre Geschichten trotzdem. Jedoch dieser rauchende Berg, den es bisher nur in ihrer Phantasie gegeben hatte, und auch die alte Gruft, von der sie *geivussl* hatte, dass sie schon lange keine Gefahr mehr bedeutete, weil ... Das hier war die Wirklichkeit, keine erdichtete Geschichte.

Sie schüttelte entschlossen den Kopf und drehte sich zum Hexer um, der sie besorgt ansah. »Es ist ein großartiger Anblick, wirklich. Wir sollten etwas essen und weitergehen, meinst du nicht auch? Ich wecke die kleine Kröte.«

»Diese Gegend ist wie geschaffen für eigenartige Gestalten«, verkündete Feueropal und streifte mit einem vielsagenden Seitenblick Feirin und seinen Stab. Seit Inisharca dem Drachen in den letzten 'lägen ein paar Zärtlichkeiten hatte zukommen lassen, hockte er nur noch auf ihrer Schulter. Aber Feirin beschwerte sich nicht. Einerseits war er froh, die zusätzliche Last in dem schwierigen Gelände nicht mehr tragen zu müssen, und zum anderen war ihm inzwischen endgültig klar geworden, dass sie auf Feueropal angewiesen waren.

»Lass den Jungen in Ruhe«, sagte die Frau und zerrte ihren Mantel aus den Dornen hervor, in die er sich verhakt hatte. »Oder gib wenigstens zu, dass du genauso eigenartig bist wie er, du flatternde Zunderbüchse.«

Der Drache gab ein beleidigtes Schnaufen von sich. Feirin grinste. Trotz des besseren Verhältnisses seiner beiden Begleiter war ihr Umgang miteinander nicht freundlicher geworden. Wenn Inisharca gute Laune hatte, konnte sie mindestens ebenso schimpfen wie der Drache. Aber der Tonfall der beiden klang nicht mehr so verletzend.

Schließlich endete der dichte, finstere Fichtenwald, in dem nur ab und zu ein Brombeergesträuch den weichen Teppich aus braunen Nadeln unterbrach, an einem scharfen Hang. Als hätte eine gewaltige Kraft die niedrigen Bergkuppen auseinander gerissen, lag eine schmale, tiefe Schlucht vor ihnen, an deren Grund Wasser rauschte. Auf der gegenüberliegenden Seite setzte sich der Wald fort, aber bis dahin waren es ein Dutzend Schritte leerer Luft. Vorsichtig trat Feirin an die Kante und spähte hinunter.

»Das sieht nicht so aus, als könnten wir runterklettern. Wenn wir ein Seil hätten, vielleicht.« Er zuckte die Schultern und richtete sich wieder auf. »Und auf der anderen Seite wieder nach oben zu kommen, wird noch schwieriger. Wie gehen wir weiter, bergauf oder bergab?«

Inisharca überlegte einen Augenblick. Es wäre ihr lieber gewesen, den Bergwald nicht zu verlassen, aber höher hinauf würden sie nicht weit kommen. Die steilen Hänge wirkten noch genauso unwegsam wie eh und je. Seufzend sagte sie: »Nach unten. Auch wenn wir da wahrscheinlich wieder in bewohnte Gegenden kommen. Ich habe kein gutes Gefühl dabei.«

»Vielleicht finden wir weiter unten eine Stelle, an der wir die Schlucht überqueren können«, erwiderte Feirin tröstend. Aber eigentlich wünschte er sich tief im Inneren, dass der Einschnitt noch lange weiter ging. Er fühlte sich wirklich sehr allein.

Plötzlich hob Feueropal den Kopf und zischte warnend. Die Menschen konnten zwar nichts Ungewöhnliches feststellen, aber der kleine Drache flog auf und bewegte sich vorsichtig und in der Deckung des überhängenden

Strauchwerks am Rand der Schlucht aufwärts. Feirin und Inisharca duckten sich unter die dornigen Zweige eines Busches.

»Was meinst du, was er...«, flüsterte die Frau, aber Feirin drückte ihr die Hand auf den Mund. Inzwischen hörte er es auch. Durch die Wände der Schlucht verzerrt und zurückgeworfen klang das Geräusch von Schritten, leisen Schritten, die sich weit unter ihnen bewegten. Irgendjemand kam sehr rasch näher, ging unter ihnen entlang und entfernte sich von den Bergen. So sehr er sich gewünscht hatte, Menschen zu treffen, spürte Feirin jetzt doch wieder Angst aufsteigen. Bestimmt gab es hier Räuber oder Schlimmeres. Und da unten liefen mindestens sieben Leute, eine Überzahl, mit der sie es trotz ihrer Fähigkeiten nicht aufnehmen konnten.

Feueropal kam genauso lautlos zurück, wie er aufgestiegen war. »Warten!«, zischelte er leise und spähte über den Felsrand. Der Hexer beugte sich tiefer umer die Brombeere Zweige, aber Inisharca hob vorsichtig den Kopf. »Das darf doch nicht...« Feirin zerrte sie zurück und hielt ihr wieder den Mund zu. Erst als von den Schritten nichts mehr zu hören war, ließ er die strampelnde Frau los.

»Bist du wahnsinnig?«, fuhr er sie leise an.

»Ja, genau.« Auch Feueropals Augen blitzten vorwurfsvoll.

Inisharca holte tief Luft. »Mag sein«, sagte sie, mühsam beherrscht. »Aber da unten schleppen ein paar Männer Kinder durch die Schlucht, gefesselt. Ihr könnt nicht erwarten, dass ich mir das einfach ansehe.« Damit drehte sie sich um und begann, vorsichtig die Wand hinunterzuklettern. Sie achtete nicht auf ihre Gefährten, sondern konzentrierte sich darauf, Lücken und Spalten in den Felsbändern zu finden. Irgendetwas schien ihr den Weg zu weisen, denn sie stieg mit einer traumwandlcrischen Sicherheit die Wand hinab, die vorher so unbezwingbar erschienen war. Feirin starrte ihr einen Augenblick hinterher, immer darauf ge-

fasst, dass sie abrutschen und mit einem hässlichen Geräusch zwanzig Schritt tiefer auf den Boden prallen würde.

»Sie *ist* wahnsinnig«, stellte der Hexer schließlich fest. Dann konzentrierte er sich und hoffte, dass seine Fähigkeiten ausreichten, den Zauber zu beherrschen, den ihm Enishe zwar beigebracht, den er aber noch nie ausprobiert hatte. Der Drache schüttelte nur verständnislos den Kopf, als auch Feirin sich über die Kante schob. Er flog hinterher und staunte. Vom Spinnenlauf hatte er zwar schon gehört, ihn aber noch nie gesehen. Als könne er sich mit Händen und Füßen an der Wand festsaugen, stieg Feirin schnell nach unten. Allerdings hielt er die Augen dabei fest geschlossen und öffnete sie erst, als er das Wasser des Baches am Grund der Schlucht in den löchrigen Stiefeln spürte.

Die Frau brauchte erheblich länger, aber sie kam ebenfalls sicher an. Erst jetzt merkte sie, dass die anderen schon unten waren. Inisharca lächelte überrascht, aber ihre Augen waren so hart und dunkel, dass Feirin fast Angst vor ihr bekam. »Ihr könnt gerne hier bleiben«, sagte sie mit tiefer und entschlossener Stimme. »Ich gehe jedenfalls weiter.«

Dann folgte sie mit langen Schritten dem schmalen Streifen neben dem Bach, sich nicht um das Gestrüpp kümmernd, das den Mantel endgültig in Fetzen riss. Feirin und Feueropal warfen sich einen kurzen Blick zu, dann landete der Drache auf der Schulter des Hexers und sie folgten ihrer Gefährtin.

Der Thg war schon weit fortgeschritten, als sich die Schlucht zu einem runden Kessel erweiterte, der von dichtem Farn und meist dornigen Sträuchern überwuchert war. Der Bach war unter dem Gestrüpp nicht zu erkennen, aber sein munteres Murmeln hallte von den steilen Wänden wider.

Feirin und Feueropal war es unterwegs gelungen, Inisharca, die ohne Pause gelaufen war, davon zu über-

zeugen, nicht gleich unüberlegt loszustürmen, wenn sie die Gruppe vor ihnen eingeholt hätte. Sie halte zwar nichts erwidert, aber jetzt hockte sie trotzdem gut versteckt zwischen den Ästen eines Haselstrauchs und beobachtete das kleine Lager, das am Rande des Kessels unter einem überhängenden Fels aufgeschlagen war.

»Vielleicht ist das alles ganz anders als du denkst«, flüsterte Feirin, fing sich aber nur einen bitterbösen Blick ein. Die Szene war wirklich kaum fehlzudeuten. Mit ledernen Seilen aneinander gebunden saßen fünf Kinder von höchstens einem Dutzend Sommern, drei Mädchen und zwei Jungen, an die harte Felswand gelehnt. Drei Männer in dunkler Kleidung, braun gebrannt und offensichtlich kampferprobt, standen aufmerksam um sie herum und beobachteten die Ränder des Kessels, zwei andere kümmerten sich um ein kleines Feuer, das kaum Rauch entwickelte. Der sechste gab kurze, leise Befehle in einer Sprache, die nicht einmal Feueropal kannte. Inisharca konnte von ihrem Platz aus die Gesichter der Kinder sehen und wunderte sich. Auf ihren dunklen Zügen zeigte sich keine Spur von Einschüchterung oder Angst, nur Wut war zu erkennen, die sie sicherlich schmerzhaft an den Stricken zerren ließ. Der Anführer ging auf sie zu, beugte sich herab und sagte etwas zu einem der Mädchen, das ein geflochtenes Stirnband trug, dabei riss er ihr ledernes Hemd auf, so dass die kleinen, gerade knospenden Brüste sichtbar wurden. Das Mädchen sah den Mann abschätzig an und spuckte ihm zielsicher ins Gesicht.

»Reicht euch das jetzt?« Inisharca hatte Mühe, ihre Stimme zu dämpfen. »Ich weiß zwar nicht, was sie mit den Kindern Vorhaben, aber ich denke, das sind Sklavenjäger!«

»So einen Angehörigen eines wilden Bergvolkes als Sklaven halten zu wollen, ist fast genauso sinnlos wie eine Wildkatze zu zähmen«, gab Feueropal ungefragt seine Meinung zum Besten. »Aber es soll ja im Süden Leute geben, die so etwas reizvoll...«

»Halt's Maul!«, zischte die Frau zurück und tat genau das, was Feirin die ganze Zeit befürchtet hatte. Gerade als der Mann in den Ausschnitt des Mädchens greifen wollte, stürmte Inisharca los, den scharfzahnigen Dolch fest umklammernd.

Ihre Dummheit und sein schlechtes Gedächtnis verfluchend lief Feirin hinterher. Wenn ihm doch nur das Wort einfallen würde, das den auf dem Stab liegenden Zauber aktivierte! Er drehte den Stab in der Hand und warf ihn auf einen der überraschten Männer; dann riss er sich ein Haar aus, verknötete es im Lauf und warf es zur Seite. Wenigstens konnte er die Kinder aus dem ungleichen Kampf heraushalten; der Hexenknoten wäre für die Gegner hoffentlich nicht zu überwinden. Dann stürzte sich der Hexer in das Handgemenge und griff nach dem wild zuschlagenden Stab. Die zusammengesunkene Gestalt eines dunkel Gekleideten, aus dessen Kehle Blut spritzte, und die Schreie der von blauen Funken getroffenen Männer ließen ihn hoffen, dass es eine Möglichkeit gab, diese Auseinandersetzung wenigstens zu überleben. Feueropal schrie warnend etwas von oben. Als Feirin sich umwandte, krachte es dumpf, und vor seinen Augen wurde es dunkel.

Inisharcas Wut und damit auch die Funken hatten sich verbraucht. Sie lag auf dem felsigen Boden, ein schweres Knie drückte ihr Handgelenk nach unten. Das andere wurde von einer harten Hand festgehalten. In der rechten Wade klopfte es heiß, aber eigenartigerweise schmerzte der tiefe Schnitt nicht, der sie zu Fall gebracht hatte. Das Gesicht des Mannes, der über ihr hockte, füllte ihr ganzes Blickfeld aus. Überdeutlich sah sie die Poren auf der Nase, das einzelne Haar, das auf seiner Wange wuchs, und den Speichelfaden zwischen seinen grinsenden Lippen. Sie hatte es wenigstens versucht, sagte sie sich, schade nur, dass Feirin ... Inisharca versuchte zu hören, was auf der

anderen Seite des Tals vor sich ging, aber in ihren Ohren rauschte es so laut, dass sie nichts anderes wahrnahm als ein dumpfes Pochen. Erst nach einer Ewigkeit stellte sie fest, dass es ihr eigener Pulsschlag sein musste, unendlich langsam.

Das war also das Ende. Finnabirs Pferd würde unvollendet an der Wand hängen bleiben, Diarmaits Briefe, die sie zwar mühevoll lesen, aber nicht beantworten konnte, würden auf dem Regal verstauben. Der kleine Garten würde endgültig verwildern, falls Eran nicht eine andere Frau fände, die sich darum kümmerte. Dass ihm das nicht schwerfallen würde, brachte sie zum Lächeln.

Der Mann hob das lange Messer - und sackte plötzlich zur Seite. Inisharca runzelte verwirrt die Stirn, aber bevor sie überhaupt dazu kam, sich zu fragen, was geschehen war, schob sich das Gesicht eines anderen Mannes in ihr Blickfeld, ebenso dunkel und hart, nur noch wilder. Er hob eine schwere Keule, als ein heller Ruf ihn unterbrach. Inisharca wandte den Kopf in die gleiche Richtung wie er und sah das Mädchen mit dem Stirnband auf sie zulaufen, die Hände ohne Fesseln vorgestreckt.

Jetzt wäre eigentlich der richtige Moment, um ohnmächtig zu werden wie die feinen Damen, dachte Inisharca. Aber wie immer, wenn sie so etwas dachte, geschah es nicht. Der Mann streckte ihr die Hand hin und zog sie auf die Beine. Unter seinem struppigen Bart war etwas wie ein Lächeln zu erahnen. Im nachlassenden Licht sah Inisharca den Hexer, der von ein paar wilden Gestalten umringt, aber noch am Leben war. Als das Bein wieder unter ihr nachgab, ließen sie Feirin durch. Dann verschwamm doch endlich alles in einem wohligen Dunkel.

13. Kapitel

Feirin fühlte sich immer noch unwohl, und wenn er Inisharca betrachtete, die nach ein paar Augenblicken wieder zu sich gekommen war und sich jetzt ein mühevolltes Lächeln abrang, ging es ihr ebenso. Sie waren kaum etwas anderes als Gefangene, auch wenn sie im Gegensatz zu den zwei überlebenden Männern in der dunklen Kleidung nicht gefesselt waren. Von dem Drachen war nichts zu sehen, aber Feueropal hatte sich schon immer versteckt, wenn andere Menschen in der Nähe aufgetaucht waren. Der Hexer glaubte, sich an einen kleinen Feuerstoß während des Kampfes zu erinnern, aber er war sich nicht sicher. Nur bei dieser eigenartigen Abenteuergruppe hatte der Drache keine Scheu gezeigt.

Während die beiden am Rande des Kessels saßen und Inisharcas Wunde und Feirins dicke Beule an der Schläfe versorgten, wurde im Inneren des Runds offensichtlich ein Fest vorbereitet. Vom Rand des Felsens wurde Holz herabgeworfen, zwei Männer brachten ein totes Reh einen versteckten Weg hinunter und begannen, es abzuhäuten. Ein kleiner Mann, der einen Bärenfellumhang trug, saß auf einem Stein und blies auf einer langen Flöte, als wollte er für einen Auftritt proben.

Eine Frau mit lockiger, schwarzer Mähne, in die Fellstreifen geflochten waren, sagte etwas und warf ihnen im Vorbeigehen ein kleines, in Blätter gewickeltes Päckchen zu. Der herbe Duft brachte Inisharcas Augen zum Leuchten. »Heilkräuter! Sie scheinen uns wirklich nicht als Feinde zu betrachten. Wenn du ein bisschen mithilfst, ist die Sache morgen vergessen, und wir können weiter.«

Der Hexer war sich nicht so sicher, dass die Wilden, wie er sie empfand, sie einfach so ziehen lassen würden. Das Mädchen mit dem Stirnband hatte seinen Leuten wohl inzwischen von dem missglückten Rettungsversuch

erzählt, aber trotzdem hatte Feirin das Gefühl, in ein verbotenes Gebiet eingedrungen zu sein. Und wenn er die in Lederkleidung und grob gewebte Tücher gehüllten Menschen betrachtete, deren Waffen zum größten Teil aus poliertem, schwarzem Stein bestanden, würden sie Eindringlinge in ihr Revier ebenso behandeln wie ein Wolfsrudel das tun würde. Ein paar finstere Blicke und unfreundlich klingende Bemerkungen in ihre Richtung ließen jedenfalls auf nichts Gutes schließen. Wenn er wenigstens ein Wort verstehen würde ...

Inzwischen war die Praiosscheibe untergegangen, und die Leute hatten auf einer unbewachsenen Fläche ein Feuer entfacht. Die Flammenhöhe ließ vermuten, dass sie sich sehr sicher fühlten. Die zwei Dutzend Männer und Frauen hockten sich in einem weiten Ring um das Feuer. Ein Mann, dem drei Finger an einer Hand fehlten, zog Feirin und Inisharca in den Kreis. Erst wollte sich der Hexer wehren, aber seine Gefährtin legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter.

»Wir sollen nur Zusehen«, sagte sie leise. Und wirklich, als sie den Ring erreicht hatten, rückten die Krieger auseinander und wiesen auf den Boden. Feirin bemühte sich um ein freundliches Lächeln, als er sich setzte, aber niemand beachtete die beiden mehr.

Die schwarzhaarige Frau trat in den Kreis und begann zu sprechen. Es schien sich um die Anklage zu handeln. Ihre Stimme wurde stetig lauter und erregter, immer wieder unterbrachen die Zuhörer sie mit zustimmenden Rufen und Beifall, der mit den Steinäxten auf den Boden geklopft und auf ein paar Fell bespannte Trommeln geschlagen wurde. Schließlich streckte sie gebieterisch die Hand aus; ihre Augen funkelten so wild, dass Feirin und Inisharca froh waren, dass sie nicht in ihre Richtung zeigte.

Der Kreis öffnete sich, und der eine Überlebende der Kindesentführer wurde von zwei Kriegern hereingeschleift. Sein Gesicht war geschwollen und er konnte sich

nicht mehr auf den Beinen halten, obwohl seine Wächter mehrfach versuchten, ihn hinzustellen. Im Kreis wurde ein verächtliches Murmeln laut. Schließlich ließen die Krieger den stöhnenden Mann liegen und setzten sich wieder.

»Ich schätze, das wird keine schnelle Hinrichtung«, flüsterte Feirin Inisharca zu.

»Ich weiß, ich weiß. Aber er hat es verdient, oder?« In ihrer Stimme klang ein Hauch Unsicherheit mit. »Er hat schließlich ihre Kinder entführt. Wenn es meine wären...«

Die Trommeln wurden geschlagen und mit wildem Geschrei sprangen von verschiedenen Seiten die fünf Kinder über die Sitzenden hinweg. Inisharca zuckte nicht nur vor Überraschung zusammen. Im Schein des Feuers war in den jungen Gesichtern eine Entschlossenheit und Grausamkeit zu lesen, die nicht im Geringsten kindlich war. Aber der Mann reagierte immer noch nicht.

Die Kinder umkreisten ihr Opfer, beschimpften und traten es. Sie schienen dem Mann ziemlich genau auszumalen, was sie mit ihm vorhatten, denn sein Stöhnen schlug langsam in ein hysterisches Wimmern um; er krümmte sich zusammen und versuchte, seinen Kopf mit den Armen zu schützen, um den Tritten zu entgehen. Dann sprang der kleinste Junge plötzlich vor, und Feirins entsetztes Stöhnen ging in den Rufen der anderen und dem Schrei des Verurteilten unter. Mit einer Axt, die viel zu groß für ihn zu sein schien, hatte der Junge dem Mann einen Fuß abgeschlagen. Den anderen Fuß brach eines der Mädchen mit einer großen Keule. Dann arbeiteten sich die Kinder nach oben.

Feirin sah nicht mehr hin. In dem begeisterten Lärm hörte er neben sich Inisharca immer wieder vor sich hinflüstern: »Wenn es meine gewesen wären...«, aber er wagte nicht, die Augen zu öffnen, um zu sehen, ob sie auf den Richtplatz schaute. Es dauerte scheinbar eine Ewigkeit, bis das Röcheln des Mannes verstummte.

Erst als er die Stimme der großen Frau wieder hörte, hob Feirin vorsichtig die Lider. Der Platz vor dem Feuer war

leer, bis auf einen großen, verwischten, dunklen Fleck. Inisharca saß kerzengerade und sehr bleich an seiner Seite. Aber ihr Gesicht war grimmig und hart, sie schien nicht so betroffen zu sein wie er.

»Ist das nicht... entsetzlich?«, fragte er.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Zuerst vielleicht«, antwortete sie. »Aber findest du so etwas wie einen Scheiterhaufen menschlicher? Er hat es verdient und er war ein Feigling. Und so wie er aussah, war er nicht das erste Mal auf einem solchen Raubzug.«

Sie sah dem Hexer ins Gesicht. »Natürlich gefällt mir das nicht, aber es ist gerechter als so manches andere.«

Das Raunen der Zuschauer unterbrach sie, als der zweite Mann in den Kreis geführt wurde. Obwohl er ebenfalls einige Schläge abbekommen hatte, ging er aufrecht zwischen den Wächtern. Er grinste herausfordernd und erst beim zweiten Hinsehen erkannte Inisharca den Anführer der Bande. Es wunderte sie, dass sie sich das Gesicht, das so dicht über ihrem gewesen war, nicht besser eingeprägt hatte, aber von dem Kampf waren ihr nur unzusammenhängende Einzelheiten im Gedächtnis geblieben.

Wieder schlugen die Trommeln, und wieder sprangen die Kinder mit einem wilden Ruf in den Kreis. Diesmal trat jedoch das Mädchen mit dem Stirnband vor die anderen und sagte etwas, das wie eine Herausforderung klang. Die anderen Kinder zogen sich zurück, und das Mädchen umkreiste den Mann, der sie um zwei Köpfe überragte, mit katzenartigen Schritten. Das zerrissene Hemd hatte sie nicht gewechselt, und der unverhüllte Anblick ihres Oberkörpers riss den Mann zu einer Bemerkung hin, die das Mädchen erstarren ließ.

Sie warf den stählernen Dolch, der einem der Toten gehört hatte, zu Boden und richtete sich hoch auf. Nach einem kurzen Blick in die Runde sprang sie plötzlich unvermittelt los, zur Seite und dann nach oben. Der Mann, der erwartet hatte, dass die Kleine ihn von vorn angreifen

würde, schrie erschrocken auf, als er sie auf seiner Schulter spürte, die Hände in seinen Haaren verkrallt. Er bemühte sich, sie abzuschütteln, aber ohne Erfolg. Sie klammerte sich an ihm fest und senkte ihren Kopf zu seinem Hals. Der Mann sank mit einem gurgelnden Schrei auf die Knie. Triumphierend, das Gesicht rot beschmiert, sprang das Mädchen von dem Sterbenden weg. Aus der aufgebissten Schlagader quoll stoßweise helles Blut, und begeisterte Rufe brandeten auf.

Diesmal musste sogar Feirin zugeben, dass es auf eine gewisse Art gerecht zugegangen war, auch wenn ihm der Anblick des verblutenden Mannes unangenehm war. Dieser hätte sich jedenfalls noch wehren können, wenn er nicht so überheblich gewesen wäre.

Inisharca lächelte, als sie seinen Gesichtsausdruck richtig deutete. »Nicht sehr zivilisiert, aber besser, stimmt's?«

Der Hexer nickte bloß, dann bemühte er sich krampfhaft, sich nicht zu übergeben.

Der Tote wurde vom Platz gezogen. Einige Leute machten sich daran, das Reh über das Feuer zu hängen, andere ließen Lederschläuche kreisen. Die Hinrichtung wich wirklich einem fröhlichen Fest, in dem das Mädchen mit dem Stirnband im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand. Feirin nahm an, dass es sich um eine Art Zeremonie handelte, mit der sie in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen wurde, aber sicher war er nicht. Das Ganze kam ihm vor wie ein eigenartiger Traum. Er dankte, als er ein Stück halbrohes Fleisch in die Hand gedrückt bekam, und nahm den Schlauch an, der eine säuerliche, alkoholhaltige Flüssigkeit enthielt. All das schien in weiter Entfernung zu sein.

Schließlich begann der kleine Mann mit dem Bärenfell eine klagende Melodie zu spielen. Nach und nach fielen die Trommeln ein, und etwa die Hälfte der Männer und Frauen begann einen Tanz um das Feuer.

Inisharca starrte mit leuchtenden Augen auf die Gestalten, die sich schwarz vor den Flammen abhoben. Sie hatte

ein paar tiefe Schlucke aus dem Schlauch genommen und Feirin fürchtete, dass es etwas zuviel gewesen sei. Sie sagte kein Wort, zog die zerfetzten Stiefel aus, stand auf und ging auf die Tänzer zu, ohne auf den noch nicht verheilten Schnitt Rücksicht zu nehmen.

Im ersten Augenblick war der Hexer peinlich berührt, als sich seine Gefährtin einfach unter die Tanzenden mischte. Ihr kleiner runder Körper wirkte plump zwischen den schmalen und gleichzeitig muskulösen Gestalten, die zu den Trommelklängen um das Feuer sprangen. Doch seine Beklemmung wich Erstaunen, als er sah, wie sich die Frau bewegte. Zuerst imitierte sie mit anfangs zögernden Schritten den Tanz der Männer und Frauen, die sie freundlich in den Kreis einluden. Aber nach und nach nahm sie den Rhythmus völlig in sich auf und wandelte ihn in weichere Bewegungen um. Nicht nur der junge Hexer staunte, auch die Tänzer wichen einer nach dem anderen von Inisharca zurück, die mit geschlossenen Augen die breiten Hüften wiegte, die Füße nach dem Takt der Trommeln setzte und die Hände kreisen ließ. Schließlich war sie die Einzige, die noch tanzte, aber sie sah es nicht.

Einer der Männer flüsterte Feirin etwas zu, so leise, als wolle er die Konzentration der Frau nicht unterbrechen. Der Hexer verstand zwar immer noch nichts, aber er glaubte so etwas wie Bewunderung in der Stimme zu hören. Für einen Moment schoss ihm eine Erinnerung durch den Kopf. Vor ewigen Zeiten hatte ihm Enishe einmal voller Verachtung erklärt, dass es Gegenden gebe, in denen Frauen nach Gewicht an ihre zukünftigen Männer verkauft würden. Und Inisharca war sicherlich mindestens zwei Kamele wert... Aber sofort schämte er sich für diesen Gedanken. Der Mann neben ihm starrte die tanzende Frau lächelnd an.

Als die Musik aufhörte, dauerte es einige Augenblicke, bis Inisharca in die Wirklichkeit zurückfand. Ihre Wangen brannten, und sie senkte den Kopf, als sie an die Seite des

Hexer zurückkehrte. Ein neuer Tanz begann, aber sie sah nicht wieder auf. Die Situation schien ihr ausgesprochen peinlich zu sein.

»Entschuldige bitte«, sagte sie leise. »Ich weiß auch nicht, was in mich gefahren ist. Die Musik...« Sie zuckte die Schultern. »Ich suche mir ein ruhiges Eckchen, ich bin müde.«

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, humpelte sie zum dem Gesträuch, unter dem ihr dürftiges Gepäck liegen geblieben war.

Feirin schüttelte wieder einmal den Kopf über seine seltsame Begleiterin. Sie merkte nicht einmal, dass ihr einige Augenpaare voller Wohlgefallen folgten. Noch erstaunlicher als ihr Benehmen fand der Hexer allerdings die Tatsache, dass die Männer, die gerade blutigen Grausamkeiten Beifall gezollt hatten, Inisharcas unausgesprochenen Wunsch, allein gelassen zu werden, spürten und respektierten.

Das Fest ging weiter, es wurde getanzt und gesungen, gegessen und getrunken, bis das Mädchen mit dem Stirnband vieldeutig lächelnd den Krieger mit den abgerissenen Fingern an der Hand nahm und zwischen die trockenen Farnblätter zog. Das Pärchen wurde mit ein paar Rufen ermuntert, dann machten sich die anderen lachend daran, die Reste des Festmahls einzusammeln und sich anschließend ebenfalls Schlafplätze zu suchen.

Vielleicht lag es an dem Trank, von dem er noch einige Schlucke genossen hatte, dass Feirin die Leute nicht mehr als so grausam empfand. Sie waren sicherlich wild, aber irgendwie ehrlicher und geradliniger als eine Menge Leute, die er von zu Hause kannte.

Er stand auf und wollte gerade nach Inisharca sehen, als die schwarzmähnige Frau ihm in den Weg trat, ein Angebot im Blick. Sie stemmte die Fäuste in die Hüften und sagte etwas, das der junge Mann nicht anders verstehen konnte als eine Aufforderung, seine Fähigkeiten auf einem etwas anderen Schlachtfeld zu beweisen. Er lächelte wissend und folgte ihr.

Die Reste des Holzstoßes waren in sich zusammengesunken, als der Hexer, vorsichtig über Schlafende steigend, zu Inisharca ging. Er grinste zufrieden. Am Rand des Tals stand ein Schatten mit einem Speer im Licht des Mondes. Seit langem hatte Feirin sich nicht so wohl und sicher gefühlt. Vielleicht sollte er doch darüber nachdenken, in der Gegend zu bleiben.

Die Frau hatte sich am Rand der Felsen in ihre Decke gerollt und murmelte, wie so oft, im Schlaf unverständlich vor sich hin. Feirin strich ihr beruhigend über die Wange, aber sie drehte sich nur stöhnend auf die andere Seite. Wärest du doch noch geblieben, dann würdest du jetzt auch besser schlafen können, dachte er, dann hüllte er sich in seine Decke und schlief sofort ein.

Wir sollen im Hof des Herzogs auf die Entlohnung warten. Die Kiste voller Perlen, die wir hierher gebracht halten, ist mehr loert als wir jetzt bekommen werden, und die paar Münzen wiegen die drei Toten nicht auf. Die anderen, die Überleitenden, lehnen sich müde an die Säulen; der ~~Wet~~ war lang, anstrengend und gefährlich. Immer noch kann ich diese Menschen nicht verstehen. Für eine Hand voll Tand, der nicht einmal ihnen gehört, setzen sie ihr Leben aufs Spiel. Tsadan hatte mir erklärt, dass sich das auf Dauer lohne und meistens nicht sonderlich riskant sei. Jetzt bleichen seine Knochen irgendwo in einer Bergspalte.

Was tue ich hier eigentlich? Dieses Denken werde ich utahrscheinlich nie verstehen, ebenso ivenig wie dieses riesige Haus mit den vielen Säulen, Türmen und Fenstern, in dem nur ein halbes Dutzend Menschen lebt, während hinter der hohen Mauer andere auf der staubigen Straße schlafen.

Aber ich bin immer noch neugierig; der Garten mit den exakt beschnittenen Bäumen ist zu eigenartig, als dass ich ihn mir nicht ansehen wollte. Warum machen die Menschen so etwas? Die Büsche erinnern mich irgendwie an eine meiner ersten Rüstungen - sic war zu eng. Ob die Pflanzen sich auch so fühlen? Alter vielleicht halten sic sich auch daran gewöhnt, genau wie ich.

Hinter einer der sehr geraden Hecken dringt ein bekannter Geruch auf mich ein - die Luft schmeckt nach Salzwasser. Ich schiebe mich durch die Zweige und blicke auf ein tiefes Becken, das von einem Dach auf zierlichen Säulen vor dem Sonnenlicht geschützt ist. Und in dem Becken schwimmt eine Frau. Ich bleibe überrascht und entsetzt stehen.

Schwester, was ist mit dir? Erkennst du mich nicht?

Die Blauschöne starrt mit leerem Blick durch mich hindurch. Natürlich sehe ich nicht mehr so aus wie damals, aber meine Gedanknbilder müsste sie doch kennen.

Aililayal reagiert nicht. Das Becken, in dem sie treibt, ist aus weißem Marmor, die Fugen schimmern golden. Sie haben ihr ein laar winzige bunte Fische in das Wasser gesetzt, die sich kaum bewegen und aussehen, als würden sie auch bald sterben. Ihre Augen sind von dem viel zu hellen Licht getrübt; sie haben keine Möglichkeit, sich zwischen Korallen oder Steinen zu verstecken. Alles hier ist hell und glatt und gerade.

Erst als meine Stiefel fast das Wasser berühren, wird mir bewusst, dass ich weitergegangen bin, während ich versucht habe, Aililayals Gedanken zu erreichen. Ich setze mich an den Beckenrand und tauche meine schmerzenden Füße ins Wasser. Nicht einmal diese Bewegung, die die Fische verscheucht, scheint sie zu spüren. Sie liegt auf dem Rücken, einen Spann unter der Oberfläche, und starrt nach oben, als ob ich nicht hier wäre. Ihr Haar, silbern und blau wie Schnee auf hohen Bergen, fließt in geschnungenen Wellen um ihren glatten, schlanken Körper.

Schwester, was tust du hier, und wie geht es dir? Wie lange bist du schon hier? Hast du jemals Berge gesehen, Berge, die fest sind und so blau wie dein Haar? Soll ich dir von ihnen erzählen? Warum...? Schwester, was sehen deine Augen dort oben am bemalten Dach?

Sie reagiert immer noch nicht, so heftig ich auch versuche, ihr meine Gedanken zu übermitteln. Ich habe nicht den Eindruck, dass sie sie abwehrt, nein, meine stummen Fragen gleiten durch sie hindurch wie... wie meine schwimmhautlosen Zehen durch das Wasser.

Die kleinen, bunten Fische schwimmen wieder durch das Becken; sie bewegen schwerfällig die Flossen. Sie werden wirklich bald sterben.

Spürst du das nicht, Aililayal?

Langsam dreht sie sich in meine Richtung und sieht mich verständnislos an. Das tiefe Blau ihrer Augen ist verhüllt; wie bei den kleinen Fischen liegt ein weißer Schleier über den Pupillen. Das Einzige, was ich spüre, ist leichte Irritation und tiefe Trägheit. Tränen der Wut steigen mir in die Augen, aber ich unterdrücke sie.

Eigentlich müsste ich jetzt aufspringen und die Säulen des Daches zerschmettern, müsste meine verlorene Schwester in die Arme nehmen und zum weit entfernten Meer tragen. Ololo würde sich bestimmt um sie kümmern. Dann müsste ich zurückkehren und mit meinem treuen Schnoert diesen Herzog und seine Familie zerstückeln und den Mast den Bettlern auf der Straße schenken und... Eigentlich...

Ich bleibe am Beckenrand sitzen und sehe das Wesen an, das einmal meine Schwester war. Vielleicht sollte ich sie töten, dann hätte sie es hinter sich. Aber ich rühre mich nicht. Ihr Blick hat sich wieder von mir abgewandt; meine Anwesenheit war nur eine kurze Störung ihres Dahintreibens. Mein Zorn löst sich in den trägen Wellen auf.

Was kann ich wirklich tun? Würde es etwas ändern? Würde es dir wenigstens für einen Augenblick helfen, Aililayal? Wäre diese Welt auch nur für einen kurzen Moment besser?

Mein rechter Mundwinkel hebt sich zu dem Grinsen, das die Menschen inzwischen zynisch genannt haben. Nichts kann ich machen.

Als Ragnar nach mir ruft, stehe ich auf, nehme die Stiefel und gehe zwischen den Hecken zurück zu den anderen, ohne mich umzudrehen. Der nächste Auftrag ist sicherlich schon abgesprochen. Irgendwelche Dinge müssen an irgendeinen anderen Ort gebracht werden.

Du hast es besser getroffen, Schwester. Du spürst inzwischen nicht mehr, dass du gefangen bist.

Als Feirin und Inisharca erwachten, waren die Wilden verschwunden. Sie hatten ein Paket mit Trockenfleisch und grobem Mehl zurückgelassen. Der Hexer lächelte leicht, als er an die schwarzhaarige Frau dachte, doch dann fiel ihm endlich wieder ein, was ihnen hätte geschehen können, wenn die wilden Krieger sie als Feinde betrachtet hätten. Aber es war noch einmal gut gegangen.

»Wie lange habt ihr noch gefeiert?«, fragte Inisharca, während sie an einem zähen Streifen Fleisch kaute. Sie schien nachdenklich zu sein. Feirin, der sie aufheitern wollte, erzählte von den Blicken, die ihr nach dem Tanz gefolgt waren und seinen Gedanken dazu. »Ich habe schon überlegt, ob ich dich dalassen soll.«

In diesem Augenblick tauchte Feueropal aus einer Felspalte auf, zog eine Schleife über den beiden und kicherte. »Sie hätten dir ein rüdiges Pony gegeben. Sie hatten sie oben stehen, richtig edle Tiere.«

Inisharca lachte schallend. »Ein Glück, dass ihr mir das nicht zu einem anderen Zeitpunkt erzählt habt«, sagte sie. »Ihr wisst, es gibt läge, da kann ich so etwas nicht ertragen.«

»Es war wirklich nicht böse gemeint.« Trotz ihres Lachens hatte Feirin ein schlechtes Gewissen. »Was war eigentlich los mit dir?«

»Wenn ich das so genau wüsste. Wahrscheinlich habe ich zu viel getrunken. Manchmal tue ich dann Dinge, für die ich mich hinterher schäme.«

»He, du warst wirklich gut, Cara«, versuchte Feirin sie aufzumuntern. Aber er erntete nur ein verlegenes Grinsen und die Bitte, nie wieder davon zu reden.

Kurz darauf stiegen sie das unter Schlingpflanzen versteckte Felsband hinauf, auf dem die Wilden in das Tal gekommen waren. Oben im Wald deutete nichts darauf hin, dass in den letzten Tagen überhaupt ein lebendiges Wesen vorbeigekommen war, wie Feirin anerkennend feststellte.

Wenigstens waren sie jetzt auf der anderen Seite der Schlucht. Vorsichtig setzten sie ihren Weg am Rande des Gebirges fort.

Die Hügel und Wälder an der Reichsstraße lagen in frischem Grün, die ersten Schmetterlinge gaukelten über die Wiesen. Die Spurensuche in Gareth hatte lange gedauert, aber Praiogreif war zufrieden, dass sie überhaupt zu einem Ziel führte. Vor allem Ritter Ungborn hatte eine schier unendliche Geduld gezeigt, als er sich durch die Armenviertel fragte.

Seit die Götterlosen die Kaiserstadt verlassen hatten, gaben sie sich offensichtlich keine Mühe mehr, sich zu verbergen. In kleinen, billigen Gasthäusern an der Straße waren sie gesehen worden. Die beiden waren wohl zu sicher, dass sie bei dem Abstecher durch den Reichsforst ihre Verfolger abgeschüttelt hatten. Jetzt näherten sie sich Ragath und hatten keinen halben Tag Vorsprung mehr. Allerdings befürchtete Praiogreif, sie unter den vielen Leuten, die nach dem Ende des Winters unterwegs waren, zu übersehen, also ritt er langsam, obwohl ihm und seinem Begleiter auf der Straße ehrfürchtig Platz gemacht wurde. Die prüfenden Blicke, die er auf die Reisenden warf, ließen einige verlegen zu Boden blicken, andere blieben sogar erstarrt und zitternd stehen. Praios, der alles sieht, weiß weshalb, dachte der Inquisitor, lächelte schmal und wandte sich nicht mehr nach den Sündern um.

»Der Sonnenfürst ist mit uns«, sagte der Bannstrahler und wies nach vorn. Nur noch hundert Schritte entfernt wanderten die beiden, die sie seit Monden verfolgten, langsam am Rand der Straße, als hätten sie keine Eile.

Endlich war er am Ziel! Praiogreif dankte dem Götterfürsten, während er sein Pferd antrieb. Endlich würde er die beiden ihrer gerechten Strafe zuführen und vielleicht sogar ihre Seelen retten ... Doch wieder meldeten sich die leisen Zweifel, die ihn schon lange plagten. Was, wenn er,

ein fehlbarer Mensch, an irgendeiner Stelle einen Fehler gemacht hatte?

Ritter Ungborn war sich seiner Sache jedoch völlig sicher und ritt die beiden fast nieder, während er sie im Namen Praios' und mit gezogenem Schwert zum Halten aufforderte. Erschreckt ließen sie ihre schweren Bündel fallen und warfen sich in den Straßenstaub. Als der Inquisitor sie erreichte, sah er schon an Ungborns Gesicht, dass etwas nicht so war, wie es sein sollte.

Einige Passanten waren stehen geblieben und versuchten, aus sicherer Entfernung einen Blick auf den ungewöhnlichen Vorfall zu erhaschen, während der Inquisitor vom Pferd stieg und sich fragte, weshalb ihn Praios so prüfte. Die beiden Leute, die mit vor Angst verzerrten Gesichtern vor ihnen auf dem Boden knieten, waren nicht die Gesuchten. Sicher hatte die Frau rotes Haar und der junge Bursche die Statur des entflohenen Hexers, aber damit erschöpften sich auch schon die Ähnlichkeiten.

»Hebt Euren Plunder auf und kommt von der Straße herunter«, sagte Praiogreif schließlich in barschem Ton. »Wir müssen mit Euch reden.«

Mit zitternden Händen rafften die Leute die Bündel auf und stolperten unsicheren Schrittes hinter Praiogreif her, der die Zügel dem Bannstrahler in die Hand gegeben hatte und einen kleinen Hügel am Rand der Straße umrundete. Hr musste seinen Irrtum nicht noch vor Publikum ausbreiten. Ritter Ungborns Gesicht war von Enttäuschung gezeichnet, als er mit einer herrischen Handbewegung die Gaffer verscheuchte und dann seinem Vorgesetzten und den erbärmlichen Gestalten folgte.

Die Pferde knabberten zufrieden an den jungen Grashalmen, während der Inquisitor mit auf dem Rücken verschränkten Armen in die leuchtende Praiosscheibe starrte, die sich langsam dem Horizont zuneigte.

Der Bannstrahler konnte seine unterdrückte Wut nicht

länger beherrschen. »Verzeiht, Herr...«, begann er vorsichtig und beendete seine ziellose Wanderung am Fuß des Hügels.

Praiogreif sah ihn fragend an. Der Ritter straffte sich und stellte die Frage, die ihm auf dem Herzen brannte, seit der Inquisitor der Frau nach vielen strengen Fragen eine Münze in die Hand gedrückt und die beiden fortgeschickt hatte. »Warum seid Ihr so sicher, dass es keine Täuschung war? Ihr wisst doch, dass Hexen ihre Gestalt für einen Betrachter verändern können. Vielleicht war es aber auch eine Ablenkung, die beiden vorzuschicken, um...« Erschrocken hielt Ungborn inne. Wieso stellte er immer wieder Entscheidungen Höhergestellter in Frage? Er wusste, dass er wegen dieser Anmaßung nie weiter aufgestiegen war in der Hierarchie des Ordens. Später würde er sich dafür strafen müssen.

Der Inquisitor lächelte jedoch, als hätte er nichts anderes von ihm erwartet. »Ihr seid klug, Ritter«, sagte er. »Aber auch Ihr müsstet es bemerkt haben. Dieser Bursche und seine Mutter hätten uns niemals täuschen können. Und sie hatten nicht die geringste Ahnung von denen, die wir suchen. Wir sind wahrscheinlich seit Gareth auf der falschen Spur. Und trotzdem glaube ich, dass uns unser Herr Praios nicht völlig in die Irre geleitet hat.«

Der Bannstrahler nickte zustimmend, aber er wunderte sich. Keine Rüge wegen seines unangemessenen Verhaltens, keine Zurechtweisung wegen seiner Frage ... Das plötzliche Lachen des Inquisitors, ein völlig ungewohntes Geräusch, brachte ihn endgültig aus der Fassung.

»In Eurem Gesicht kann man lesen wie in einem Buch, wenn man Euch ein wenig kennt«, sagte Praiogreif. »Ihr denkt zuviel nach, das ist Euer Fehler und Eure Stärke. Bisher habt Ihr Euch bei der Jagd oft auf Euer Gefühl verlassen. Was sagt es Euch jetzt? Und was denkt Ihr?«

Der Bannstrahler überlegte einen Moment. Seine Wut hatte sich gelegt, und jetzt gewann die Klarheit, um die er

sich immer bemühte, wieder die Oberhand. Dieser Inquisitor schien der Erste zu sein, der sowohl seine Intuition als auch seine Überlegungen anerkannte. Das war eine vollkommen neue Erfahrung. Der Vorwurf der Feigheit, den er ihm im Reichsforst gemacht hatte, hörte endlich auf zu schmerzen.

»Ihr habt Recht, sie waren es nicht«, erwiderte Ungborn schließlich. »Mich quält vor allem die Enttäuschung über unseren Rückschlag. Aber ich bin mir trotzdem nicht sicher, ob die beiden, die Ihr fortgeschickt habt, nicht Schuld auf sich geladen haben.«

Praio greif nickte. »Sie haben nicht mehr Verfehlungen begangen als die meisten Menschen auf Dere. Wenn Ihr das wirklich Böse aufspüren wollt, erinnert Euch an den TUrM. Dort haben wir die Dunkelheit gespürt, die zu bekämpfen unsere Aufgabe ist. Und jetzt suchen wir uns erst einmal ein Quartier für die Nacht, dann sehen wir weiter.«

Ungborn neigte ergeben den Kopf. Irgendetwas an dem Inquisitor hatte sich verändert und er war sich nicht sicher, was er davon halten sollte.

14. Kapitel

Als Ungborn und Praiogreif die Schänke betraten, verstummten fast alle Gespräche. Aber nur fast. An einem der runden Tische in der Ecke redeten ein paar Leute unge-
nert weiter, obwohl mindestens zwei von ihnen zur Tür
geblickt hatten, als sie sich öffnete.

Der Inquisitor runzelte die Brauen und wollte gerade einen strafenden Blick in die Ecke werfen, als ihm plötzlich klar wurde, dass es das erste Mal seit langer Zeit war, dass er eine völlig normale Unterhaltung erlebte. Schweigend bedeutete er dem Ritter, sich mit ihm an einen der Tische zu setzen. Die vier Männer, die dort saßen, standen rasch auf und verließen gesenkten Blickes die Taverne, nachdem sie dem Wirt ein paar Münzen in die Hand gedrückt hatten. Der löste sich aus seiner Erstarrung, kam zu den Neuan-
kömmlingen und fragte mit einer tiefen Verbeugung nach ihren Wünschen. Seine Stimme zitterte.

Während Ungborn Wasser und etwas zu essen bestellte, grübelte Praiogreif über sein eigenartiges Gefühl nach. Er hatte es immer für Respekt gehalten, wenn ihm beim Be-
treten eines Raumes Stille entgegengeschlagen war. Doch jetzt erst wurde ihm klar, dass es eher Furcht war. Sicher-
lich hatte jeder, der hier saß, irgendwann einmal etwas getan, was dem Götterfürsten missfallen haben musste. Aber es konnten zum größten Teil nur Kleinigkeiten sein, wie er es vorhin dem Ritter erklärt hatte, oder? Der Inqui-
sitor fühlte sich aus dem Leben der Menschen ausgeschlossen, ein Gefühl, das ihm bisher nicht bewusst gewesen war. Dann erinnerte er sich an etwas, das er schon geglaubt hatte, vergessen zu haben. Der kleine Junge, der er einmal gewesen war, hatte sehr darunter gelitten, immer aus dem Spiel der anderen ausgeschlossen zu sein. Praiogreif ver-
scheuchte die bitteren Erinnerungen an seine Kindheit, über die er schon lange hinweggekommen war.

Die lärmende Gruppe am Ecktisch fühlte sich offensichtlich sicher, obwohl die Leute nicht so aussahen, als würden sie immer ein praiosgefälliges Leben führen. Praiogreif warf nun doch einen genaueren Blick in die Richtung, aber mehr neugierig als tadelnd.

Seine Selbstbeherrschung hinderte ihn daran, zurück-zuzucken. Aus der Ecke sah ihn ein Paar dunkelblauer Augen so intensiv an, als könnten sie ihm unter die Haut blicken. Der Elf, dem die Augen gehörten, lächelte leicht und neigte den Kopf zu einem Gruß. Trotz seiner Herkunft schien er nicht den geringsten Hauch von Scheu gegenüber dem Inquisitor zu haben. Dabei ließ seine Kleidung darauf schließen, dass er schon lange genug unter Menschen lebte, um die Einstellung von Vertretern der Praioskirche zu seinem Volk zu kennen.

Die anderen am Tisch achteten jedoch nicht auf den Beobachter. Ein Thorwaler und ein Zwerg waren augenscheinlich damit beschäftigt, sich gegenseitig unter den Tisch zu trinken. Vor den beiden stand eine lange Reihe von gefüllten Gläsern, von denen sie nach ein paar ausfallenden Bemerkungen jeweils eines nahmen und den Inhalt hinunterstürzten. Zwei Männer und eine Frau schauten teils schmunzelnd, teils kopfschüttelnd zu.

Unvermittelt stand der Elf auf und ging direkt auf den Inquisitor zu. Eine Verbeugung andeutend, sagte er mit melodischer Stimme: »Lasst uns an einem ruhigeren Ort reden.« Dann verließ er den Raum.

Praiogreif sah dem Mann nach. Erst als Ungborn erstaunt fragte: »Was habt Ihr vor?«, wurde ihm bewusst, dass er sich schon halb erhoben hatte. Dieser Elf musste irgend etwas mit ihm angestellt haben, aber eigentlich dürfte doch kein Zauber bei ihm Wirkung zeigen.

»Bleibt hier sitzen«, befahl Praiogreif dem Bannstrahler, dessen Blick sich verfinsterte. Dann folgte er dem Elfen.

Aufrichtigkeit war eine der elementaren Eigenschaften des Inquisitors, so tief in ihm verankert wie sein Glaube.

Und in dieser Aufrichtigkeit auch sich selbst gegenüber war ihm endlich bewusst geworden, dass es kein Zauber war, der ihn hinaustrieb, sondern seine Neugier.

Fast hätte Praiogreif den Elf übersehen, der hinter der Pferdekoppel auf seinen Fersen hockte und den Sonnenuntergang beobachtete, so unauffällig war dessen graue Kleidung. Der Inquisitor stellte sich neben den schlanken Mann, der ihm so fremd war, und versuchte, sich selbst zu begreifen. Lange Zeit herrschte Schweigen.

»Ihr seid auf der Suche«, stellte der Elf schließlich leise fest.

»Ja«, erwiderte Praiogreif, obwohl ihm klar war, dass sein eigenartiger Gesprächspartner keine Antwort erwartet hatte.

»Wisst Ihr denn, was Ihr sucht?«, fragte der Elf und sah mit seinen durchdringenden Augen zum Inquisitor auf.

Praiogreif öffnete den Mund, dann dachte er eine Weile nach. Die vordergründige Antwort war nicht ganz die richtige, wie ihm klar wurde. Dieser Elf ... Nein, es war keine Magie im Spiel, aber der Blick brachte den Inquisitor dazu, genauer zu überlegen.

»Ich denke, wir sind auf der Suche nach der Wahrheit«, sagte er schließlich.

»Welcher Wahrheit?«, setzte der Elf in ruhigem Tonfall nach.

Entrüstung stieg in Praiogreif auf und ließ seine Hand zum Sonnenzepter fahren. Es gab nur eine einzige Wahrheit, die des Herrn Praios! Natürlich war von jemandem wie diesem ... Spitzohr, der nicht einmal an einen der Zwölfe glaubte, kaum etwas anderes zu erwarten! Er sollte jetzt gehen oder seinem Auftrag, Dere von götterlosen Umtrieben zu befreien, sofort und hier nachkommen.

Doch Praiogreif rührte sich nicht, auch wenn er selbst nicht verstand, warum. Der Elf, der ihn ungerührt beobachtet hatte, nickte.

»Ich will Euren Glauben nicht in Frage stellen. Aber vielleicht gibt es so viele Wahrheiten wie es Wesen auf dieser Welt gibt. Wenn es Euer wirkliches Ziel ist, die Wahrheit eines anderen zu finden, dann versucht, so wie derjenige zu denken und zu fühlen.«

Der Inquisitor dachte über die Worte des Elfen nach, der seiner Rede offensichtlich nichts mehr hinzufügen wollte. Sie schienen zwischen dem ketzerischen Unsinn etwas Richtiges zu enthalten, das ihm bisher noch nie bewusst geworden war. Er ging nachdenklich zurück zum Wirtshaus. Ritter Ungborn würde sicherlich ungehalten sein, dass er sich ausgerechnet mit einem Elfen unterhalten hatte.

Als Andarias an den Ecktisch zurückkehrte, waren Eirik und Zenax mit schweren Zungen wieder bei ihrem Dauerstreit über Äxte angekommen. Der Trinkwettbewerb hatte wieder mal keinen Sieger gefunden, diesmal, weil der Wirt sich geweigert hatte, den beiden noch mehr Branntwein zu servieren. Er hatte wohl Angst um sein Mobiliar.

Latu sah den Elf aus schmalen Augen an. Die vielen Falten in seinem Gesicht brachten Bedenken zum Ausdruck. »Meinst du, dass das klug war, mit so einem zu sprechen? Der andere Mann sah fast so aus, als wollte er euch mit gezogenem Schwert folgen.«

Der Nivese wies mit einer unauffälligen Geste zu dem 1'isch, an dem Ungborn und Praiogreif saßen. Die beiden Männer unterhielten sich so leise, dass kein Wort zu verstehen war, aber Andarias nahm den aggressiven Unterton des gezischelten Gespräches wahr. Er zuckte mit feinem Lächeln die Schultern, eine sehr menschliche Geste.

»Du kennst mich doch, mein Freund«, sagte er. »Dieser Gottesmann braucht Hilfe.« Andarias hob die Hand, um einen Einwurf seines Gefährten abzuwehren.

»Weißt du, wenn man es ohne Vorurteile betrachtet, ist er dir sehr ähnlich. So wie du entsetzliche Visionen hattest,

die dein Weltbild nach und nach zerstören, hat auch er ein paar Dinge erlebt, die ihn irgendwann an seinem Glauben zweifeln lassen werden. Dieser Mann ist zu ehrlich und er will zu viel wissen. Es sind bisher nur ein paar winzige Teilchen, die von seinem Gedankengebäude abgesplittert sind, aber es werden mehr werden. Wenn er versucht, die Bruchstücke wieder zusammenzusetzen, wird ihm das Bild, das dabei entsteht, nicht gefallen. Und es wird wie immer viel komplizierter werden ...«

Latu zog kurz die Schultern hoch, als hätte ihn etwas Eiskaltes berührt.

»Das Gleiche hast du damals auch über mich gesagt«, mischte sich Rondriane mit scharfem Tonfall in das Gespräch. »Kannst du denn in die Zukunft sehen? Und denkst du wirklich, dass du so viel klüger bist als wir alle?«

Das helle Lachen Andarias' wirkte so fehl am Platze, dass die wenigen, leisen Gespräche in der Schänke für einen Moment vollends versiegten. Eine Mischung aus feindseligen und verwunderten Blicken traf den Elf.

»Ach, Rosenohr«, sagte er zu der Kämpferin, deren Gesicht bei dieser Anrede so hart wie der Stahl ihres Schwerter wurde. »Nein, ich bin überhaupt nicht klüger. Ich hatte nur ein paar hundert Sommer mehr Zeit, die Scherben meines Bildes zusammenzufügen. Und ich bin immer noch nicht fertig damit. Was diesen Mann betrifft - ich habe einfach so ein Gefühl. Er hat immerhin freiwillig mit mir gesprochen.«

»Langsam könntest du dir aber eine neue Beschreibung einfallen lassen«, erwiderte Rondriane nach einer gedankenschweren Pause schief grinsend und nahm einem tiefen Schluck aus ihrem Bierkrug. »Bilder, Scherben ... Immer das Gleiche.«

Tenebis lachte auch. »Stimmt. Und wenn du so redest, müssen wir fast befürchten, dass du ihn ebenso einlädst mitzukommen, wie du uns überredet hast. Dabei haben wir schon genug Probleme, miteinander auszukommen.«

»Das wohl!« Eirik schlug wütend auf den Tisch, dass die Krüge sprangen. »Dieser Kurze ist nicht zu ertragen.«

Zenax schmunzelte in seinen Bart. Für dieses Mal hatte er wohl das Wortgefecht, auf das die anderen schon lange nicht mehr achteten, gewonnen.

Andarias warf einen Blick auf Praiogreif und Ungborn, deren Gespräch ruhiger geworden war. »Nein, er ist noch lange nicht bereit, sich aus seinen gewohnten Bahnen zu befreien und sich auf die wirkliche Suche zu machen. Aber vielleicht begegnen wir uns später noch einmal.«

Damit stand er auf und verließ den Gasträum, um die Nacht wie immer im Freien zu verbringen. Seine Gefährten sahen ihm entsetzt und sprachlos nach. Dieser Elf war noch verrückter als sie bisher angenommen hatten. Er hatte den Scherz des Al'Anfaners ernst genommen - er würde wirklich einen Inquisitor mitnehmen.

Diese Oberflächenbeiwohner sind anders als die anderen, die ich bisher getroffen habe. Sie sehen nicht so aus, als hätten sie irgendxoo ein SchutzFcstHaus oder ein ObenSchwimmHaus, und außerdem sind sie verschiedener, als ich mir je vorstellen konnte.

Einer ist so kurz wie ein Kleines, aber viel breiter, und langes Haar bedeckt sein Gesicht. Er beivocgt sich klirrend, sein Oberkörper ist von GlänzendSchwerSchuppcn bedeckt, und er trägt eine breite Waffe. Die anderen scheinen große Menschen zu sein, aber trotzdem sind sie sonderbar. Die Frau ist schmallenggroß, sie ist in ein graues Geioand gehüllt, das ihren GestaltFonnKörper verdeckt. Sic trägt einen Stab, olnoohl sie sich nicht darauf stützt wie der alte FangNetzMacher aus dem Dorf. Dunkle, glatte Haare fallen weit über ihren Rücken. Einer der großen Männer ist ebenso schmallenggroß, aber er wirkt eher wie ein VielZahn-Räuber, schnell und gefährlich. Und dann ist da noch ein Mann, etwas größer als der andere und breiter in den Schultern.

Dieser Mann ist etwas ganz Außergewöhnliches. Sein Gesicht ist von Haar überwachsen, alfer kürzer als bei dem Kleinen. Scharf Linien sind in seine Haut eingegraben. Er betvegt sich so ge-

schmeidigschnellweich wie einer von unserem Volk, und dennoch kontrolliert er seine Bewegungen, als würde er keinen Muskel anspannen, ohne zu überlegen. Ich habe das Gefühl, als hätte er so viel Kraft in sich wie ein RieseFreundSänger in seiner SchivanzSchlagFlosse, aber er lässt sie nicht nach draußen. Eigenartig. Auch seine Gedankenbilder sind anders. Klarer erkennbar als bei anderen Menschen und gleichzeitig verschleiert. Er verbirgt etwas, und das macht mich noch neugieriger. Angestrengt versuche ich, mehr zu finden. Ich spüre StolzundTrauerWissen-undZweifclStärkcundFesscln. Mir fällt ein Tanz dazu ein, der schmerzt.

Als er sich auf die Klipfte setzt und in die untergehende Fern-FeuerKugel schaut, verstecke ich mich. Ich fürchte, dass mich seine grünen Augen trotz der Entfernung finden.

Was ist los mit mir? Dreimal ist es dunkel und hell geworden, und ich folge der Gruppe in sicherer Entfernung. Ich bin Gott-VaterFreund dankbar dafür, dass sie an der WasserLandGrenze bleiben, belausche ihre Gespräche, beobachte ihre Verrichtungen. Sic scheinen wirklich kein SchutzFestHaus zu haben, lagern unter den GlHzerLichtPunkten ohne ein Dach, zoas selten ist bei den Oberßächenbewohnern.

Langsam bin ich mir sicher, dass es mehr ist als Neugier, toas mich treibt. So viel Geduld halle ich selten und noch nie so viel Angst, dass etwas aus meinem Blickfeld verschwindet. Die letzte Dunkelzeit habe ich am KinderSpielSchutz verbracht. Ich habe auf die Kleinen aufgepasst und dabei ging mir das Gesicht des Mannes nicht aus dem Kopf. Werden meine GedankenGefühle-Empfindungen jetzt so verworren wie die der Oberflächenbewohner?

Ehe ich mir klar darüber bin, tuns ich heute machen will, bin ich schon wieder an der WasserLandGrenze. Die vier sind nicht mehr da. Etwas in mir schmerzt, schlimmer als die Berührung des GrauFlossenFreundes. Was ist das nur? Ich weiß es nicht, aber ich folge der WasserLandGrenze bis zum Dorf, das ich schon einige Male besucht habe. Da sehe ich wenigstens die Frau wieder.

Ihr langes, graues Gewand toirkt fremd zwischen den Fetzen, die die Fischer tragen. Aber wo ist er?

Als ich ihn im Gespräch mit der Frau des FangNetzMachers sehe, fühle ich mich plötzlich so leicht wie eine RundScliön Blase, die zur Oberfläche tanzt. Ich habe ihn nicht verlorettl Vorsichtig versuche ich, seine Empfindungen zu spüren.

Im Gegensatz zu den letzten Tagen ist er heute fröhlicher. Die Frau hat eine Erinnerung in ihm wachgerufen, eine freundliche Erinnerung an seine Kindheit. Die Fischcrin ähnelt einem flüchtigen Bild in seinem Gedächtnis, das aber so stark ist, dass ich es kurz wahrnehmen kann. Sein Lächeln, das unter seinem Gesicht-SchwarzHaar fast unsichtbar ist, trifft mich wie ein Strahl der FernFeuerKugel.

Ich schwimme hinter die FestHinausBerge, die das Dorf vor den SchaumSchlagSpitzen schützen, bevor mich die Kleinen der Menschen entdecken, die so neugierig sind wie ich. Langsam heben und senken mich die ObenWellenBerge, während ich mir vorstelle, wie schön es wäre, dieses Lächeln öfter zu sehen. Vielleicht, wenn ich so aussehen könnte wie die Frau in seiner Erinnerung ... Ich stelle mir vor, wie es wäre, mit ihm auf dem Land zu wandern, mit ihm zu sprechen, für ihn zu tanzen.

So ein Unsinn! Kichernd schüttle ich den Kopf. Ich sollte mir ein neues Spiel ausdenken und nach den Kleinen sehen.

Als ich unter die Oberfläche zurückkehren will, fühle ich mich inerkwürdigschwersteif. Und ich kann nicht mehr atmen! Voller Panik schlage ich um mich und sehe, dass mein Körper sich verändert hat, breitrundschwach geworden ist. Meine Haut ist blass-rosafremd, langrotschweres Haar verstrickt in meinen Fingern, zwischen denen die Häute fehlen. Was ist nur geschehen? Ich kämpfe mich wieder an die Oberfläche, bunte Flecken flimmern in meinem Blick. Zum Glück ist die WasserLandGrcnze nicht weit, mühevoll und schwer ziehe ich mich auf die kantigen Steine, die mir die Haut zerschneiden. Während ich das Wasser, das sonst meine Welt erfüllte, kräczend und schmerzvoll aus den Lungen huste und versuche zu begreifen, wird mir plötzlich schwarz vor Augen.

Die dunkle, zvarnte Stimme, die mich xueckt, lässt mich alles andere vergessen. Ich verstehe zwar nur einen Teil der Worte, aber die Gedankenbilder ergänzen die Sprache.

»Tessana, gib deinen Mantel her und tu etwas, die Kleine ist fast ertrunken. Vielleicht ist letzte Nacht in der Nähe ein Schiff untergegangen. Jedenfalls können wir sie nicht hier liegen lassen. Wisst ihr, was eigenartig ist? Sie sieht aus wie meine große Schwester, die vor zwei Dutzend Götterläufen gestorben ist. Vorhin habe ich noch an sie gedacht...«

Mitten in der Nacht schrak Ardo hoch. Etwas Grauererregendes hatte ihn geweckt, aber er war sich nicht sicher, ob es nur ein böser Traum gewesen war. Angestrengt starrte er in die Dunkelheit des kleinen Zelt. Irgendetwas stimmte nicht, aber er konnte es nicht fassen.

Plötzlich hörte er es wieder; ein Pferd schrie schrill in Todesangst und gleichzeitig wurde ihm klar, was innerhalb des Zeltes gefehlt hatte - das leise Atmen Yassias. Wölfe, dachte Ardo und sprang auf, um seiner unangenehmen Partnerin beizustehen.

Yassia stand reglos mit verschränkten Armen vor dem Zelt und starrte in die Nacht. Im blassen Licht des Madamalss lag ihre braune Stute mit aufgerissener Kehle in nur wenigen Schritten Entfernung, aber die Magierin beachtete den Kadaver nicht.

»Was...«, begann Ardo, doch das Geräusch, das sich nun näherte, verschlug ihm die Sprache. Sie hatte es getan!

Zwei große Hunde, auf deren Fell ein bleicher Schimmer zu liegen schien, trabten auf die Halbelfe zu und blieben kurz vor ihr stehen. Ihr Knurren klang drohend und hatte einen underischen Klang, der Ardo erbeben ließ. Die riesigen Köpfe mit den breiten Kiefern wandten sich zu ihm um und vier grün leuchtende Augen starrten ihn mit unverhohlener Gier an.

»Karmanthi«, sagte Yassia und nahm Ardos Zittern mit Genugtuung zur Kenntnis. »Ihr kennt so etwas?«

Der Magier riss sich zusammen. »Selbstverständlich«, antwortete er der Halbelf. »Ich habe schon mit Schlimmerem gearbeitet.«

Das Knurren änderte die Tonlage, aber Ardo hatte sich wieder unter Kontrolle. Die Höllenhunde durften nichts von seinem Erschauern spüren, das war ihm klar.

»Ich hoffe, Ihr seid Euch klar darüber, was es an Kraft kostet, sie über längere Zeit zu beherrschen. Und die Pferde...«

»Pferde nutzen uns hier am Kaschtulswall überhaupt nichts, mein Lieber. In diesem Gelände werden wir zu Fuß besser vorankommen. Und Ihr habt Recht, *ich* kontrolliere sie«, sagte Yassia und lächelte kalt. »Deshalb bin ich auch nicht in der Lage, mich um die Ausrüstung zu kümmern; Ihr werdet verstehen, dass Ihr sie werdet tragen müssen. Wenn Ihr es wünscht, könnt Ihr noch ein wenig schlafen, ich lasse meine Freunde inzwischen nach der Spur suchen. Ihr werdet sehen, wie schnell es geht.«

Ardo hätte noch so einiges zu sagen gehabt. Zum Beispiel musste selbst Yassia ab und zu ausruhen, und was die Dämonen dann daran hindern sollte, etwas Unkontrolliertes zu tun, wusste er nicht. Außerdem war ihm nicht klar, wie sie die Höllenhunde davon abhalten wollte, die Bäuerin zu zerfleischen und mit Haut und Haar zu vertilgen, wenn sie sie aufgespürt hatten. Auf einen Stein würden sie wohl kaum Rücksicht nehmen.

Aber Yassia hörte auch nicht auf ihn, wie Ardo bewusst war. Entweder er beschwor etwas noch Mächtigeres, wozu er durchaus in der Lage war, auch wenn seine Begleiterin nichts von seinen besonderen Fähigkeiten ahnte, oder aber er fügte sich zähneknirschend in die Situation. Einstweilen...

Der Fluss, dem die Flüchtlinge fast einen halben Mond lang gefolgt waren, hatte sich mit einem anderen, größeren vereinigt. In den kleinen Siedlungen am Ufer waren sie

gastfreundlich aufgenommen worden, zumindest im Verhältnis zu ihrer abgerissenen Erscheinung. Inisharca schämte sich fast, als sie daran dachte, wie schroff sie zu Hause die meisten Bettler abgefertigt hatte. Ein Kanten trockenes Brot oder ein paar übriggebliebene Kartoffeln, dann sollten sie das Dorf möglichst schnell wieder verlassen. Nur einmal hatte sie eine magere Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arm, das erbärmlich hustete, zum Aufwärmen in die Küche gebeten, weil die beiden sie an ihre Kindheit erinnerten. Und prompt warein paar Praiosläufe später der kleine Diarmait schwer krank geworden. Damals war sie fürchterlich wütend gewesen und Eran hatte sie für ihre Vertrauensseligkeit gescholten. Aber wenn sie jetzt daran dachte - sicherlich war das Kind zu Boron gegangen, und Diarmait hatte überlebt.

In dieser Gegend schienen die Leute freundlicher und mitleidiger zu sein. Inisharca und Feirin bekamen oft eine warme Mahlzeit. Ab und zu durften sie sogar in einer Scheune oder einem Bootsschu|>pen übernachten. Trotzdem fühlte sich Inisharca nicht ganz wohl dabei. Einerseits fiel es ihr schwer, zu betteln, zumal sie sich seit ihrer frühesten Jugend durch ihre Arbeit selbst versorgt hatte, zum anderen fürchtete sie in den bewohnten Landstrichen stärker, entdeckt zu werden.

Feirin dagegen war froh, wieder unter Menschen zu sein. Insgeheim war er auf der Suche nach einer seiner Schwestern, aber bei keiner der in Frage kommenden Frauen hatte er das nur für ihn und seinesgleichen sichtbare rötliche Leuchten in den Augen entdecken können.

Jetzt waren sie schon einen Tag lang auf der breiten und gut ausgebauten Straße am rechten Ufer des größeren Flusses unterwegs. Feirin hätte gern endlich gewusst, wo sie sich befanden, aber er wagte nicht, jemanden zu fragen, um nicht aufzufallen. Sie waren nicht die einzigen Bettler, die zwischen den Reisenden gingen, aber sicherlich die

unerfahrensten. Am Abend, als der Verkehr auf der Straße nachließ, suchten sie sich einen kleinen Überhang an einem Hügel, um die noch kühle Nacht wenigstens halbwegs windgeschützt zu verbringen. In dem kleinen Gasthaus eine halbe Meile vorher waren sie abgewiesen worden; den Platz im Hühnerstall hatte bereits ein Streuner besetzt, der als Entgelt für das Nachtlager den Gästen ein paar komische Geschichten erzählte. Wahrscheinlich würde es sogar für eine Mahlzeit reichen.

»Ich werde es wohl nie lernen«, seufzte Inisharca, als Feueropal die trockenen Zweige in Brand gesetzt hatte. »Der Kerl hat sich einfach den Leuten aufgedrängt, und sie fanden es auch noch witzig.«

»Du kannst doch ganz nett singen. Warum hast du es nicht versucht?«, fragte Feirin.

Inisharca zuckte mit den Schultern und versuchte, ihre zerrissene Hose sauber zu reiben. »Ich kann das nicht. Wenn jemand mich um etwas bittet, ist es in Ordnung. Oder wenn ich sehe, dass jemand Hilfe braucht. Aber sonst ... In den Dörfern war es einfacher.«

Das Magenknurren des Hexers begleitete sein Nicken. »Mir geht es auch so. Nicht einmal einen Angelhaken haben wir, sonst könnten wir uns wenigstens einen Fisch aus dem Fluss ziehen.«

Der Drache, der bisher geschwiegen hatte, gab ein »Pffft« von sich. Dabei stieg Dampf aus seinen Nüstern.

»So was von unselbstständig!«, sagte er nörgelnd. »Ich kann euch ja wieder ein paar Mäuse besorgen. Aber...«

Ein ängstliches Wiehern hinter dem Hügel unterbrach ihn; die Menschen sprangen erschrocken auf.

Vom Fluss her stürzte ein Pferd in ihre Richtung, die Augen angstvoll aufgerissen. Inisharca griff beherzt nach dem herunterhängenden Zügel, der offensichtlich gerissen war, und stemmte die kräftigen Beine in die Erde. Trotzdem wurde sie ein Stück mitgeschleift, bis das Tier endlich behebend stehen blieb und nur noch wild den Kopf schüttelte,

um die Last loszuwerden. Feirin versuchte, den Blick des Pferdes auf sich zu lenken, und senkte langsam die erhobenen Hände, eine Bewegung, die wie ein Streicheln wirkte.

Zu Inisharcas Erstaunen entspannte sich das Tier sofort. Es senkte den Kopf, als würde es fast einschlafen, und das Beben der Muskeln ließ nach. Bewundernd stellte die Frau fest, dass es ein edles Pferd sein musste. Im Lichte der schmalen Mondsichel wirkte das Fell wie mattes Metall; die Fesseln waren so schmal, dass Inisharca sich fragte, ob es wohl einen Menschen tragen konnte. »Was hast du ...«

Vom Wasser her ertönte ein lautes Fluchen, dann hörten sie schnelle Schritte die Böschung heraufkommen. Feueropal verkroch sich nach einem Seitenblick auf das Pferd unter den Resten von Feirins Umhang.

»Ihr kennt Euch wohl gut mit Pferden aus«, begrüßte sie ein gut gekleideter, untersetzter Mann mit einem gewaltigen, schwarzen Schnauzbart. »Ich hätte nicht geglaubt, dass jemand in der Lage ist, sie so schitell zu beruhigen.«

Inisharca trat rasch auf ihn zu und drückte ihm die Zügel in die Hand; dabei hoffte sie, dass der Mann ihr entschuldigendes Lächeln auch in diffusem Licht erkennen konnte. Wenn er sie jetzt für Diebe halten würde... Doch der Mann tätschelte dem Pferd den Hals und flüsterte ihm fast zärtlich etwas zu, dann wandte er sich an Feirin und Inisharca.

»Mein Name ist Jacopo Cavazaro, Handelsherr auf der besten und schönsten Straße Aventuriens, und ich möchte Euch ganz herzlich für die Rettung meiner teuren Freundin danken.« Er verbeugte sich formvollendet. »Ich denke, Ihr habt Euch eine kleine Belohnung verdient. Es ist zwar schon spät, aber darf ich Euch zu einem Becher edlem Wein einladen? Folgt mir doch einfach.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, führte Jacopo die Stute zu einem Schiff, das am Ufer vertäut lag. Es schien ein breiter Lastkahn mit geringem Tiefgang zu sein, und das Pferd war offensichtlich fast die einzige Fracht. Nur ein

paar Fässer und Kisten waren noch am Bug des Kahns vertäut, der bei dieser geringen Beladung heftig schaukelte. Der Mann verknüpfte die Zügelenden und befestigte sie dann an einem in der Bordwand eingelassenen Ring, neben einem Eimer mit Wasser und einem flachen Trog voller Hafer. Das Pferd begann ruhig zu fressen und Jacopo schüttelte erstaunt den Kopf.

»Kommt erst mal an Bord. Ich weiß zwar nicht, was Ihr mit der Schönen gemacht habt, aber so friedlich war sie schon lange nicht mehr.«

Er winkte den beiden, die noch am Ufer standen. Inisharca blickte unentschlossen auf das schwankende Brett, das das feuchte Ufer mit dem Schiff verband.

»Ich... ich kann nicht schwimmen«, murmelte sie schließlich, während Feirin einfach über den schmalen Streifen Wasser sprang.

»Darf ich Euch behilflich sein, meine Dame?«, fragte Jacopo und reichte der Frau die Hand. Inisharca holte tief Luft und wagte sich dann vorsichtig auf das Brett. Dabei stellte sie fest, dass die Hand des Mannes fest und schwielig war, fast wie die Erans. Als sie das Holz des Decks unter den Füßen spürte, gelang es ihr nur mit Mühe, ein Lachen zu unterdrücken. Handelsherr...

Jacopos scharfen Augen entging das Zucken ihrer Mundwinkel nicht und er begann dröhnend zu lachen, sodass die Stute erschrocken den schmalen Kopf hob. Feirin trat wieder zu ihr und wiederholte die Geste. Wieder senkte das Tier den Kopf und schien die Umgebung nicht mehr wahrzunehmen.

»Das ist wirklich gut, mein Freund«, gluckste Jacopo fröhlich. »Darf ich Euch jetzt in mein bescheidenes Domizil bitten? Vielleicht kann ich sogar noch mehr für Euch tun, als Euch einen Wein anzubieten.«

Damit wies er auf die Kajüte, die auf dem hinteren Drittel des Decks stand. Inisharca, die ihr Kichern jetzt nicht mehr unterdrücken konnte, und Feirin, der über die Reaktion

des Mannes auf die offensichtliche Demonstration seiner Fähigkeiten sehr erstaunt war, traten durch die schmale Tür.

Das Innere der von einer von der Decke baumelnden Öllampe beleuchteten, kleinen Hütte versetzte die beiden noch mehr in Erstaunen. Der Holzboden war mit einem Teppich bedeckt, auf dem ein mit einer schweren, roten Decke verzierter Tisch stand. Drei Hocker standen daneben, ein Krug und ein halb gefüllter Zinnbecher zeigten deutlich, wobei Jacopo durch die Flucht der Stute gestört worden war. An den Wänden hingen fein gewebte Tücher in farbenfrohen Mustern zwischen schmalen Schränken, sogar ein Spiegel war in einer Ecke befestigt. Während die beiden sich setzten, holte Jacopo aus einem der Schränke weitere Becher und füllte sie aus dem Krug. Der Duft des schweren Rotweins brachte Feirins Augen zum Leuchten.

»Trinkt, meine Freunde. Und dann sagt mir doch endlich, mit wem ich die Ehre habe.« Jacopo hob den Becher und stürzte den Inhalt in einem Zug hinunter.

»Das ist Inisharca, und mein Name ist Feirin. Wir sind ... Reisende aus Greifenfurt, die leider in ein paar missliche Umstände geraten sind. Wir sind sehr erfreut, Eure Bekanntschaft zu machen.«

Der Hexer hob den Becher mit einem freundlichen Lächeln und nippte vorsichtig, den finsternen Blick seiner Gefährtin übersehend. Sie war der Meinung, dass er schon zu viel preisgegeben hatte. Aber Feirin hatte ein gutes Gefühl bei dem Flussschiffer. Trotz seiner Übertreibungen wirkte er ehrlich und vertrauenswürdig.

Jacopo lächelte verschmitzt, während er seinen Becher nachfüllte. »Ihr müsst einiges mitgemacht haben, so wie Ihr aussieht. Und die Sache mit der Stute... Eigentlich hatte ich ja gedacht, dass Ihr eher eine Hexe seid, meine Dame. Mit diesem Haar ... Dass es auch Männer dieses Standes gibt, ist mir neu.«

»Ich bin nur eine einfache Näherin«, erwiderte Inisharca

und blickte errötend auf das Muster des Teppichs. »Ich habe nur oft die Pferde in der Schmiede meines Mannes beim Beschlagen gehalten.«

»Schon gut.« Jacopos Grinsen wurde breiter. »Jedenfalls könnt Ihr zupacken und Ihr, junger Freund, habt eine besänftigende Wirkung auf das Tier. Wie so oft ist Phex mit mir, sonst wäre mich das Ganze teuer zu stehen gekommen. Schon seit Punin habe ich nichts als Ärger mit der Schönen.«

Er zwinkerte Feirin zu, der sich fragte, was der Mann von ihnen wollen konnte. Aber Jacopo kam schnell auf den Punkt. Er sollte die Stute im Auftrag einer edlen Dame, die Angst hatte, dass das wertvolle Tier auf der Straße zu Schaden käme oder gestohlen würde, nach Kuslik bringen. Anfangs hatte er angenommen, dass es leicht verdientes Geld sei, aber die Stute war so empfindlich und leicht erregbar, dass sie immer wieder Probleme machte. Wenn Feirin und Inisharca allerdings mitfahren würden, könnten sie sich unterwegs um das Pferd kümmern.

Die Frau runzelte die Stirn. »Das ist doch aber Unsinn. Kein Pferd fühlt sich auf so engem und außerdem schwankendem Untergrund wohl. Sie wird sich auf dem Schiff viel eher verletzen als auf der Straße.«

Jacopo grinste wieder und hob beide Hände. »Ihr hättet das Dämchen sehen müssen. Wenn sie eine Miene verzo-gen hätte, wäre ihr die Schminke wahrscheinlich in Fladen vom Gesicht gebröckelt. Die Sorte ist keinem vernünftigen Argument zugänglich. Sie hat die Stute ausgesucht, obwohl ich nicht glaube, dass sie selbst reiten kann. Aber das Pferd war teuer. Und wenn meine Bezahlung stimmt, warum soll ich mich darüber aufregen? Ich biete Euch eine gute Unterkunft, freies Essen und eine wundervolle Reise auf dem Yaquir an an. Ist das denn nichts?«

»Das reicht uns nicht.« Feirins Lächeln war dem des Schiffers erstaunlich ähnlich. »Vielleicht könntet Ihr uns auch noch etwas Anständiges zum Anziehen besorgen und eine

kleine Erfolgsprämie draufgeben ... Wenn wir Euer Angebot annehmen, spart Euch das doch sicherlich viel Zeit und Mühe, nicht wahr?«

Inisharca staunte ihren jungen Freund mit offenem Mund an. Am liebsten hätte sie ihm eine Ohrfeige verpasst. Bei einem solchen Angebot auch noch zu feilschen - das war einfach nicht anständig. So schwierig war es doch offensichtlich nicht gewesen, das Pferd zu beruhigen.

Das herzliche Lachen Jacopos ließ ihre Empörung verklingen. »Ihr seid ein Schlitzohr, junger Mann, aber Ihr habt Recht. Wartet, ich suche Euch etwas heraus. Und morgen reden wir über die finanzielle Seite unseres Geschäftes.«

Er reichte Feirin die Hand über den Usch. Dessen schmale Finger verschwanden in der Pranke des Schiffers, aber er ließ sich nichts anmerken, auch wenn er das Gefühl hatte, dass der Mann ihm die Hand brechen würde.

Kurze Zeit später hatte Jacopo aus einer Truhe ein paar Kleidungsstücke gesucht. Die Kniehose war zwar viel zu weit für Feirin, aber mit ein paar Nadelstichen ließ sich das schnell beheben, dachte Inisharca. Das Kleid, das der Schiffer ihr in die Hand gegeben hatte, verwirrte sie jedoch.

»Das ... das ist viel zu vornehm für mich«, stotterte sie schließlich und hielt den dunkelgrünen Samt von sich weg, als wäre er eine giftige Schlange.

»Nicht doch, meine Liebe. Es hat meiner Frau gehört, und sie hat es auch auf dem Schiff getragen. Es ist vielleicht ein wenig zu lang, aber ansonsten füllt Ihr es sicherlich gut aus. Und es passt zu Eurem Haar.«

»Es tut mir Leid, dass Ihr Eure Frau verloren habt«, sagte der Hexer und sortierte die Rüschchen am Kragen des weißen Hemdes. Eigentlich hatte er mehr mit praktischer Kleidung gerechnet, aber in Anbetracht von Jacopos Äußerem war wohl nichts anderes zu erwarten. Er fragte sich, was die Dame aus Kuslik wohl getragen haben mochte, wenn sogar schon dieser Jacopo ihre Aufmachung übertrieben gefunden hatte.

»Macht Euch keine Gedanken; junger Freund«, erwiderte der Schiffer. »Spätestens wenn ich nach Punin zurückkehre, ist Rinaya wieder da. Sie hat wieder einmal einen Verehrer gefunden. Und von ihren Abenteuern bringt sie immerein paar neue Kleider mit. Das da hat sie schon seit langem nicht mehr getragen«, wandte er sich an Inisharca. »Zieht es ruhig an, dort hinter dem Vorhang.«

Inisharca verschwand hinter dem gewebten Tuch, das ein paar Matten und Bettzeug verdeckte. Als sie zurückkam, hielten beide Männer den Atem an, dann entfuhr Jacopo ein leiser Pfiff.

Feirin hatten keine Ahnung, wann und wo dieser Schnitt modern gewesen war, aber Inisharca stand das Kleid. Der weite runde Ausschnitt ließ ihre blassen Schultern fast frei, ihre Rundungen wurden von Wellen des fließenden Stoffes umschmeichelt. Mit ordentlich gekämmten Haaren und vielleicht noch ein wenig Schminke auf den Wangen würde sie richtig gut aussehen.

Sie beachtete jedoch die Gesichter der Männer nicht und warf nicht einmal einen Blick in die Richtung des Spiegels. Kopfschüttelnd hob sie den schweren Saum des Kleides an und sagte: »Seht Ihr, damit kann ich wohl nichts anpacken, und außerdem ist es wirklich zu lang. Habt Ihr nicht Besseres für mich?«

15. Kapitel

Am Morgen weckte Jacopo seine neuen Helfer früh. Bei Praiosaufgang wollte er ablegen und die Stute musste noch bewegt werden, schließlich sollte sie auf der Fahrt möglichst ruhig bleiben. Während Feirin sie an Land brachte, räumte Inisharca den Mist weg, füllte den Wassereimer und bereitete an der kleinen Feuerstelle hinter der Kajüte das Frühstück. Der Schiffer hatte ihr doch noch etwas Neues zum Anziehen gegeben, worüber sie ganz froh war. Abgesehen davon, dass sie sich immer noch fragte, weshalb Jacopo so erpicht darauf war, sie mitzunehmen, fühlte sie sich erheblich wohler als in den letzten Monden. Endlich hatte sie wieder das Gefühl, etwas Nützliches zu tun und nicht nur wegzulaufen.

Als sich das Auge des Götterfürsten, rot über den Bergen erhob, löste der Hexer die Taue, mit Irenen das Schiff an zwei Uferbäumen befestigt war, und sprang geschickt auf das Deck. Jacopo und Inisharca stießen den Kahn mit Stangen vom Ufer ab und das Schiff setzte sich in Bewegung. Feirin lächelte wieder vor sich hin. Jacopo war wohl offensichtlich nicht nur die Frau durchgebrannt, sondern auch der Gehilfe. Allein hätte der Mann es trotz seiner Kenntnisse und Fähigkeiten nur schwer geschafft, ein Lastschiff dieser Größe vom Land wegzumanövrieren.

Kurz darauf trieben sie stetig mit der Strömung flussabwärts; Jacopo stand hinten auf dem erhöhten Ruderstand und seine beiden Passagiere machten sich nützlich.

»Findest du es nicht ein bisschen unverschämt, auch noch Geld von ihm zu wollen?«, fragte Inisharca ihren Reisegefährten, während sie die Stute striegelte, deren Fell im Morgenlicht wie poliertes Messing glänzte.

»Nein.« Feirin lachte. »Er ist heilfroh, dass wir ihn begleiten. Ich bin mir ziemlich sicher, dass seine Frau mit seinem Gehilfen verschwunden ist. Sicherlich käme er in

dieser Richtung auch allein zurecht, flussaufwärts montierte er das Schiff sowieso ziehen lassen.« Er wies auf den helldelfad am anderen Ufer, auf dem sich schwere Zugpferde und Ochsen mit anderen Schiffen abmühten. »Aber nur mühsam. Ich schätze, er bekäme wirklich ein paar Schwierigkeiten, vor allem mit dem verstörten Pferd. Und er wird noch genug übrig behalten, glaub' mir. Wenn er von tle«er Dame so viel bekommt, dass er es sich leisten kann, keine anderen Waren an Bord zu nehmen ...«

Inisharca schüttelte verwundert den Kopf, eine Bewegung, die die Stute schon wieder erschrocken zurückweichen ließ. Diesmal reichte es allerdings schon, dass Feirin ihr beruhigend den Hals klopfte. »Ich hätte nicht gedacht, dass du so... geschäftstüchtig bist.«

»Ich auch nicht«, schmunzelte der Hexer. »Aber ich habe von klein auf das Diskutieren mit einer sehr sturen Frau geübt.«

Der Gedanke an Gnishe ließ sein Lächeln schnell verblasen. Aus der Entfernung betrachtet war die Auseinandersetzung so nichtig geworden, dass sich der junge Mann fragte, wieso er nicht nach einem längeren Spaziergang einfach zurück zu ihrer kleinen Hütte gegangen war und mit ihr geredet hatte. Alles wäre ganz anders gekommen ...

»He, ist das Euer Glücksbringer?«, rief der Schiffer plötzlich von hinten. Feirin und Inisharca liefen zu ihm und bemerkten schnell, dass sie noch nicht an das Leben auf einem Schiff gewöhnt waren. Auf der gleichen Seite der Kajüte schnell vorbeikommen zu wollen, führte zu heftigen Schwankungen, die Jacopo aber völlig kalt ließen, im Gegensatz zu der Stute, die schon wieder unruhig zu tänzeln begann.

Feueropal hockte auf dem Holzstapel unter dem vorspringenden Dach und grinste freundlich.

»Ihr habt mich wohl inzwischen vergessen, was?« Eitel breitete er seine schillernden Flügel aus und wandte den Kopf zu Jacopo, der lächelnd den Ruderbaum hielt.

»Wenn ich mich vorstellen dürfte: Ich bin Feueropal, und Ihr habt es völlig richtig erkannt, edler Herr«, sagte der kleine Drache zuvorkommend. »Ich habe diesen undankbaren Menschen bisher jede Menge Glück gebracht, aber sie haben mich fast zurückgelassen. Ihr seid sicherlich der Besitzer dieses herrlichen Fahrzeuges. Ihr habt hoffentlich nichts dagegen, wenn ich mich der Besatzung anschließe?«

Jacopo lachte wieder dröhnend. »Nicht im Geringsten. Ich hoffe nur, du bringst mir ebenso viel Glück wie du höflich bist. Die beiden sahen übrigens nicht gerade glücklich aus, als ich sie traf.«

Einen kurzen Augenblick lang überlegte Feueropal, ob er die Äußerung beleidigend finden sollte, aber er hatte sowieso keine Wahl. Und die ganze Zeit nebenher zu fliegen, wäre doch zu anstrengend gewesen, wenn man es so bequem haben konnte. Wenigstens hatte dieser ungeholbelte Klotz keine Vorurteile gegen ihn, warum auch immer.

Inisharca und Feirin warfen sich einen kurzen, vielsagenden Blick zu, als der Drache sich auf Jacopos Schulter niederließ und sich von seinem neuen Sitzplatz aus hoheitsvoll umschaute.

Der Zauberer stand mit hochgerektem Kinn am Ufer des Bosquir und wartete darauf, dass Yassia ihren Fehler eingestand. Sicherlich waren sie in den letzten Tagen gut vorangekommen, aber die blutige und vollständige Auslöschung einer - wenn auch kleinen - Holzfällersiedlung war zuviel. Die Karmanthi waren in die finsternen Sphären zurückgekehrt, aus denen sie stammten, wenn es auch nur mit viel Mühe und ihren vereinten Kräften möglich gewesen war, diese Rückkehr zu erzwingen. Was hatte die Verrückte denn erwartet? Dass diese Wesen wie folgsame Schoßhündchen jedem ihrer Befehle folgten? Wenn Yassia jemals auf den Gedanken gekommen wäre, ihn nach seinen Erfahrungen zu fragen, hätte er ihr durchaus geduldig erklärt, dass es den Höllenhunden gleichgültig war,

was sie jagten. Und dass eine vollständige Kontrolle über einen längeren Zeitraum kaum möglich sei. Höchstens durch jemanden, der ähnlich überragende Fähigkeiten besaß wie Jost...

Der Gedanke an den Mann, der sie in Rommilys wahrscheinlich schon ungeduldig erwartete, ließ Ardo einen Schauer über den Rücken laufen. Jost hatte zwar keine Frist gesetzt, aber trotzdem wurde das Gefühl, zu lange zu brauchen, immer bohrender.

»Erinnert Ihr Euch, was damals mit Quin passiert ist?«, sagte die leise Stimme Yassias hinter seinem Rücken. »Der Junge hatte nur ein falsches Kraut besorgt; ich weiß nicht einmal mehr, was es war. Jetzt kann er auf dem einen Augen nichts mehr sehen, und ich habe einmal einen Blick auf seine Narben geworfen ...« Die Halbfelfe verstummte.

»Und?« Hinter der Schärfe dieses einen Wortes verbarg Ardo seine Genugtuung. Endlich hatte sie zugegeben, dass ihr Handeln nicht von folgerichtiger Überlegung, sondern von schlichter Angst geleitet wurde. Natürlich würde er sich nie die Blöße geben, Yassia einzugestehen, dass er sich ebenfalls fürchtete. Jetzt war *er* der Überlegene. Er drehte sich zu ihr um und sah sie mit seinen farblosen Augen an.

»Es gibt nichts, worüber wir uns Sorgen machen müssen, wenn Ihr nicht wieder irgendetwas Unüberlegtes tut. Dieses Dorf ist abgelegen genug, dass das Blutbad, das Eure sogenannten Helfer dort angerichtet haben, nicht zu schnell entdeckt werden sollte. Wenn wir uns *unauffällig* weiterbewegen, wird uns hoffentlich niemals jemand damit in Verbindung bringen, und wir können uns auf unseren Auftrag konzentrieren, statt ständig Spuren von Dämonen verwischen zu müssen.«

Als Yassia etwas sagen wollte, hob Ardo gebieterisch die Hand. »Ich weiß nicht, wie Ihr in Rommilys klar gekommen seid, ohne jemals von unseren Gegnern bemerkt zu werden. Und davon gibt es wahrlich genug. Wir gehen jetzt weiter, und wir machen es auf meine Weise.«

Die Magierin senkte ergeben den Kopf. Und Ardo bemerkte das Funkeln mörderischer Wut in ihren dunklen Augen nicht.

Drei Tage später wurde Feirin mitten in der Nacht von einem Geräusch geweckt. Es dauerte einen Moment, bis ihm klar war, wo er sich befand. Die weiche Unterlage, die warmen Decken, das beruhigende Gefühl, in einem geschützten und sauberen Raum zu schlafen - all das hatte er schon fast vergessen. Das leise Geräusch ertönte wieder, ein gedämpftes Stöhnen dicht neben ihm. Erst nahm er an, dass seine Gefährtin wieder unruhig schlief, dann erkannte er, dass es etwas anderes war. Er schälte sich aus den Decken und verließ leise den Raum.

Draußen setzte er sich auf die niedrige Bordwand des vertäuten Kahns und blickte über den nächtlichen Yaquir.

Kurze Zeit später trat Inisharca aus der Kajüte und lächelte entschuldigend. »Ich hoffe, wir haben dich nicht allzu sehr gestört.«

Feirin schüttelte langsam den Kopf, aber er sah nicht auf. Die Frau setzte sich neben ihn, in eine der Decken gehüllt.

»Das ist kein Problem. Aber... Fühlst du dich auch manchmal einsam?«, fragte der Hexer schließlich. Wenn Dini wenigstens noch da gewesen wäre, würde es nicht so schlimm sein. In Momenten wie diesen fehlte ihm seine getigerte Gefährtin besonders, das warme Fell, die klugen Augen... Es war immer noch schwierig für Feirin, den Verlust seiner Vertrauten zu akzeptieren.

Inisharca dachte einen Augenblick lang nach, dann zuckte sie die Schultern. »Nicht mehr als sonst. Ich hatte einmal gehofft, dass ich mich daran gewöhnen könnte, aber das klappt nicht. Im Moment vermisse ich vor allem die Kinder. Manchmal habe ich Angst, dass ihnen etwas passiert sein könnte. Aber Diarmait kann schon lange auf sich selbst aufpassen, denke ich. Er ist schon seit fünf Jahren fort, trotzdem fehlt er mir sehr. Und die Kleine... Früher

hatte sie immer Angst, dass ich einmal einfach verschwinden könnte. Sie ist ziemlich klug; ich denke, sie hat schon sehr früh gemerkt, dass ich ... nun ja, eigenartig bin. Ich weiß nicht, wie sie jetzt damit klarkommt, aber sie ist ziemlich erwachsen für ihr Alter.«

Die Frau starrte versonnen auf die kleinen Wellen, die sich plätschernd an der Bordwand brachen und im Mondlicht wie flüssiges Silber schimmerten. »Sie wird ganz schön gewachsen sein, wenn ich nach Hause komme.«

»Deine Gewissheit möchte ich haben«, murmelte Feirin leise vor sich hin, aber sie verstand ihn trotzdem.

»Frag mich das Gleiche lieber nicht noch einmal, wenn ich nicht so gute Laune habe, sonst heule ich dir wieder nur die Ohren voll.« Sie rückte ein Stück näher und streichelte dem jungen Mann den gebeugten Rücken.

»Heute glaube ich jedenfalls daran, dass wir es irgendwann wieder zurück schaffen werden.«

Feirin sah nun doch auf und lächelte schwach. »Was wird eigentlich dein Mann dazu sagen?«, fragte er und wies mit dem Daumen auf die Kajüte, aus der inzwischen ein gedämpftes Schnarchen drang.

Inisharca lachte leise. »Nichts, selbst wenn ich es ihm erzählen würde. Aber das habe ich nicht vor. Eran ist auch nicht gerade treu, wenn ich nicht zu Hause bin, das weiß ich schon lange. Wahrscheinlich ist das bei uns so ähnlich wie mit Jacopo und seiner Frau. Und wenn ich ehrlich bin, ist es mir auch nicht sonderlich wichtig. Ich habe Eran zwar gern, aber ...« Ihr fehlten die Worte, ihre Gefühle zu beschreiben. Doch der Hexer schien sie auch so zu verstehen.

»Er ist nicht der Richtige, stimmt's?«

Sie nickte seufzend. »Ich glaube nicht, dass es so etwas gibt. Ich habe zwar eine gewisse Vorstellung, aber ich habe schon lange aufgegeben, danach Ausschau zu halten. Glaubst du daran, dass es die richtige Frau für dich gibt?«

Vor Feirins innerem Auge tauchten die Schwestern auf, die er mochte, dann Sannah und Rondriane.

»Keine Ahnung«, antwortete er schließlich. »Ich bin ihr noch nicht begegnet, denke ich.«

»Ich wünsche dir viel Glück bei der Suche«, sagte Inisharca. Der Hexer war etwas irritiert, aber weder ihr Gesicht noch ihr Ton ließen auf Ironie schließen. Bei ihr konnte man allerdings nie sicher sein, also wechselte er doch lieber das Thema.

»Hast du wenigstens Spaß gehabt?«, fragte er und wies wieder mit dem Daumen über die Schulter.

Diesmal klang Inisharcas Stimme ironisch, als sie antwortete: »Ja doch. Es war ganz nett.«

Natürlich hatte der unbedeutende Adlige, dessen Name der Inquisitor schon wieder vergessen hatte, ihnen ein Gästezimmer in seinem Landhaus bei Punin zur Verfügung gestellt und ihnen jedwede Unterstützung zugesichert. Praiogreif von Bergenstein lag wie so oft in der letzten Zeit auf den Knien und betete. Die kleine, dem Sonnenfürsten geweihte Kapelle, die zu dem Anwesen gehörte, war lichtdurchflutet, und dennoch fühlte sich der Inquisitor, als wäre in seinem Inneren eine Art von Dämmerung angebrochen. Die Worte des Elfen gingen ihm nicht mehr aus dem Kopf. Was, wenn er doch auf irgendeine Art Recht hatte?

Es bestand die Möglichkeit, dass Praiogreif zu voreilig gewesen war. Es war schließlich sein erster eigener Fang und er hatte alles geglaubt, was der Verwalter berichtet hatte, ohne weitere Zeugen zu befragen. Und vielleicht hatte der junge Mann aus Furcht und Schmerz Dinge gestanden, die er nie ...

Praiogreif schüttelte den Kopf, als er bemerkte, dass er genau das zu tun begann, wozu ihm dieser götterlose Elf geraten hatte. Er versuchte, sich vorzustellen, was er an der Stelle des Hexers gesagt hätte. Dabei war es nicht nur völlig unsinnig, sondern auch herabwürdigend, die Gedankengänge eines Ketzers nachvollziehen zu wollen.

Einen Augenblick lang beneidete er den Bannstrahler, der sich für eine solche geistige Verfehlung strafen würde. Mit Buße und Reue würde er diesen Punkt einfach abschließen und sich selbst vergeben können. Aber war es wirklich so einfach?

Praiogreif schob entschlossen seine Bedenken beiseite. Eines war ihm klar geworden, als er versucht hatte, sich in die Verfolgten hineinzusetzen. Die Frau würde auf jeden Fall früher oder später nach Greifenfurt zu ihrer Familie zurückkehren. Auf welchem Wege war damit noch nicht klar, aber Ritter Ungborn, der getreue Bluthund, hatte nach langem Überlegen vorgeschlagen, dem Yaquirstieg weiter westwärts zu folgen. Es gab keinen Grund, das nicht zu tun. Der Inquisitor war geduldig.

Sie würden die beiden finden. Und eine erneute Befragung würde die Bestätigung der Schuld der Götterlosen liefern. Es war sowieso besser, ein neues Protokoll anzufertigen als das alte, das in Gernots Tasche im Reichsforst lag, aus dem Gedächtnis neu zu schreiben.

Die Sladt liegt vor mir, oder besser, das, was von ihr übrig ist. Ich bin, wie so oft, zu spät gekommen, aber noch nie war es so schlimm. Die Böschung, auf der ich sitze, toar einmal ein Straßenrand, jetzt schlagen drei Schritte tiefer Wellen an die ausgewaschene Kante.

Warum hast du das getan, Gott Vater Freund? Ich habe deinen Zorn schon seit Tagen gespürt, aber das hier hatte ich nicht erwartet. Das tote Kind, das unter meinen Füßen vorbeitreibt, hält noch eine Puppe fest in der Hand. Eigentlich wollte ich nie mehr weinen... War es meinetwegen, weil ich auf dem Weg hierher toar? Nein, das ist Unsinn, so wichtig bin ich nicht.

Der Turm, in dem diese Nahema lebte, steht immer noch, eine einsame steile Klippe in den Fluten. Ich hätte sie doch nur fragen ivollen, ob sie nicht eine Möglichkeit kennt, dem endlosen Leben zu entfliehen, oder wenigstens, wie sie das aushält. Aber jetzt ist sie nicht mehr hier. Vielleicht, toenn ich schneller gewesen wäre...

Vielleicht hätte ich dann auch jemanden warnen können. Vielleicht wäre dann iwenigstens das kleine Mädchen, das mit dem Gesicht nach unten in Richtung Meer verschwindet, noch am Leimt. Diese Ohnmacht, dieses Versagen! Ich kann es nicht mehr ertragen, ich iwill es nicht mehr sehen!

»Hattet Ihr auch Freunde in der Stadt?«, fragt eine leise Stimme

Ein Mann mittleren Alters setzt sich netten mich. Sein Haar ist so feuerrot, dass mein Kupfer daneben blass wirkt; unter all dem Schmutz sind die grellen, fröhlichen Farben seiner Kleidung noch zu ahnen. Etwas in seinem Gesicht erinnert mich an ein zerbrochenes Gefäß, dessen Einzelteile von ungeschickten Händen nur unvollkommen iwieder zusammengesetzt wurden.

Während ich ihn beobachte, erzählt er von seinen Freunden, mit denen er noch vor drei Praiosläufen gesungen, getanzt und gescherzt hat. Er weist auf eine Stelle im Wasser, die sich durch nichts von der Umgebung unterscheidet. Zwischen Brettern, einem zerbrochenem Fass und Möbelstücken wiegt sich ein gefleckter Katzenkadaver in den sanften Wellen.

»Ich verstehe es genauso wenig wie Ihr«, sagt der Mann.

Als ich müde nicke, bemerkt er, dass mir die Sprache fehlt. Aber, anders als bei den meisten anderen, ist das für ihn kein Grund, das Gespräch abubrechen. Er bemüht sich, in meinem Gesicht und in meinen Gesten zu lesen, und zum ersten Mal seit endlosen Zeiten habe ich das Gefühl, dass mir jemand zuhört, dass jemand versucht, mich zu verstehen. Natürlich kann ich ihm nicht die ganze Geschichte erzählen...

Es dauert eine Weile und er fragt immer wieder nach, ob er richtig verstanden hat. Doch endlich kann ich jemandem etwas von der Hoffnungslosigkeit, der Verzweiflung und der Einsamkeit, der Erschöpfung und der Ziellosigkeit mitteilen. Am Ende nickt er, obioohl ich den Eindruck habe, dass er das alles kaum kenn

»Ihr nehmt Euch zu wichtig«, sagt der Mann. »Und nicht xochtig genug.«

Als ich fragend die Brauen hochziehe, streift der Anflug eines Lächelns sein Gesicht; ich erkenne, dass das fehlende Bruchstück darin ein herzliches Lachen ist.

»Es ist nicht Eure Schuld, dass all das hier geschehen M, und Ihr hättet auch nichts dagegen tun können, ebenso wenig wie ich. Vielleicht müssen wir einfach noch lernen, die Dinge m> zu nehmen, wie sie sind. Und andererseits hat dennoch allen, um wir tun, einen Einfluss auf den Lauf der Dinge, auch wenn wir nicht erkennen können, welchen.«

Der Mann steht auf und sieht über das Treibgut hlnurg zur Sonne, die sich dem Horizont nähert. »Es ist ein 7Yost zu w/nur **II**, dass unser Leben nicht sinnlos ist, auch iWenn xoires nu llt err-stelien können.«

Noch einmal lächelt er und legt mir die Hand auf die Schulter. »Der Augenblick ist wichtig. Was xoir hier und jetzt tun, int das Entscheidende, nicht das Versäumte oder das Vermutliche.«

Dann geht der Mann fort. Während er sich entfernt, Iteglntt er ein lochmiltiges Lied zu singen, das von Strophe zu Strophe fröhlicher wird. Ganz zuletzt glaube ich sogar, ihn lachen zu hören, aber das kann eine Täuschung sein.

Geiviss waren seine Worte xueise. Indem er versuchte, mich zu trösten, hat ersieh selbst Trost gespendet, da bin ich sicher. Aber ich miß nicht, ob ich weise genug bin, mich trösten zu lassen. Wenn ich nicht weiß, was mein Handeln bewirkt, toarum soll ich dann überhaupt etwas tun? Welchen Sinn hat es zu hoffen, dass die Welt besser werden kann? Aber ich habe immer noch nicht gelernt, zuzusehen, ich muss einfach etwas tun.

Als mir klar wird, dass ich vor Hunderten von Jahren einmal die Möglichkeit gehabt hätte, so etxoas xvie diese Flut zu verhindern, verblassen die klugen Worte xoie schon viele, die ich inzwischen gehört halte und die mir nie geholfen haben. Nichts, nichts hat sich jemals wirklich geändert, nichts xoird sich jemals ändern.

Ich bin immer zu spät gekommen, habe die Gelegenheiten verlasst, halte irgendwann drei Wünsche sinnlos verschenkt. Hier und jetzt schlage ich in ohnmächtiger Wut mit dem Schxvert auf das neue Ufer ein und es ist nicht im Geringsten entscheidend.

In den folgenden Tagen wurden sowohl Feirin als auch Inisharca immer gelassener. Das Gefühl, verfolgt zu wer-

den, rückte langsam an den Rand ihrer Gedankengänge, Die Landschaft, die an den Ufern vorbeizog, kam ihnen wie ein Paradies vor. Auf ihrer Seite des Yaquir erstreckten sich sanfte Hügel bis zum Horizont, bedeckt von grünen Feldern und unterbrochen von anmutigen Wäldchen und Gärten voller Obstbäume, die gerade die Blüte hinter sich hatten. Wie hingestreut tauchten freundliche, hello Ortschaften auf; die Menschen, die zu Fuß, zu Pferd oder in den verschiedensten Gefährten auf dem YaquirstieH unterwegs waren, machten größtenteils einen wohlhabenden und zufriedenen Eindruck.

Am anderen Ufer erhoben sich Anhöhen, die sich nach und nach zu immer mächtigeren Bergen auftürmten, die allerdings nicht so bedrohlich und abweisend wirkten wie das Gebirge, an deren Fuß sie so lange unterwegs gewesen waren. Weinstöcke, deren Blätter noch hell und klein aussahen, waren an den südlichen Hängen angepflanzt.

Und auch auf dem Fluss selbst herrschte reger Verkehr, Die meisten Schiffer schienen sich zu kennen; bei jeder Begegnung in Rufweite wurden freundschaftliche Grüße, Fragen nach den Familien und neckende Scherze ausgetauscht.

»Wenn ich das so sehe, wundert mich nicht mehr, das« sich Jacopo Handelsherr nennt«, sagte Inisharca. »So üppig, wie die Felder stehen, müssen die Menschen alle reich sein. Zu Hause sagen wir immer, dass sich die Steine auf dem Feld schneller vermehren als die Kartoffeln, aber hier... Und sieh dir die Leute auf der Straße an! Bunt gekleidet wie zu einem Dorffest.«

Feirin, der gerade wieder die Stute, die er inzwischen >Prinzessin< nannte, daran gehindert hatte, auszubrechen und ins Wasser zu springen, lachte fröhlich.

»Übertreibe es nicht. Es ist wirklich schön hier, aber es wird genug Leute geben, die nicht wissen, ob sie am nächsten Tag etwas zwischen die Zähne bekommen. Wenn sie nur halb so stolz sind wie Jacopo, werden sie das allerdings

nie zugeben und ihr einziges Kleidungsstück vorsichtig und mit hoch erhobenem Kopf tragen. Ich glaube, hier gäbe es viel Arbeit für dich.«

Inisharca schaute auf die einfache Arbeitskleidung herunter, die sie trug. Sie hatte die Löcher so gestopft, dass die Reparaturen nicht zu sehen waren. Das war das Einzige, was sie wirklich konnte. Vielleicht waren die Ausbesserungen, die sie an den Kleidungsstücken in Jacopos Truhen vorgenommen hatte, doch mehr als eine kleine (leste der Dankbarkeit.

Mitten in einem grünen Feld lag ein kleiner Hügel, von ein paar Pappeln umstanden und über und über mit brennend rotem Mohn bewachsen, der gerade die pelzigen Knospen öffnete. Inisharca, die das Ruder hielt, fühlte etwas wie einen kleinen Stich, aber Feirin, der neben ihr naß und die Füße ins Wasser hielt, bemerkte nicht, wie seine Gefährtin zusammenzuckte. Jacopo, der am Bug des Schiffes stehend nach einem Liegeplatz für die Nacht Ausschau hielt, wies in einer großspurigen Geste auf den Hügel.

»Das ist das Grab von Federigo Cavazaro, einem Vorfahren meiner Familie. Er verlor sein Leben im heldenhaften Kampf um die Ehre einer Dame. Er hat sie ganz allein gegen ein Dutzend Raufbolde verteidigt und alle töten können. Jedoch ist er kurz darauf seinen Verletzungen erlegen.«

Der Schiffer seufzte und wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. »Er starb in den Armen der Frau, für die er locht. Sie hat ihn dann an dieser Stelle begraben. Wenn Ihr möchtet, erzähle ich Euch die ganze traurige Geschichte heim Abendessen.«

Dann zeigte er zur Seite und Inisharca steuerte den Kahn vorsichtig zum Ufer. Feirin wusste inzwischen, was zu tun war; er sprang behände an Land, lief ein Stück neben dem Schiff her und fing das Tau auf, das Jacopo ihm zuwarf. Er schlang das Seil dreimal um einen Weidenstamm, der wohl schon oft dazu benutzt wurde, so tief waren die Kerben in

seiner Rinde. Langsam kam der Frachtkahn zum Halten. Jacopo sprang mit dem zweiten Tau in das Gras und zog die Spitze des Schiffes behutsam zu sich. Dann knüpfte er einen komplizierten Knoten um eine andere Weide und nahm dem Hexer das Tau ab, um es ebenfalls zu sichern.

Inisharca wagte sich erst an Land, als das Brett wieder sicher zwischen Ufer und Bordwand lag. Sie wusste, dass das Wasser hier nicht allzu tief war, aber trotzdem hatte sie ihre Angst, hineinzufallen, noch nicht überwunden - auch wenn die Männer wie immer darüber lachten. Und im Angesicht des Hügels hatte sie erst recht kein Bedürfnis, jemandem irgendetwas zu beweisen. Nur Feueropal, der auf dem Dach der Kajüte hockte, achtete auf ihren Gesichtsausdruck.

Nach dem Abendessen und der wirklich bewegenden Geschichte von Federigo und seiner Angebeteten führte Feirin wieder seine Prinzessin aus und Jacopo überprüfte das Schiff. Inisharca hatte sich von Bord geschlichen und saß auf einem kleinen Felsen. Sie blickte auf den Grabhügel, der nichts weiter als ein einfacher Erdhaufen gewesen wäre, wenn nicht Jacopo eine Geschichte dazu erzählt hätte, und versuchte, ihre Gefühle zu ordnen. Langsam wurde ihr klar, dass es nicht daran lag, dass sie zu wenig Zeit hatte, sich Gedanken zu machen, sondern daran, dass sie stets auswich, wenn sie diese eigenartigen Empfindungen spürte. Immer hatte sie eine Beschäftigung gefunden, die nicht warten konnte. Natürlich sah die Gegend hier nicht ganz genau so aus wie in einem ihrer Träume, aber die Stimmung und die Landschaft ...

Ein leises Flattern ließ sie aufschrecken. »Na, hat es dich wieder erwischt?« Feueropal kicherte leise.

»Lass mich in Ruhe!«, schnappte sie. Dieser Plagegeist hatte ihr noch gefehlt! In der letzten Zeit war es ganz gut gegangen, aber jetzt kam das Misstrauen in Inisharca wieder hoch. Was wusste der Drache über sie?

Das rötliche Glimmen von Feueropals Augen schimmerte zu ihren Füßen, aber die Frau hatte diesmal keine Lust, nach dem Drachen zu treten. Einerseits erwischte sie ihn sowieso nie, und zum anderen wollte sie ihn auch nicht wirklich treffen. Es war inzwischen wie ein altes Spiel.

»Was willst du?«, fragte Inisharca schließlich müde. Der zweite Becher Wein, den sie heute ausnahmsweise getrunken hatte, zeigte seine Wirkung.

»Ich will deine Geschichte hören. Was weißt du denn über diesen Hügel unter dem roten Mohn?«

Inisharca seufzte. »Wozu? Ich habe vor Ewigkeiten meinen Kindern ein Märchen erzählt, in dem ein solches Grab vorkam. Aber du...«

»Ich bin nun mal neugierig.« Der Drache richtete sich auf und legte die vorderen Klauen auf ihr Knie. »Erzähl mir doch einfach auch ein Märchen.«

Mit geschlossenen Augen überlegte sie. Nein, eines ihrer Märchen mit all den Ausschmückungen und Verzierungen wollte Inisharca nicht erfinden. Schließlich war Feueropal kein Kind und schon gar nicht...

»So wie ich es mir vorstelle, war es eine ganz einfache, unwichtige Geschichte. Von einem Mann, der Fredo hieß und ein Söldner war. Ein Bote sollte ein wichtiges Schriftstück eilig von Vinsalt nach Punin bringen, und er hatte Fredo und eine Frau als Geleitschutz angeworben. Sie ritten auch in der Nacht. Mitten auf dem Weg begegneten sie ein paar unerfahrenen Straßenräubern, die nur ein paar Münzen erbeuten wollten. Da sie beritten waren, wäre es für Fredo und die beiden anderen ein Leichtes gewesen, den Räubern zu entkommen, aber Fredo wollte den jungen Leuten eine Lektion erteilen. Vielleicht würden sie etwas daraus lernen und sich einen ehrlichen Broterwerb suchen. Es ist auch möglich, dass der aufbrausende Mann sich in seinem Stolz verletzt fühlte, weil sie es gewagt hatten, ausgerechnet ihn als Opfer zu wählen. Jedenfalls stürmte er wüst brüllend und mit gezogenem Säbel auf die vier

erschrockenen Diebe los, ohne dass wir ihn daran hindern konnten. Dass er das lange Messer zwischen die Rippen bekam, war eher ein Unfall als Absicht, denke ich. Die Diebe liefen fort, der Bote und die Söldnerin begruben Fredo, und die Frau streute eine Handvoll Mohnsamen auf das Grab ihres Gefährten.«

Inisharca öffnete die Augen. »Das ist wirklich keine spannende Geschichte. Vielleicht ist es so ähnlich passiert und Leute wie Jacopo haben daraus eine Legende gemacht. Das hätte ich auch getan, wenn ich meinen Kindern einen kleinen, mohnbewachsenen Hügel erklären wollte. Bist du jetzt zufrieden, du langgezogene Kröte?«

Der Drache kicherte wieder, als hätte er die Beleidigung nicht gehört.

»Wenn du daraus eine Geschichte für deine Kinder machst, klingt das bestimmt anders. Aber es war immerhin interessant.«

Er würde sie gewiss nicht darauf stoßen, dass sie einmal >wir< gesagt hatte. Ganz genau wusste Feueropal auch nicht, warum Inisharca solche Dinge träumte. Aber er war sich sicher, dass es sich um mehr handelte als sie sich eingestand. Schon als er sie das erste Mal träumen sah, hatte er gespürt, dass die Frau in der Nacht jemand völlig anderes war, unabhängig von ihrem gewöhnlichen Leben.

16. Kapitel

Mit großen Augen und offenem Mund stand Inisharca an der kleinen Hafenmauer und starrte auf die endlose Wasserfläche. Der Geruch nach trocknendem läng und Fisch, nach Teer und Salzwasser erzeugte in ihrem Kopf ein dumpfes Gefühl, das sie irritierte. Sie stand da wie festgewachsen und hatte den Eindruck, dass etwas sie nach unten zog, *nach Hause*, ging es ihr durch den Sinn.

Feirin und Inisharca hatten ihre bisherige Marschrichtung nach Westen auch zu Fuß beibehalten und waren in einer kleinen Hafenstadt gelandet, deren Bewohner offensichtlich vor allem vom Fischfang lebten. Bei Unterfels hatten sie sich von Jacopo verabschiedet, der inzwischen froh war, sie gehen zu sehen. Denn nach der Auseinandersetzung mit ein paar Dieben, die es auf das wertvolle Pferd abgesehen hatten, waren ihm ernsthafte Bedenken gekommen.

Die Funken, die eine Frau aus der Bande gelähmt hatten, sodass sie über die niedrige Bordwand stürzte und nicht mehr auftauchte, und Feirins Stab, der von allein zuschlug und in dem Durcheinander auch dem Schiffer ein paar üble Blutergüsse verpasste, hatten die Grenze von Jacopos Toleranz für Zauberei überschritten. Wahrscheinlich hatte er bis dahin nur eine freundliche alte Schwester kennen gelernt, die Tiere beruhigte, Kräuter sammelte und Wunden verband, dachte Feirin, als der Schiffer sie mit erkennbar schlechtem Gewissen, aber bestimmt, fortschickte. Wenigstens hielt er sich an die Vereinbarung. Die Hand voll Münzen würde ein Weilchen reichen und die Sachen, die er ihnen gegeben hatte, durften sie auch behalten. Jacopo hatte sogar darauf bestanden, dass Inisharca trotz ihres Protestes das grüne Samtkleid mitnahm. Vielleicht hing eine unangenehme Erinnerung daran.

»Das nächste Schiff, das uns mitnehmen könnte, legt in drei Tagen ab«, sagte der junge Hexer zu der Frau, die vom

ersten Anblick des Meeres so ergriffen schien, dass es Feirin fast peinlich war. Ein paar Fischer, die auf der Mauer saßen, sahen grinsend zu ihnen hinüber. Auf einem Drachenschiff, das gerade die Leinen löste, präsentierte ein Thorwaler stolz seine prächtigen Muskeln, in der Annahme, der staunende Blick der Frau gelte ihm. Die Bemerkungen, die seine Kameraden dazu machten, ließen Feirin fast erröten.

»Sie haben sich ein bisschen gewundert, dass es uns egal ist, in welche Richtung sie fahren«, fuhr der junge Mann fort und hoffte, dass sich seine Gefährtin auf ein Gespräch einließ. »Bethana klingt gut, meinst du nicht?«

Langsam drehte sich Inisharca nach ihm um. »Was hast du gerade...«, begann sie, dann trat plötzlich Panik in ihren verschleierten Blick, und sie beendete die Frage nicht.

Feirin fuhr ebenfalls herum und sah, was sie so entsetzt hatte. Blitzschnell griff er nach einem der dicken Thue, die gerade von den Thorwalern eingeholt wurden, wickelte das Ende Inisharca mit ein paar raschen Handbewegungen um den Leib und legte ihre Hände auf das raue Seil.

»Halt dich fest!«, brüllte er noch, dann kauerte er sich auf den Boden und konzentrierte sich mit geschlossenen Augen. Im nächsten Augenblick stieß er sich ab und landete mit einem überhohen Sprung auf dem Deck des Schiffes.

Die Ruderer sahen nur kurz auf, hielten aber nicht inne. Wie Feirin erwartet hatte, lief das Schiff ohne Verzögerung aus. Er sah, dass seine nasse, zitternde und boronsbleiche Freundin sich immer noch an das Seil klammerte, obwohl sie inzwischen auf den Planken stand.

Schon atmete Feirin auf, als sich eine breitschultrige Frau vor ihm aufbaute, zu der selbst er aufsehen musste. »Nenn mir einen verdammten Grund, Bürschlein, weshalb ich dich nicht über Bord werfen soll!«

Ardo war stehengeblieben, als er den verzweifelten Sprung des Hexers gesehen hatte. Nur wenige Augenblicke zu spät! Aber er blieb ruhig und begann schon zu überlegen,

was sie jetzt tun konnten. Als Yassia den Arm hob, um einen Zauber auszusprechen, zischte Ardo sie scharf an. »Wir hatten uns geeinigt, dass wir unauffällig bleiben!«

Die Halbelfe unterbrach die Formel und schlug mit wutverzerrtem Gesicht nach ein paar Trocken fischen, die an einer Leine an der Seite des Lagerhauses hingen. Die braunen Fische fielen in den Schlamm, der den schmalen Durchgang zum Hafen ausfüllte. Yassia starrte angewidert auf sie und auf ihre schmutzigen Stiefel.

»Und hat der Herr Unauffällig schon einen Einfall, was wir jetzt machen?« Ardo hörte die Andeutung von Furcht, die unter Yassias Ärger lag, inzwischen genau heraus.

Der Zauberer lächelte. »Das Gleiche wie immer in der letzten Zeit; ich hole Erkundigungen ein und Ihr wartet hier, wenn Ihr nicht genügend Geduld für eine Verhandlung habt. Diese Nordländer waren sicherlich Schmuggler.«

Damit kramte er eine Bürste aus seinem Bündel, entfernte den Staub von seinem Mantel und ordnete seine Kleidung. Gleichzeitig änderte sich sein Gesichtsausdruck. Yassia hatte Ardo schon mehrfach dabei beobachtet und war immer wieder verblüfft, dass er nur durch die Art des Lächelns, das Runzeln der Brauen und der Haltung des Kopfes innerhalb weniger Momente einen beliebigen Menschentypen verkörpern konnte. Als er sich zu einer kleinen Bretterbude am Rande des Hafens begab, wäre wahrscheinlich niemand auf den Gedanken gekommen, in ihm etwas anderes zu sehen als einen schmierigen, auf schnellen Gewinn bedachten Händler, der dringend fragwürdige Ware loswerden musste. Der Hafenmeister würde für ein kleines Entgelt wahrscheinlich alles über das Drachenschiff erzählen, was er wusste, auch ohne dass der Magier ihn allzu sehr beeinflussen musste.

Ab sofort werde ich ihn Herrn Chamäleon nennen, dachte Yassia, der endlich eingefallen war, woran sie die Wandlungsfähigkeit Ardos erinnerte. Es war schon so lange her, dass sie im Süden gewesen war...

Außerdem wollte sie ein paar Pferde besorgen. Neben dem schäbigen Gasthaus hatte sie einen Stall gesehen, und wenn sie ihn *freundlich* bäte, würde der Besitzer das dringende Bedürfnis verspüren, ihr zwei Tiere zu schenken.

Einen Tag später gab der Hafenmeister Praiogreif von I3i?rgenstein angstschlotternd die gleichen Informationen wie Ardo. Außerdem berichtete er auch von dem Händler, der nach dem Drachenschiff erkundigt hatte. Der Inquisitor fragte sich, was dieser Mann, von dem er auf dem Weg hierher schon ab und zu gehört hatte, mit seiner Beute zu tun hatten. Aber das würde sich alles klären, wenn er sie eingeholt hätte. Ebenso wie Ritter Ungborn, in dessen Augen in den letzten Praiosläufen ein fast gieriges Glänzen getreten war, brannte er darauf, diese Jagd endlich abschließen zu können. Und diesmal schien die Spur wirklich heiß zu sein. Wenn ihnen der Götterfürst weiterhin beistand, konnten sie vielleicht noch vor den Schmugglern am nächsten Ankerplatz ankommen. Und wenn sie die Ketzer verpassen sollten, war das auch nicht so schlimm. Über eines war sich Praiogreif jetzt sicher: Die beiden waren auf dem Weg nach Hause.

»Die Siurmreiter ist kein Kahn für eine Vergnügungsfahrt!« herrschte Thorhaida den Hexer an. »Wenn du meinen Leuten noch einmal im Weg stehst, gehst du zu den Fischen!«

Unter dem Kichern der weißblonden Matrosin, die ihn schon die ganze Woche mit anzüglichen Blicken bedacht hatte, nickte Feirin mit gesenktem Kopf und suchte sich einen ruhigen Platz an der Bordwand, die mit den typischen bemalten Schilden geschmückt war. Langsam wusste er nicht mehr, was er tun sollte. Die Kapitänin hatte seine vagen Erklärungen bezüglich ihrer Flucht akzeptiert, sein Geld abgelehnt und war freundlich genug gewesen, ihre Drohung bisher nicht wahr zu machen. Aber sonst war die Fahrt alles andere als angenehm.

Bisher kannte Feirin die thorwalschen Drachenschiffe nur aus Erzählungen. Mit leuchtenden Augen hatte er als kleiner Junge von Seereisen und Entdeckungen geträumt. Allerdings hatte ihm nie jemand gesagt, wie klein diese Schiffe waren, dass sie nur ein Deck hatten und mit mehr als drei Dutzend massigen Thorwalern besetzt waren. Nicht einmal in den engen Gassen Gareths hatte der Hexer sich so bedrängt gefühlt. Dazu kam noch das Misstrauen, das ihm entgegengebracht wurde. Kapitänin Thorhaida, die seinen Sprung richtig als Hexerei erkannt hatte, hatte ihn eindringlich gewarnt, auch nur einen Hauch von Magie anzuwenden.

Feirin hatte versucht, irgendwo auf dem Schiff mit anzupacken, aber augenscheinlich alles falsch gemacht. Die Thorwaler, die zum größten Teil so groß wie er, aber doppelt so breit waren, stießen ihn herum wie ein Gepäckstück.

Nein, schlimmer. Die Ladung des Schiffes wurde mit weit größerer Sorgfalt behandelt, sodass sich Feirin fast sicher war, dass die *SturmreUcr* ein Schmuggelschiff war. Die Thorwaler wichen allen Kriegs- und Handelsschiffen aus, und das erschien dem Hexer bei den sonst so dreisten Nordleuten besonders auffällig. Außerdem achteten alle sehr darauf, dass die ungebetenen Passagiere der Ladung des Schiffes nicht zu nahe kamen.

Aber Inisharca machte sowieso kaum Anstalten, sich zu bewegen. Sie saß meist apathisch und unbeachtet zwischen den Wasserfässern und bemühte sich, den Blick nicht von Deck zu heben. Hier war Inisharcas Angst vor tiefem Wasser wohl noch schlimmer als auf dem Fluss. Vielleicht sollte er einmal nach ihr sehen.

Vorsichtig schlängelte sich Feirin zwischen den Männern und Frauen hindurch und fragte sich, wie sie es schafften, sich in der Enge nicht auf die Füße zu treten. Selbst diejenigen, die sich zwischen ihren Kisten zum Schlafen ausgestreckt hatten, meist nur in wasserdichten Stoff gehüllt, waren auf eine unerklärliche Art niemandem im Wege.

»Wie geht es dir?«, fragte Feirin die Frau, die ein Stück beiseite rückte, sodass er sich zu ihr setzen konnte.

Inisharca zuckte die Schultern. »Ich bin ein bisschen müde«, sagte sie.

»Du bist auch ganz schön blass und hast Schatten unter den Augen. Ist ziemlich laut und eng hier, nicht wahr?«

»Das wird es sein«, erwiderte sie. »Ich verstehe nicht, weshalb sie uns mitnehmen. Wir sind doch bloß...«

»Thorhaida hat gesagt, dass sie dich mag, einen anderen Grund weiß ich auch nicht. Mit mir hat sie nicht so viel Mitleid, schätze ich. Ich bin nur froh, dass du bis jetzt nicht wütend geworden bist und Feueropal verschwunden ist.«

Die Vorstellung, wie die Seeleute, die noch abergläubischer zu sein schienen als Greifenfurter Bauern, auf den Drachen reagieren würden, war nicht gerade angenehm.

»Wieso? Ein Drache wäre doch richtig passend auf dem Schiff.« Zum ersten Mal seit langer Zeit kicherte Inisharca wieder. »Aber du hast Recht. Hast du eine Ahnung, wann wir hier wegkönnen?«

»Nein. Und es wird uns auch niemand sagen. So viel und so laut sie sonst reden, was das anbetrifft, sind die Leute ziemlich zugeknöpft. Das geht uns wohl nichts weiter an.«

Bei dem polternden »Das wohl!« hinter ihnen zuckten die beiden zusammen. Es gab wirklich keinen Ort auf dem Drachenschiff, an dem man ungestört war. Hjalmar, ein stämmiger Ruderer, grinste sie breit an.

»Aber lasst mal, ihr Landratten, wir setzen euch sofort ab, wenn ihr wollt. Ihr könnt doch schwimmen, oder?« Lachend machte er sich daran, die Verschnürung der großen Ballen zu überprüfen.

Kurz darauf wurden die Bewegungen des Schiffes heftiger. Thorhaida brüllte ein paar Befehle und kam dann zu den Passagieren hinüber.

»Ihr solltet an etwas Stabilem festbinden«, sagte sie unerwartet freundlich. »Es zieht etwas auf...«

Feirin, der während des Gespräches nicht auf die Umgebung geachtet hatte, sah auf und erschrak über die bleiche Farbe des Himmels. Von Westen näherte sich rasch eine dunkle Wolkenwand, in deren Grau sich gelbliche Streifen mischten. Die Wellen, die er erst sehen konnte, als er aufstand, trugen Kämme aus schmierigem Schaum. Die Thorwaler holten eilig das Segel ein, was kein gutes Zeichen war. Es würde mehr als ein mittlerer Sturm werden.

»Das sieht nicht gut aus«, sagte der Hexer. »Die Fässer sind gut befestigt, bleib lieber da unten und ...«

Er sah zu seiner Gefährtin, die plötzlich aufgesprungen war und das Gesicht in den rasch auffrischende Wind hielt, sodass ihr Haar wild flatterte. Sie hielt sich an einem der Fässer fest, starrte mit zusammengekniffenen Lidern in die bedrohlichen Wolken, in denen erste Blitze zuckten, und schien das immer stärkere Schwanken des Schiffes nicht zu bemerken. Und sie lachte so laut, dass sich sogar die drei Matrosen, die in ihrer Nähe eilig ein paar Taue anzogen, verständnislos nach ihr umsahen.

Jetzt hat sie vor Angst endgültig den Verstand verloren, dachte Feirin und sah sich nach einem Seil um, mit dem er sie festbinden konnte. Aber er kam nicht mehr dazu.

Von einem Augenblick zum nächsten war die schwarze Wand über ihnen. Eine unerwartete Bewegung der *Sturmreifer* riss Feirin von den Beinen, er rutschte bis zum Mastfuß und klammerte sich mit geschlossenen Augen an dem erstbesten Stück Tau fest, das ihm zwischen die Finger geriet. Dann brachen das Brüllen des Windes und Unmengen von Wasser über ihn herein.

In der nächsten Stunde, die ihm wie eine Ewigkeit vorkam, hatte Feirin so viel damit zu tun, am Leben zu bleiben, dass er seine Freundin fast vergaß.

So schnell, wie er begonnen hatte, beruhigte sich der Sturm. Feirin ließ das Tau los, bewegte mühevoll die steifen Finger und blickte sich um. Die Mannschaft des Drachen-

schiffes war solche Winde wohl gewohnt; die meisten Gegenstände hatten sich in ihrer Vertäuerung nicht von der Stelle gerührt. Ein paar der muskelbepackten Ruderer zogen das gebrochene Steuerruder ein und begannen mit der Reparatur, andere stapelten die wenigen verrutschten Ballen, die nass und schwer waren, ordentlich aufeinander. Wieder fragte sich der Hexer, was die *Sturmreifer*, die ihrem Namen alle Ehre gemacht hatte, beförderte..

Die Kapitänin und drei Matrosen beugten sich über Hjalmar, der von dem gesplitterten Ruderbaum getroffen worden war. Feirin schob sich an den Thorwalern vorbei, um zu sehen, ob er vielleicht helfen könnte. Erst jetzt bemerkte er, dass seine Hände von dem nassen Tau aufgerissen und blutig waren.

Neben dem verwundeten Mann kniete bereits Inisharca und besah sich sorgsam die hässliche Wunde über den Rippen, dann kramte sie Nadel, Faden und die letzten Reste der Heilkräuter der Wilden aus dem kleinen Beutel an ihrem Gürtel. Wie sie es geschafft hatte, nicht vom Schiff geweht oder gespült zu werden, war Feirin ein Rätsel, aber wenigstens war die verrückte Begeisterung aus ihrem Gesicht verschwunden.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte er.

Inisharca sah kurz von ihrer Arbeit auf und legte die Stirn in Falten. »Wieso? Glaubst du, ich mache etwas falsch?«

Etwas zu heftig zog sie den Faden an und verknotete die blutigen Enden; der bewusstlose Hjalmar spürte jedoch nichts. Dann legte sie die rechte Hand auf die Naht und summte mit geschlossenen Augen vor sich hin. Irgendwann muss ich sie fragen, wie sie das macht, dachte Feirin, wagte jedoch nicht, ihre Konzentration zu stören. Schließlich öffnete die Frau die Augen wieder, die dunklen Ringe darunter hatten sich vertieft. Als sie die Hand von der Wunde nahm, hatten sich deren Ränder geglättet, das Blut war geronnen und es schien Feirin fast, als könne man zusehen, wie sich das Fleisch wieder zusammenfügte.

Die Kapitänin schlug Inisharca anerkennend auf die Schulter, sodass diese fast auf das Deck stürzte. Dann wandte sich Torhalda an den jungen Hexer: »Siehst du, Junge, es geht auch ohne deinen Hokuspokus. Und es gibt wenigstens eine hübsche Narbe. Hier, deine Belohnung.«

Damit drückte sie Inisharca einen kleinen Tonkrug in die Hand und ging wieder zum Bug des Drachens. Feirin konnte sich nur schwer ein Lächeln verkneifen. In dem Summen lag wahrscheinlich mehr Magie als er zu diesem Zweck aufbringen konnte, aber die Kapitänin hatte es nicht bemerkt.

Zwei der Thorwaler warfen ein wärmendes Fell über den Bewusstlosen und legten ihn in den vor Wind und Wasser etwas geschützteren Winkel zwischen den Wasserfässern, der Rest der Mannschaft kümmerte sich nicht weiter um die Passagiere, sondern beglückwünschte sich lautstark zum glücklichen Ausgang. Feirin setzte sich neben Inisharca, die sich mit dem Rücken an das Schanzkleid gelehnt hatte und müde in die dunstige Ferne starrte.

»Ich wollte deine Fähigkeiten nicht herabsetzen«, sagte er.

»Aber du warst vorhin so eigenartig und irgendwann hattest du mal erzählt, dass du kein Blut sehen kannst.«

Inisharca sah ihn verwundert an. »Habe ich das? Das stimmt nicht, ich... Ach, jetzt weiß ich, was du meinst.« Sie lachte leise und freudlos und wandte den Blick wieder ab.

»Ich habe mich vor Ewigkeiten mal darüber beklagt, dass mich niemand danach fragt. Dass niemand wissen will, wie ich mich fühle. Aber das hat nichts mit Blut zu tun. Ich habe zwei Kinder geboren, allein; ich habe mehr Wunden versorgt als ich mich erinnern kann. Das war damals nur ein Bild, ein Vergleich.« Jetzt flüsterte Inisharca nur noch, und Feirin war sich nicht sicher, ob sie noch mit ihm redete.

»Zu oft und zu viel gedacht und geredet... Sprache, so unvollkommen, immer nur Worte, Worte ... Schade, dass du mich nicht verstanden hast.«

Der Hexer hatte Mühe, sie zu verstehen, ihre Stimme ging in dem Gesang und Gelächter der Seeleute unter.

Mit der Schwerfälligkeit einer uralten Frau stand Inisharca auf, drehte sich um und stützte die Ellenbogen auf einen der bunten Schilde. Sie schien in die Wellen zu lauschen.

»Erzähl mir endlich, was mit dir nicht stimmt«, verlangte Feirin und stellte sich neben sie. Er legte ihr den Arm um die Schulter.

»Du weißt fast alles über mich und hast mir sehr geholfen. Schon weil du zugehört hast. Vielleicht solltest du es einmal anders herum probieren.«

Inisharca starrte in das schäumende Wasser. »Ich habe Angst...«, sagte sie schließlich leise. »Du könntest...«

Mit Tränen in den Augen sah sie zu dem jungen Mann auf, der ihr aufmunternd zulächelte. Dann bückte sie sich entschlossen nach dem Krug, der auf dem Deck stehen geblieben war, und entkorkte ihn. Der scharfe Geruch von starkem Alkohol verflog schnell mit dem Wind. Inisharca nahm einen Schluck und begann zu husten.

»Torhalda meint es wirklich gut mit uns«, keuchte sie heiser und mit einem schiefen Grinsen. Sie reichte Feirin den kleinen Krug. Dann wandte sie sich wieder ab und versenkte den Blick erneut in die Wellen.

»Es ist das Meer, Junge. Bis wir abgelegt hatten, dachte ich immer, dass ich bloß verrückt bin. Gut, ich kann Funken machen und ein bisschen singen, aber das kann an meinem Vater liegen, wie du gesagt hast. Jedoch die Träume... Dieser lästige, kleine Drache hat es gewusst. In mir drin ... wie soll ich das erklären ... da ist noch jemand anderes. Eine Frau aus dem Meer, die nicht sterben kann. Ich träume manchmal von ihr und seit wir von zu Hause weg sind, ist es immer schlimmer geworden. Wenn ich aufwache, weiß ich oft nicht einmal, wer ich bin. Und hier... Ich glaube, ich weiß, wie es da unten aussieht. Manchmal möchte ich mich einfach in das Wasser fallen lassen. Dabei kann ich nicht einmal schwimmen.« Inisharca hielt kurz inne.

»Irgendwo in den südlichen Meeren gibt es einen großen, flachen, dreieckigen Fisch, der so etwas erzeugen kann wie

meine Funken. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich, wie er langsam und schön vorbeischwimmt. Ich habe das Gefühl, dass ich mich so wie er bewegen könnte, wenn ich ins Wasser springen würde. Aber ich habe so etwas noch nie wirklich gesehen oder gehört, verstehst du? Inzwischen wage ich kaum noch, einzuschlafen, weil ich hier draußen jede Nacht träume. Warum bilde ich mir all das ein? Und was ist, wenn ich die Träume nicht mehr vom echten Leben unterscheiden kann?»

»Was träumst du denn?«, fragte Feirin vorsichtig.

Endlich hatte er vielleicht eine Gelegenheit, diese eigenartige Frau zu verstehen. Inisharca lächelte ihn wieder schief an, dann nahm sie noch einen kräftigen Schluck aus dem Krug.

»Willst du es wirklich wissen?« Der Alkohol hatte ihre Wangen gerötet. »Erst mal gibst du mir deine Hände.«

Feirin streckte verwirrt die Arme aus. Inisharca legte ihre Fingerspitzen auf seine Handflächen und summt wieder die getragene Melodie. Der Hexer spürte ein leichtes Kribbeln und das Brennen ließ schnell nach. Als Inisharca ihre Hande zurückzog, war die Haut nur noch leicht gerötet.

Sie setzte sich wieder, lehnte sich an einen der bemalten Schilde, legte die Füße auf ein Ruder und schloss die Augen.

»Das ist ein Heillied, das ich von ihr gelernt habe. Mit der rechten Hand kann ich es besser, dafür bin ich mit der linken mit dem Dolch schneller. Und wenn ich mit drei Stimmen singen könnte wie sie, dann bräuchte ich nicht einmal mehr die Heilkräuter. Sie ist vor ewigen Zeiten irgendwo da unten aus einem winzigen Ei geschlüpft...«

Farben, Töne, Gefühle, Gerüche, ein Gewebe aus bunten Schleiern, hinter denen weitere liegen und dahinter wieder andere... Die Wahrnehmungen vermischen sich, manchmal taucht ein klares Bild auf, das einen Augenblick lang zu erkennen ist. Ich sehe und spüre mich, als wäre ich außerhalb. Die Gestalt ändert sich ständig, ebenso seine, und doch weiß ich, dass er es ist.

... erhobene dreifittrige Hände, aus denen blaue Blitze schießen. Hoffentlich ist es noch nicht zu spät, ich spüre, wie mein Herz hämmert. Die Felswand, hinter der er gefangen ist, zerspringt in winzige Splitter, die...

... der vor mir liegt, mein erbittertster Feind. Ich zerre die Felle beiseite, in die er gehüllt ist, und kralle mich mit langen Nägeln tief in sein Fleisch, reiße das Herz aus der Brust, lachend und siegreich. Das Stück warmes Fleisch der wilden Göttin opfernd beiße ich gierig...

... gebeugt überein Buch voller seltsamer Zeichen. Eine einsame Kerze beleuchtet den Tisch aus schwerem, rotem Holz. In meinem Kopf dröhnt es, und ich bin so müde. Da legt sich eine warme Hand auf meine Schulter. Diese Kraft, die er mir durch die einfache Berührung gibt! Lächelnd vertiefe ich mich wieder in die Symbole, die so xoichtlich ...

... steige von meinem Reittier, das einer riesigen Fledermaus ähnelt. Die schroffen, himmelhohen Gipfel, hinter denen das Eis liegt, ragen blau und violett auf. Er hat auf mich gewartet und als wir um in die Arme fallen, spüre ich in ihm die gleiche, wilde Leidenschaft, die mich verzehrt. Wir sinken eng umklammert in das kurze Gras. Diese drei Tage werden das Einzige sein, das wir jemals...

... vier riesige Musiker, die ich durch meinen Willen beschwo-reit habe. Der Vierarmige mit dem Stierkopf schlägt die großen Trommeln, die schwarze Haut glänzt vor Schweiß. Gegenüber, die Schwingen auf dem Rücken verschränkt, beioegt der andere die bleichen Finger auf der gläsernen Flöte, die so seltsam geformt ist, dass er sie mit dem weißen Schnabel blasen kann. Das vielzahnige Gesicht der blaugrünen Echse grinst, ihre Schwimmhäute hindern sie nicht am Spiel auf der geschwungenen Harfe. Und der Gefährlichste hat den Wolfskopf mit dem roten Ml zurückgelegt und singt mit fauchender Stimme, während er die Rasseln schüttelt. Der Tanz...

... seinen starken Rücken an meinem. Die doppelklingige Axt schneidet sich durch das Fleisch der Gegner, aber es werden nicht weniger. Lange werden wir das nicht mehr durchhalten, ich spüre

bereits, wie er keucht, und auch mir toerden die Arme schwer. Als plötzlich hinter dem Hügel die Hörner erklingen, beginnt er ran zu lachen, mir schießen die Tränen des Glücks in die Augen. Die Freunde ...

... zwischen den Säulen ein Netz aus Licht. Die Fäden blitzen in allen Farben, so hell, dass mir die Augen schmerzen. Aber er kann es nicht durchdringen und endlich habe ich Zeit, Kraft zu schöpfen. Er tobt hinter der Barriere, die ich gebaut habe, brüllt in seiner unverständlichen Sprache. Irgendwann muss diese Jagd ein Ende ...

... die Zähne zusammenpresst, dass es knirscht. Ja, er muss es tun, sonst fressen sie mich von innen auf. Ich beiße auf das Stück Holz und klammere mich an die Tischkante, als er das Messer neben dem linken Schulterblatt ansetzt, die Haut durchtrennt und die widerlichen weißen Eier dieses Wesens, das mich gestochen hat, aus mir herausschneidet. Sein Gesicht ist grau, als er mich fragt, ob ich es noch aushalte. Dann hält er die Klinge ins Feuer. Wenigstens ...

Langsam tauche ich aus den Nebeln und Bildern auf, die schon zu verblassen beginnen. Was ich davon festzuhalten versuche, rinnt mir wie feiner Sand durch die Finger. Als ich die Augen öffne, ist nichts geblieben außer einem ziehenden Gefühl im Leib. Ich glaube, das nennt man Sehnsucht. Der Duft der in der Schale verbrennenden Kräuter, die es leichter machen sollten, zieht in schnveren Schwaden durch den schmucklosen, fast dunklen Raum.

Der Priester in der schwarzen Robe beugt sich über mich und reicht mir die Hand, um mir beim Aufstehen zu helfen. Sein unbewegtes Gesicht spiegelt nichts von seinen Gefühlen, die ich trotzdem spüren kann: Neugier und Mitleid. Er sagt nichts, weil es nichts zu sagen gibt; der Trank hat seinen Zweck verfehlt. Mein Kopf schmerzt und mit zitternden Händen kritzele ich einen Dank auf meine Tafel. Den dunklen Edelstein, den ich als Bezahlung der Rabenstatue zu Füßen gelegt hatte, lasse ich liegen. Ich brauche ihn nicht. Mit schwerem Schritt verlasse ich den Tempel des Gottes der Menschen, der mir auch nicht helfen konnte.

Als es hell wurde, setzten die Thorwaler die beiden wie versprochen in einer kleinen Bucht ab. Zwei der Ruderer trugen Inisharca an Land, die nicht einmal aufwachte, als eine plötzliche Welle sie mit kaltem Meerwasser überspülte. Einige Matrosen brachten ein paar kleinere der gut verpackten Ballen vom Schiff und verschwanden damit hinter einer Anhöhe, wo sie wohl erwartet wurden. Hufgeklapper entfernte sich und die Männer und Frauen kehrten gut gelaunt zur *Slurmreilcr* zurück.

Zu Fuß würden sie noch einen halben Tag bis Havena brauchen, versicherte Thorhaida und hob die Hand zu einem Gruß. Dann verschwand das Drachenschiff im Morgen nebel.

Ein wenig hilflos setzte sich Feirin neben Inisharca, die immer noch keine Anstalten machte, zu erwachen. Gleich hinter ihrem Lagerplatz schien es sumpfig zu werden; schief stehende, flechtenbehangene Erlen säumten verdächtig ebene Flächen, die mit dichtem Kraut bewachsen waren. Die Luft roch nach verfaulendem Laub und der Dunst, der aus den Senken aufstieg, wollte sich nicht verflüchtigen. Wahrscheinlich würde es hier nicht einmal genügend trockenes Holz geben, um ein Feuer zu machen. Aber er wusste sowieso nicht, wie er es anzünden sollte.

»Na, habt ihr mich vermisst?«, ertönte von oben eine durchdringende Stimme. Als wäre er nie fort gewesen, zog Feueropal eine Schleife um Feirins Kopf und ließ ein totes Tier, das wie eine große struppige Ratte aussah, vor die Füße des Hexers fallen.

Der Drache landete und warf grinsend einen Blick in Feirins Gesicht. »Gut, dass du es nicht willst. Ich habe nämlich Hunger!«

Feirin wusste nicht, ob er erleichtert oder enttäuscht sein sollte. Er hatte nicht mehr damit gerechnet, dass Feueropal noch einmal auftauchen würde. Um einen Weg durch den Sumpf zu finden, würde der Drache jedoch wieder einmal unentbehrlich sein.

»Wo warst du eigentlich die ganze Zeit?«, fragte Feirin schließlich.

Der Drache sah von seinem Mahl auf. »Frag lieber nicht«, antwortete er schmatzend.

»Ich habe in dem Maul von diesem Holzdrachen gehockt und gehungert. Wenn nicht zufällig eine Möwe an der gleichen Stelle gelandet wäre ...« Feueropal schüttelte sich.

»Ich habe noch drei Tage lang Federn gespuckt. Und außerdem hätten diese unmöglichen Leute den Kopf ruhig bequemer schnitzen können. Die haben ja keine Ahnung von echten Drachen.« Damit wandte er sich wieder dem Fleisch zu.

In diesem Moment hob Inisharca stöhnend den Kopf. »Wo sind wir?«, fragte sie und blinzelte in den verhangenen Himmel, der ihr viel zu hell war.

»Ich weiß nicht genau, wie immer«, sagte Feirin. »Thorhalda meinte, dass es in der Nähe von Havena ist.«

Mühevoll stemmte sich die Frau auf den Ellenbogen. »Da will ich gar nicht hin. Ich habe Angst...« Sie stockte.

»... dass du es wieder erkennst«, setzte der Hexer fort. »Was wäre denn, wenn tatsächlich es so aussieht wie in deinem Traum?«

»Es tut mir Leid, dass ich dir so viel Zeug erzählt habe. Ich erinnere mich nicht an alles.« Inisharca setzte sich hin, sah jedoch so aus, als könne sie jeden Moment wieder umsinken. »Mir tut der Kopf weh! Aber du bist noch nicht weggelaufen, und die Feuer spuckende Eidechse ist auch wieder da. Mir geht es nicht so gut...«

Feirin schmunzelte. »Du hast auch den ganzen Krug ausgeleert. Aber was du mir anvertraut hast, ist nicht unbedingt ein Grund, wegzulaufen.«

»Was hast du ihm erzählt?«, mischte sich Feueropal ein.

Die Frau schüttelte den Kopf und stöhnte. »Das weißt du ganz genau, du Plagegeist. Die Träume.«

Das Lachen des Drachen fügte dem dumpfen Dröhnen hinter ihrer Stirn einen bohrenden Schmerz hinzu.

»Ich habe keine Ahnung, wirklich«, sagte Feueropal. »Dass du ein anderer Mensch bist, wenn du träumst, das habe ich gleich gesehen. Aber wer du dann bist, weiß ich nicht. Vielleicht eine schöne, reiche Prinzessin oder eine große Zauberin? Das wollen doch alle ...«

»Red' nicht so einen Unsinn!« Obwohl sie leise sprach, hatte die Stimme der Frau eine solche Intensität, dass selbst Feueropal nicht gewagt hätte, etwas zu erwidern.

»Was ich träume, ist nichts, was ich gerne wirklich erleben möchte. Ein paar Hundert Götterläufe voller Enttäuschung und Entsetzen und Reue... Ich finde die Wirklichkeit oft schon so schrecklich, dass es kaum auszuhalten ist. Und das ist noch schlimmer.«

Feueropal grinste wieder, aber vorsichtig. »Und was ist, wenn deine Träume auch wirklich sind? Deshalb traust du dich nicht, nach Havena zu gehen.«

Inisharca klang wieder normal und sogar ein bisschen kläglich, als sie antwortete: »Kann schon sein.«

Feirin sagte gar nichts, er dachte nach. Die Geschichte, die ihm seine Freundin mit immer schwerer werdender Zunge in einer sicher stark verkürzten und sehr sachlichen Form erzählt hatte, könnte tatsächlich passiert sein. Und vielleicht hatte der Drache Recht und sie war auf irgendeine Art wirklich diese andere Frau. Wenn er sich recht erinnerte, glaubten die Maraskaner an so etwas wie Wiedergeburt, aber normalerweise wusste man im >nächsten Leben< nichts mehr vom vorigen. Normalerweise ...

»Es muss einen Weg durch diesen Sumpf geben«, sagte Inisharca und raffte sich auf. Vielleicht würden die Kopfschmerzen nachlassen, wenn sie sich etwas bewegte. Allerdings nur langsam, ihr wurde schon beim Aufstehen schwindlig.

»Hast du nicht gesagt, hinter diesem Hügel ist eine Straße, auf der sogar Pferde gelaufen sind? Und unser Feueranzünder kann ja mal ein bisschen Ausschau von oben halten, dann quatscht er nicht so viel.«

17. Kapitel

»Habt Ihr jetzt endgültig den Verstand verloren?«, fragte Ardo, während Yassias Pferd panisch auf die Hinterbeine stieg, sich aber nicht losreißen konnte. Der Magier starrte aufgebracht auf die glimmenden Stümpfe des Schilfs, in das seine Gefährtin eine lange Flammenlanze gejagt hatte. Auch er fand die Mückenschwärme störend, aber am Rande eines so ausgedehnten Sumpfbgebiet war nichts anderes zu erwarten. Außerdem glaubte er nicht, dass diese Methode sonderlich Erfolg versprechend war. Das leise Summen, das um ihn herum ertönte, gab ihm Recht.

»Ich hasse die Viecher!«, stieß Yassia hervor. Ihr feingeschnittenes Gesicht war von Ekel verzerrt, als sie sich zu Ardo umwandte.

»Und in dieser miesen Gegend wird wohl kaum jemand leben, der sich durch mich gestört fühlt.«

Der Zauberer schüttelte den Kopf und setzte seine fahrigen Bemühungen, das kleine Zelt abzubauen, fort. Auch er war unruhig, das konnte er nicht abstreiten. Der Hafenmeister hatte zwar steif und fest behauptet, dass das Schmuggelschiff erst kurz hinter Havena wieder anlegen würde, aber Ardo befürchtete, zu langsam zu sein. Bei der Geschwindigkeit, die Drachenschiffe erreichen konnten, war es unklar, ob sie eher ankämen als die Thorwaler, obwohl sie die Pferde bis zu Erschöpfung antrieben.

Außerdem hatte Yassia nur zum Teil Recht. Der Sumpf, der das Delta des Großen Flusses umgab, war zwar eine >miese Gegend<, aber gerade deshalb dürfte es genug Wesen geben, die auf ihre Anwesenheit nicht aufmerksam würden. Wesen, die selbst die Aufmerksamkeit anderer scheuten und die gewiss nicht alle menschlich waren.

»Ich verstehe Euch nicht. Man sollte doch meinen, dass Ihr bei Eurer Herkunft keine Probleme mit irgendwelchen natürlichen Gegebenheiten haben dürftet. Eure Mutter...«

»Lasst meine Mutter aus dem Spiel«, fauchte Yassia. »Wenn sie sich nicht wie eine billige Hure diesem rosenohrigen Adligen an den Hals geworfen hätte ... Sie hätte sich wenigstens um mich kümmern können, aber sie musste ja auf Nimmerwiedersehen in den Wäldern verschwinden.« Sie atmete ein paar Mal tief durch, dann glätteten sich ihre Züge wieder.

»Allerdings wüsste ich nicht, was Euch das angeht. Aus welchem Loch Ihr gekrochen seid, habt Ihr ja auch noch nicht erzählt.«

Ardo fuhr auf, hatte sich aber wie immer sofort wieder unter Kontrolle.

»Macht Euch keine Sorgen, Ihr seid in besserer Gesellschaft, als wenn Rodwiga bei Euch wäre«, erwiderte er höhnisch. »Allerdings wundert mich Euer kleines Geschäft in Rommilys nicht mehr, nach dem, was Ihr über Eure Mutter...«

Wieder verzerrten sich Yassias Züge, diesmal aber vor Wut. Sie hob die Hand und begann, eine Formel zu sprechen. Aber Ardo, der damit gerechnet hatte, war schneller. Bevor sie ihren Zauber wirken konnte, schlug er sich mit der Faust in die Hand, und die Halbelfe erstarrte in ihrer Pose.

»Jetzt müsst Ihr mir endlich einmal zuhören«, sagte der Mann und umkreiste mit langsamen Schritten die groteske Statue.

»Ich habe genug von Euren Allüren, die unser Projekt nur gefährden. Ich frage mich wirklich ernstlich, wie Ihr es geschafft habt, in Rommilys zu überleben. Auch in Eurem Haus wird es Fliegen und ähnliches geben, und wenn Ihr jedes Mal so reagiert, muss es irgendwann einmal jemand merken, der nicht so verständnisvoll ist wie ich. Es würde mich nicht wundern, wenn Ihr es bereits geschafft hättet, uns ein paar Kirchenmänner auf den Hals zu hetzen. Habt Ihr denn nichts aus dem Desaster mit Euren Höllenhunden gelernt?«

Ardo blieb vor Yassia stehen und blickte in ihr Gesicht. »Warum habt Ihr nie gelernt, Euch zu beherrschen? Ich möchte nicht Euretwegen ...«

Plötzlich zuckte ein Grinsen über den Mund des Zaubers. Dieses Problem ließ sich ein für allemal lösen. Mit einem Tritt beförderte er die erstarrte Gestalt in das Sumpfloch neben dem Pfad, das von einer trügerischen grünen Decke bewachsen war. Die runden Blätter schoben sich langsam wieder zusammen, nachdem der letzte Zipfel des Mantels unter der grauen Oberfläche verschwunden war. Aber Ardo wollte ganz sicher sein. Er setzte sich an den Wegrand und wartete geduldig.

Erst als sich ein paar Blasen zeigten, die träge zerplatzten und danach die winzigen weißen Blüten wieder eine krautige Wiese vortäuschten, bestieg er den Braunen und setzte seinen Weg fort. Es würde zwar schwieriger werden, aber er war zuversichtlich, dass er den Stein auch ohne Yassias Hilfe finden würde. Und für Jost konnte er sich eine glaubwürdige Geschichte übereinen tragischen Unfall einfallen lassen.

Allerdings sollte Ardo nie erfahren, dass eine beliebte Züchtigung seines Anführers für geäußerte Zweifel darin bestand, den Widerspenstigen für einige Zeit seiner Kräfte zu berauben und ihn so lange in einen völlig dunklen, mit beißenden Insekten gefüllten Raum zu sperren.

Inisharca hatte sich wirklich nicht überreden lassen, in die Stadt zu gehen, obwohl Havena in lockender Sichtweite lag, nachdem sie den Sumpf verlassen hatten. Feirin hätte sich gern dort umgesehen und auch Feueropal war neugierig, aber die Frau übernahm resolut die Führung und suchte sich einen Weg am Großen Fluss entlang.

»Schließlich komme ich von hier«, hatte sie gesagt und keinen Widerspruch zugelassen. In Anbetracht ihrer düsteren Stimmung machte Feirin sie und vor allem den Drachen nicht darauf aufmerksam, dass sie seit ihrer Kindheit

nicht mehr in Albertainia gewesen war und wahrscheinlich auch nie in dieser Gegend.

An einem Abend, als Feueropal auf Jagd war, beschloss Feirin, ein ernstes Wort mit seiner Reisegefährtin zu reden.

»Seit wir wieder halbwegs festen Boden unter den Füßen haben, hast du fast gar nichts mehr gesagt. Was ist los mit dir, Cara?«

Inisharca stocherte verbissen in der Glut des kleinen Feuers. »Ich habe es satt, das ewige Weglaufen. Und wie du mich immer anstarrst. Ich hätte nicht so viel trinken sollen an dem Abend, ich weiß, und auch danach den Mund halten sollen. Ich bin doch kein ...« Ihr fehlten die Worte.

Der Hexer lächelte aufmunternd. »Doch, du bist eine außergewöhnliche Frau. Und es mag sein, dass ich ein bisschen mehr auf dich achte, seit ich weiß, warum du dich nachts immer so herumwälzt. Aber das heißt nicht, dass ich dich für verrückt halte oder dich nicht mehr als gute Freundin bezeichnen würde.«

In ihren grauen Augen spiegelte sich das Feuer, als sie ihn sehr ernst ansah. »Dann tu mir einen Gefallen, Junge, und rede nie wieder darüber.«

Schweigend nickte Feirin. Er würde sich an ihre Bitte halten, zumindest bis sie selbst wieder damit anfangen würde. Obwohl sich Inisharca im Moment wahrscheinlich nicht verzeihen konnte, von ihren Träumen erzählt zu haben, war er sich sicher, dass sie froh war, endlich mit jemandem gesprochen zu haben. Auch das musste irgendwann durchbrechen, ebenso wie ihre magischen Kräfte.

Inisharca war für sein Schweigen dankbar. Sie fühlte sich so unsicher wie damals, als sie mit dem jungen Mann unter der Trauerweide hockte und ihr klar geworden war, dass sie alle Brücken hinter sich abgebrochen hatte. Sicher, es war nicht das erste Mal, dass sie etwas aus ihren Träumen erzählt hatte, aber normalerweise machte sie Märchen und Geschichten daraus und bisher hatte noch niemand gemerkt, dass es mehr für sie bedeutete. Und es hatte auch

kaum jemanden interessiert außer den Kindern. Und dem Drachen, fiel ihr ein.

Hielt Feirin, der erste Mensch, der sie eine längere Zeit unverstellt ertrug, sie nicht doch für verrückt? Immerhin hatte er sie trotz allem >Freundin< genannt.

Ungborn war vom Pferd gestiegen und besah sich die Spuren auf dem feuchten Boden. Das herrenlose Pferd, das er von der krummen Birke losgebunden hatte, war fluchtartig den schmalen Pfad zurückgaloppiert. »Das gefällt mir nicht«, sagte der Ritter. »Irgendetwas ist hier...«

»... nicht mit rechten Dingen zugegangen«, ergänzte der Inquisitor und stieg ebenfalls ab. »Seht Euch das hier an!«

Er wies auf die Brandspuren im Schilf, ein paar Schritte entfernt. Etwa auf Brusthöhe waren die Stängel und Blätter in einem halben Schritt Breite abgesengt, als habe jemand eine glühende Sense in einem Bogen hindurchgezogen. Vorsichtig beugte sich Praiogreif vor; das Gebiet der Zerstörung ging tief in den Schilfstreifen hinein. Bei der Feuchtigkeit musste dazu eine enorme Hitze nötig gewesen sein, und es gab nur eine Erklärung.

«Magie«, stellte Praiogreif angewidert fest. »Und ich habe den Eindruck, dass es mit diesem Händler und seiner Begleiterin zu tun hat. Vielleicht sind sie überfallen worden.«

»Nein, Herr. Die einzigen Spuren, die wegführen, sind diese. Ein einzelnes Pferd mit einem losen Hufeisen, das einem der beiden gehörte. Sie sind schon die ganze Zeit vor uns. Sonst war niemand hier.«

Der Inquisitor wusste, dass Ungborn Recht hatte. Rechts und links war kein Durchkommen durch das von Schilf überwucherte Moor. Und dennoch spürte er, dass es wichtig war zu wissen, was geschehen war. Praiogreif schloss die Augen und versenkte sich tief in sein Innerstes. Wie ein eisiger Windhauch, der seine Seele streifte, berührte ihn plötzlich die Erkenntnis, dass etwas Dunkles am Werk war. Und ein Teil davon ruhte jetzt in dem unergründlichen

Sumpfloch neben dem Weg. Vor seinem inneren Auge erschien das Bild des Iurmcs im Reichsforst.

»Wir setzen unseren Weg fort«, sagte er bestimmt und bestieg wieder sein Pferd.

»Derjenige, der vor uns ist, hat das gleiche Ziel wie wir, aber offensichtlich aus einem anderen Grund. Und wenn es stimmt, was ich vermute, müssen wir vorsichtig sein.«

Die Tränen sind aufgebraucht, schon lange. Inzwischen ist Praios vom Himmel verschwunden, das Madamal voll und rund aufgegangen. Sie liegen auf dem Boden, meine Gefährten der letzten Monde, tot und stumm.

Werred, der wortkarge fägar, vor dem kein Weinkrug und kein blondes Mädchen sicher war. Lang und sehnig und schnell.

Es hat dir nicht geholfen. Deine Pfeile sind toet zerstreut und zerbrochen, ein Loch klatft in deinem Bauch. Du loolltest mir doch noch erklären, woher du den Elfenbogen hattest ...

Rhün, hinter dessen langem, schwarzem Bart nie eine Regung sichtbar wurde.

Aber die Geschichten, die du erzähltest... Bei dir habe ich gelernt, Tränen zu lachen. Du hast lange durchgehalten mit der Wunde in der Hüfte, aber auch ein Zwerg hat irgendoann zu viel Blut verloren. Ich hätte so gern gewusst, wie dein ganzer Name lautet.

Tessana, die Schöne, schmal und durchscheinend.

Nach deinem ersten Zauber haben sic dir den schlanken Hals durchgeschnitten. Jetzt ist deine elegante, graue Robe rot und fleckig. Deine Eifersucht war so unbegründet. Glaubst du wirklich, ich hätte dir einen Mann wie ihn wegnehmen können? Er lutt uns beide nicht gexoollt, so einfach ist es, nein, war es.

Auch du, Ghoran...

Nein, du hast uns nie von deiner Vergangenheit erzählt. Warum nicht? Vielleicht hätten deine Freunde einen Weg gefunden... Jetzt luiben deine Verfolger dich gefunden. Deine grünen Augen starren ins Leere, die grauen Strähnen in deinem Bart sind blutgetränkt. Sie haben deinen Kopf ein paar Schritt neben deinem

ausgestreckten Körper liegen lassen. Unnützes Gepäck. Die unzerreißbare Kette reicht als Beweis.

Die neun anderen Toten in den abgexoetzten Lederrüstungen interessieren mich nicht. Oder doch? Langsam beginne ich zu begreifen, was das Wort >Hass< bedeutet.

Nur mit Mühe schaffe ich es, mich aus meiner Erstarrung zu lösen. Ich habe es xoirklich nie gelernt, in eurer Welt zu kämpfen, aber es gibt etwas, das ich kann. Ich habe es selten hier getan und nur heimlich. Jetzt nutzt es euch nichts mehr.

Dieser verdammte Schlag auf den Kopf! Als ich das Bewusstsein wiederfand, war es schon zu spät. Und iwas dann kam, verblasste vor dem, xoas ich sah. Was interessiert mich mein Körper, wenn Glioran gegangen ist...

Vielleicht kann ich euch xoeningstens die Würde wiedergeben. Ich beginne zu singen. Ja, ich bin stark genug, dass sich selbst das tote Fleisch toieder zusammenfügt. Nur den Kopf muss ich an die richtige Stelle legen.

Ghorans Gesicht ist kalt und erstarrt. Trotzdem - ein Kuss, den ich ihm im Leben nie geben konnte... Wiederbeginne ich zu weinen, einer der wenigen Vorzüge dieses Körpers.

Es dauert nicht lange, bis die vier nur noch soaussehen als würden sie schlafen. Ich lege die Körper nebeneinander, die Leichen der Kopfgeldjäger verschwinden in der Schlucht. Ich fange an zu bereuen, dass ich mich selten für die Gebräuche dieser Welt interessiert habe. Bei meinem Volk ist der Tod meist nur ein Verschwinden ohne Bedauern. Aber hier? Ich weiß es einfach nicht.

Und dann fällt mir etwas ein, etwas aus einem anderen Leiten ... Ja, auch das habe ich einmal gelernt, vor einer Ewigkeit, wie es scheint. Eine Seele kann ich zurückholen aus dem Vergessen, einmal in meinem Leben. Ja, ich war eine der Bewahrerinnen, in einer anderen Welt. Aber xmrurn sollte es hier nicht ebenso möglich sein? Die Heilgesänge wirken doch auch. Das Madamal ist voll, es ist die Gelegenheit...

Ich bette Ghorans nackten Körper auf einen flachen Felsen. Jetzt sieht er so ruhig aus, so friedlich. Der gehetzte Ausdruck, der so

oft auf seinem Gesicht lag, ist verschwunden. Er ist nicht mehr jung nach menschlichem Maßstab und doch sind die Falten um seine geschlossenen Augen nicht mehr so tief wie im Leben. Der verbissene Zug um seinen Mund ist verschwunden. Und die Kette haben sie mitgenommen, sein Zeichen, das Gcioicht, das seine breiten Schultern unmerklich beugte. Ein neues Leben ...

Ich lächle, als mir einfällt, dass er trotzdem nicht mir gehört. Wenn ich ihn zurückhole, wird er mich vielleicht dennoch verlassen. Und ich darf es ihm nie sagen. Aber es gibt Hoffnung für mich.

Meine Fingerspitzen berühren vorsichtig die kalte Haut. Ich streichle die vielen Narben, das schwarze und graue Haar auf seiner Brust, die geschwungenen Lippen, die Falten auf der Stirn, die starken Hände. Vielleicht darf ich das noch einmal tun, so wenn er wieder lebt. Ich kann es mir immer noch verdienen. Und ich bin mir auf einmal ganz sicher, dass der Große Gesang auch hier wirkt, auch so wenn der Klang so völlig anders sein wird.

Langsam beginne ich, den Stein zu umkreisen. Das silberne Licht umhüllt mich. Die Luft ist zu dünn, um wirklich zu tanzen, aber ich finde den Rhythmus. Mit geschlossenen Augen beginne ich zu summen. Als ich die erste dreifache Silbe aussprechen will, mit den Händen, dem Mund, dem Gefühl, fallen mir plötzlich die Arme herunter. Die Magie, die mich fast schon oben ließ wie in meiner Welt, versickert.

Was tue ich? Habe ich den Frieden in seinem Gesicht nicht gerade gesehen? Will er überhaupt zurückkehren? Tue ich das hier wirklich für ihn oder nur für mich?

Ich weiß es nicht, so weiß es nicht, so weiß es nicht ...

Tessana hatte Recht, ich bin ein dummes Mädchen. In dieser Welt auf jeden Fall. Ich so weiß so soettig. Warum kann es nicht einfacher sein? Soll ich es versuchen oder nicht? Warum muss ich die Wahl haben? Warum muss ausgerechnet ich die Fähigkeit haben, dieses Lied zu singen?

Wenn ich doch nur diese Stimme nicht hätte...

Der Morgen begann mit strömendem Regen. Feirin fragte Inisharca nicht, was in dieser Nacht vorgefallen sei, ob-

wohl die Frau weinend aufgewacht war. Er hatte ihr versprochen, nicht mehr darüber zu reden, und daran hielt er sich. Trotzdem hatte er, wenn auch vergeblich, versucht, aus dem Gemurmel, das ihn vor Tagesanbruch geweckt hatte, schlau zu werden.

Manchmal fragte sich der Hexer, wie es sein mochte, so ein zweites Leben zu führen. Vielleicht konnte es ja sogar ganz angenehm sein, wenn es sich nicht ausgerechnet um das handelte, von dem Inisharca ihm erzählt hatte. Sicherlich, nein, hoffentlich gab es auch in ihren Träumen ein paar Dinge, die schön waren.

»Du kannst den Rest haben, ich habe keinen Hunger.« Die Frau, die auf dem umgestürzten Baumstamm saß, neben dem sie in der Nacht gelegen hatten, schob den Käse und das harte Brot zu dem Drachen hinüber und rieb sich mit Regenwasser das verquollene Gesicht ab. Feueropal stürzte sich gierig auf das Essen, das sie vor zwei Tagen in einem Dorf gekauft hatten und nörgelte im Anschluss lautstark und ausgiebig an Geschmack und Qualität der Speisen herum. Deshalb hörten sie das sich nähernde Pferd erst, als es zu spät war, sich zu verstecken.

Ardo beglückwünschte sich im Stillen zu seinem Glück. Er war zwar langsamer als das Schiff gewesen, aber er musste nicht einmal nach Havena hinein, um die Spur der Verfolgten wiederzufinden. Ein Bauer, der sich fürchterlich darüber aufregte, dass niemand etwas gegen kleine, diebische Drachen und ihre Besitzer unternahm, hatte ihm bereitwillig den Weg gewiesen, und es war dem Zauberer nur recht, dass sich seine Beute durch das zwar immer noch sumpfige, aber wenigstens nur dünn besiedelte Ufergebiet des Flusses bewegte. Immer unauffällig bleiben, daran hielt sich Ardo auch jetzt, obwohl ihm die Zeit allmählich davonlief.

Ein paar Weiden säumten die feuchte Wiese, auf der er die Gesuchten endlich eingeholt hatte. Dichtes Gesträuch

aus Schlehen und niedrigem Rotdorn schirmte den Blick zu dem überwachsenen Pfad ab, auf dem er gekommen war. Das letzte Dorf lag ein paar Meilen entfernt, das nächste würde ebenso weit weg sein, und so, wie der Weg aussah, wurde er nur selten benutzt. Niemand würde ihn stören, und niemandem würde er auffallen. In seinem Triumphgefühl kam er nicht auf die Idee, vorher zu prüfen, ob die Frau den Karfunkel noch bei sich hatte.

Inisharca blieb sitzen und hoffte, dass der Reiter einfach vorbeiziehen und sie nicht beachten würde. Erst als sich das Pferd zwischen den Sträuchern hindurchschob und ein Mann absprang, beschlich sie ein ungutes Gefühl, das wohl auch Feirin spürte. Erstand auf und griff nach seinem Stab, verzweifelt nach dem Wort suchend, das er gerufen hatte, als er diesen Mann das letzte Mal gesehen hatte. Aber es fiel ihm immer noch nicht ein. Bevor der Hexer etwas anderes tun konnte, lähmte ihn ein Zauber.

Jetzt erst erkannte Inisharca den Besucher aus Retos Dachkammer wieder. Das Gesicht war so alltäglich, dass es ihr nicht aufgefallen war. Aber was konnte sie ihm entgegensetzen außer ihren ärmlichen Funken? Und wo versteckte sich die Dame mit dem kalten Lächeln? Aber das war jetzt unwichtig. Der Zauberer hatte etwas mit dem Jungen angestellt. Mit geballten Fäusten ging sie auf den Mann zu, der etwas murmelte.

Feueropal, auf den niemand geachtet hatte, stürzte sich von oben auf Ardo und spie eine kleine Flamme in Richtung seines Kopfes. Die nassen Haare fingen jedoch kein Feuer, sondern dampften nur leicht, dafür wandte der Zauberer den Blick und schlug sich mit der Faust in die Hand. Der Spruch traf den Drachen, der sich gerade wieder aufschwang.

Wie ein Stein fiel Feueropal auf die Wiese, doch als Inisharca, die sicher war, dass er sich etwas gebrochen hatte, loslaufen wollte, um nach ihm zu sehen, hob der Magier

die Hand, und sie blieb entsetzt stehen. Jedoch kein Zauber folgte.

»Du bleibst schön da, wo du bist, und hörst mir zu. Es lohnt sich nicht, deinetwegen noch mehr Kraft einzusetzen. Aber ich sage dir gleich, ich hasse es, unterbrochen zu werden. Hast du das verstanden, Weib?«

Die Frau nickte und schluckte trocken. Was wollte dieser Mann nur? Was war mit Feirin und dem Drachen geschehen?

»Nach all dem Ärger, den du mir gemacht hast, hätte ich nicht übel Lust, dich einigen meiner Freunde vorzustellen«, fuhr Ardo fort, ein grausames Lächeln auf dem sonst so nichts sagenden Gesicht.

»Es hätte ganz einfach sein können, wenn du in Gareth auf die arme Yassia gehört hättest. Du hättest uns vergessen, und alles wäre in Ordnung gewesen. Doch so ...«

Fieberhaft überlegte Inisharca, was es war, das die Dame von ihr gewollt hatte. Vielleicht konnte sie den Mann dazu bringen, sie in Ruhe zu lassen. Aber es fiel ihr nicht ein, zumal die Sorge um ihre Begleiter verhinderte, dass sie sich konzentrieren konnte.

Der Zauberer sah ihre Beunruhigung mit Befriedigung. Als die Frau den Mund öffnete, um eine Frage zu stellen, genügte wieder das Heben der Hand.

»Ich wiederhole mich nicht gern«, sagte Ardo. »Also halt einfach den Mund! Frauen, die zu viel reden, mag ich nicht sonderlich.«

Sicher, dass er sie genügend eingeschüchtert hatte, setzte er sich auf die umgefallene Weide und schnipste einen Käserest weg. Sollte sie ruhig noch ein bisschen zappeln. Der junge Mann und der Drache würden sich erst in etwa einer Stunde bewegen können, und vorher konnte er ihnen nicht allzu viel anhaben. Das wusste die Frau jedoch nicht. Und sie hatte wirklich einen hübschen Hintern.

Ardo stand wieder auf und ging zu Inisharca, die sich nicht bewegt hatte. »Es war wirklich nicht sehr klug von

dir, dich uns zu widersetzen. Du hast deine Chance gehabt und jetzt nehme ich mir, was ich will. Aber vielleicht können wir noch ein bisschen Spaß haben, bevor...«

Das Lächeln wurde schmieriger, während er um sie herumging und sie von allen Seiten betrachtete. »Wenn du nicht willst, dass deinen Freunden etwas zustößt, hältst du jetzt einfach still.«

Inisharca biss die Zähne zusammen, aber ihr fiel nichts ein, was sie tun konnte. Das Kribbeln in den Fingerspitzen zeigte ihr deutlich, was geschehen würde, wenn der Mann noch einen Finger näher käme. Aber was würde dann mit Feirin passieren? Tränen traten ihr in die Augen, die sie wütend wegblinzelte.

Gedämpfter Hufschlag unterbrach Ardos Betrachtung. Verärgert drehte er den Kopf, jetzt war seine Geduld doch aufgebraucht, und es wurde Zeit, seine wirklichen Fähigkeiten zu zeigen.

Der ahnungslose Reiter auf dem Weg, der das Pech hatte, ihm in die Quere zu kommen, würde ebenso zu Boron gehen wie diese ungebildeten Bauern und dann konnte er endlich zu seinen wichtigen Aufgaben in Rommilys zurückkehren. Der Erfolg dieser Mission würde sein Ansehen in der Gruppe steigen lassen.

Doch Ardo kam nicht mehr dazu, einen Zauber auszusprechen. Nur kurz nahm er eine goldene Gestalt wahr, die mit hoch erhobenen Armen auf dem Pferd saß, da traf ihn ein gleißender Strahl reinen Himmelslichtes.

Praiogreif von Bergenstein starrte mit zusammengezogenen Brauen auf die Wiese. Hinter ihm hatte auch Ungborn sein Pferd gezügelt und wartete auf einen Befehl. Sein Respekt für den Inquisitor war erheblich gestiegen, seit dieser ihm erklärt hatte, dass der vermeintliche Händler, der den gleichen Weg wie sie hatte, auf jeden Fall unter dämonischem Einfluss stehen musste. Wenn Praiogreif so etwas anhand eines Ortes, an dem derjenige nur kurz ge-

wirkt hatte, erspüren konnte, dann hatte der Götterfürst ihn mit seiner Gunst gesegnet. Und das Aussprechen der Liturgie hatte das Gefühl des Inquisitors bestätigt.

Von dem Mann war nur ein Häufchen Staub geblieben, was bedeutete, dass seine Verbindungen zu Bewohnern der finstersten Sphären beträchtlich stärker gewesen waren, als Praiogreif erwartet hatte. Nun konnte er leider nicht mehr verhört werden, und auch das Mal, das er wahrscheinlich getragen hatte, war zerstört.

Das war ärgerlich, aber mehr als ärgerlich, wenn nicht sogar ... erschütternd war die Tatsache, dass die beiden anderen, diejenigen, die der Inquisitor so lange verfolgt hatte, völlig unversehrt stehen geblieben waren. Dass sie jetzt zitternd auf die Knie fielen, war unerheblich.

... Dein strafender Blick falle auf diese Frevler, Dein Blick zerschmettere die Frevler, Dein Blick zermahme die Missetäter... Der Inquisitor hatte es exakt so ausgesprochen. Und das Ergebnis konnte nur eines bedeuten.

Seine Erstarrung hatte in dem Moment nachgelassen, als das grelle Licht aufblitzte. Und jetzt würde alles noch einmal von vorn beginnen. Die Erinnerungen an die Verhöre, die Feirin in einen dunklen und weit entfernten Winkel seines Verstandes gedrängt hatte, waren schlagartig wieder da und erschienen so frisch, dass der Hexer sich schmerz erfüllt zusammenkrümmte. Für einen Moment spürte er einen Hauch von Mitleid mit seiner Freundin, die er mit ins Verderben gezogen hatte, aber die Welle der Qual, die über ihm zusammenschlug, ließ jedes andere Gefühl verschwinden. Wieder würde er alles zugeben, was ihm zu Last gelegt werden würde, wieder würde auch das nicht ausreichen.

»Wir haben doch nichts getan, bitte«, murmelte er leise, wissend, dass er bald das Gegenteil behaupten würde.

Leise wimmerte Inisharca vor sich hin. Die Tränen der Verzweiflung und Wut verschleierten ihren Blick, sodass

sie das Gesicht des golden Gekleideten nicht erkennen konnte, aber sie war sich sicher, dass er befriedigt lächelte. Nun hatte er sie doch endlich erwischt und es gab keine Möglichkeit, zu entkommen. Hatte sie das denn wirklich gehofft? Der Zauberer hatte das bessere Los gezogen, er hatte es hinter sich. Ohne dass es ihr wirklich bewusst wurde, begann sie zu reden: »Warum ... warum habt Ihr uns nicht gleich mit verbrannt? Ihr wollt doch sowieso unseren Tod. Wollt Ihr uns etwa vorher noch quälen? Ich habe gesehen, was Ihr dem Jungen ...«

»Schweigt!«, donnerte der Inquisitor, und die Frau verstummte wie von einer unsichtbaren Faust getroffen. Dann winkte Praiogreif dem Bannstrahler und lenkte sein Pferd zurück auf den Weg.

Erstaunt schauten Inisharca und Feirin den beiden Reitern hinterher.

»Hat er mir etwa geglaubt?«, fragte der Hexer schließlich mit zitternder Stimme. Die Frau zuckte mit den Schultern, immer noch sprachlos. Die Reiter verschwanden schnell zwischen den Bäumen, ohne sich noch einmal umzudrehen.

In Praiogreif tobte ein Aufruhr. So etwas wie das Flehen des Hexers und das Geheul der Frau waren ihm nicht neu, das war nichts, wovon er sich beeindrucken ließ. Praios selbst hatte entschieden, dass die beiden nicht bestraft werden mussten, sonst hätten sie wenigstens das Bewusstsein verloren, als er die Liturgie sprach. Also hatte er sich doch geirrt in seiner festen Überzeugung, dass sie Götterlose waren. Diese Wahrheit schmerzte, aber er konnte sie nicht einfach beiseite schieben. Er war also fehlbar, auch wenn er alle Prüfungen bestanden hatte, auch wenn der Götterfürst selbst mit ihm war. Was, wenn die anderen Inquisitoren es ebenso waren?

Selbstverständlich hatte Praiogreif schon oft Verhöre und Verurteilungen miterlebt. Und immer hatte er das erhe-

bende Gefühl gehabt, dass der göttlichen Gerechtigkeit Genüge getan worden war. Aber trotzdem wurde ihm in diesem Augenblick klar, dass *Menschen* all diese Urteile ausgesprochen hatten, Menschen, die zwar erleuchtet waren, sich aber dennoch täuschen konnten. Es ließ sich nicht ausschließen, dass manchmal Unschuldige verurteilt worden und Schuldige entkommen waren. Kein Sterblicher konnte sich anmaßen, völlig frei von Irrtümern zu sein. Nur der Götterfürst selbst war unfehlbar.

Was, wenn wirklich jedes Wesen nur seine eigene Wahrheit sehen konnte?

Der Inquisitor gab dem Pferd einen Klaps. Im nächsten Tempel würde er einen Bericht schreiben müssen. Wie die Reaktion darauf ausfallen würde, hing davon ab, wie wichtig die Wahrheit, seine Wahrheit genommen wurde.

Nachdenklich folgte Ungborn seinem Vorgesetzten. Im ersten Moment hatte er den Inquisitor fragen wollen, weshalb er die beiden nicht mitnahm, doch die Antwort hatte der Götterfürst selbst bereits gegeben. Und diese Antwort war nicht anzuzweifeln, sie hatte Bestand vor jeder Prüfung. Dennoch wurde der Bannstrahler das Gefühl nicht los, dass Praiogreif von Bergenstein nicht lange Inquisitor bleiben würde, trotz der Kraft, die in ihm zu spüren war.

18. Kapitel

»Typisch menschlich«, schimpfte Feueropal leise. »Erst ein riesiges Theater machen und dann ohne Erklärung verschwinden.«

Er ließ sich auf dem Baumstamm nieder, rollte sich zusammen und wirkte äußerst erschöpft. Die beiden Menschen knieten immer noch erstarrt da. Als Erste regte sich Inisharca; sie stand mit schmerzendem Kopf mühsam auf.

»Weißt du was, du Plagegeist? Ich glaube, du hast uns heute nicht zum ersten Mal das Leben gerettet.« Die Frau kramte in ihrem kleinen Geldbeutel.

»Das ist zwar nichts wert, aber ich habe mal gehört, dass ihr Drachen Glitzerkram mögt. Eigentlich wollte ich mir das Ding an eine Kette hängen...« Sie drückte dem Drachen den winzigen blitzenden Stein, den sie im Garten gefunden hatte, in eine Vorderklaue.

Feueropal hockte wie versteinert auf dem umgestürzten Baum und starrte fassungslos auf das regenbogenfarbene Funkeln. Seine Augen bekamen einen rötlichen Schimmer wie sonst nur nachts. Auch Feirin staunte den Stein an.

Schließlich fand der Drache die Sprache wieder. »Ist das dein Ernst?«, fragte er leise. Von seiner üblichen Aufgeblasenheit war keine Spur geblieben.

»Bist du dir ganz sicher, dass...« Er schüttelte ungläubig den Kopf und starrte Inisharca an.

Urplötzlich fing Feirin zu lachen an. »Du weißt es nicht, Cara, du weißt es wirklich nicht!«, rief er und setzte sich neben den Drachen, während er sich schüttelte. »Jetzt wird mir einiges klar.«

Er legte der Frau, die gerade wieder wütend werden wollte, beruhigend die Hand auf die Schulter. Wenigstens bestand jetzt nicht die Gefahr, dass er ein paar Funken abbekam; der Strahl hatte ihnen sämtliche astrale Energie entzogen.

»Bist du nie auf die Idee gekommen, dass deine Anfälle und deine Träume immer schlimmer geworden sind, seit du den Stein mit dir herumträgst? Das ist ein Karfunkel, ein Drachenstein. Deshalb waren die beiden hinter dir her.«

Er zeigte auf das Häufchen feinen Staubes, das langsam vom Nieselregen davongespült wurde.

Inisharcas Wut hatte sich schnell wieder gelegt und Verwunderung Platz gemacht. »Ich dachte immer, Karfunkel gibt es nur im Märchen. Sie sind magisch und ...«

Dann blieb ihr Blick an Feueropal hängen, und sie begann ebenfalls zu lachen. Wenn es so kleine Drachen gab...

Die ganze Anspannung der letzten Monde fiel von ihr ab. Von einem Augenblick zum nächsten waren alle ihre Probleme gelöst. Sie wurden nicht mehr verfolgt, die Träume würden nachlassen, und sie würde die Funken wieder kontrollieren können. In einem Mond konnte sie wieder zu Hause sein und das Bild für Finnabir fertig malen. Und in dem kleinen Garten wucherte inzwischen sicherlich das Unkraut, Eran hatte ja keine Zeit für so etwas ...

Feueropal mischte sich schüchtern in ihre Gedanken. »Willst du ihn jetzt wiederhaben?«

Inisharca schüttelte den Kopf. »Wenn er wirklich mit dem ganzen Schlamassel zusammenhängt, bin ich froh, den Stein los zu sein. Außerdem - ich habe ihn dir geschenkt.«

Der kleine Drache fuhr auf und drehte ein paar wilde Kurven in der Luft. Seine Schuppen schillerten in strahlendem Blau. »Dann bin ich endlich frei!«, rief er, und lachte.

Der Hexer, der den Kopf in den Nacken legen musste, um die Flugkunststücke verfolgen zu können, fragte: »Wie meinst du das?«

Im Sturzflug steuerte Feueropal auf ihn zu und wich erst aus, als Feirin den Kopf erschreckt zur Seite zog. Dann landete er wieder auf dem Stamm. »Es geht euch zwar gar nichts an, aber ich bin ja nicht so.«

Inisharca und Feirin verdrehten gleichzeitig die Augen. Da war er wieder, der berühmte Tonfall!

»Könnt ihr euch noch an den Waldschrat erinnern?«, fragte Feueropal, und ein Schauer stellte seine Rückenschuppen auf. »Vor einiger Zeit bin ich mit einem neugierigen Zauberer im Reichsforst unterwegs gewesen, und wir haben ein bisschen Ärger mit dem Alten gehabt.«

Feirin versuchte sich vorzustellen, was ein >bisschen Ärger< bedeuten konnte. Aber der Drache gab keine weitere Erklärung dazu ab. Immerhin war jetzt klar, weshalb Feueropal so viel über Magie wusste.

»Jedenfalls hat der Schrat uns mit einem Fluch belegt, nachtragend wie er ist. Wir durften diesen vermaledeiten Wald nur mit einem Karfunkel, leider nicht mit meinem, verlassen. Mein guter Magister hat es versucht und ist nicht sehr weit gekommen.« Zum erstem Mal seit Beginn ihrer gemeinsamen Reise wirkte der kleine Drache ehrlich betroffen und traurig.

Seufzend fuhr er fort: »Und als ihr dann aufgetaucht seid ... Zum Glück hat der Alte nicht gesagt, dass ich den Stein selbst besitzen muss. Ich habe es versucht, in einem Umkreis von einer halben Meile konnte ich es aushalten. Ich hatte gehofft, dass du den Karfunkel verlierst oder so. Aber jetzt...« Feueropal zog wieder jubelnd eine Schleife.

»Und warum hast du nie etwas gesagt?«, fragte Inisharca mit hochgezogenen Brauen.

»Ich hätte dir das Glitzerding schon längst geben können. Das hätte uns viel Ärger erspart.«

Jetzt verdrehte der Drache die Augen. »Du hast keine Ahnung von Verwünschungen, stimmt's? Man darf nicht darüber reden, sonst lässt sich so etwas gar nicht mehr aufheben. Und ich dachte immer, du kennst dich aus mit solchen Geschichten.«

Die Frau zuckte mit gesenktem Kopf die Schultern. »Das sind doch bloß Märchen ...«

Feueropal kicherte. »Zu deinen Märchen sage ich nichts. Und ehe du nachfragst - wegnehmen konnte ich dir den Stein auch nicht. Nicht, dass ich es nicht versucht hätte.«

Schmunzelnd erinnerte sich Feirin an die Nacht im Reichsforst, in der der Drache aufgetaucht und um die schlafende Frau herumgeschlichen war. Es war gut, dass es für Flüche ein paar Bedingungen gab, denn ohne die Hilfe Feueropals wären sie nicht aus dem Wald entkommen.

»So, ich verschwinde jetzt. Viel Glück und so!« Ohne eine Erwiderung abzuwarten, erhob sich der kleine Drache in die Luft und entfernte sich schnell.

»Er ist ganz schön verrückt, aber ich glaube, ich werde ihn vermissen«, sagte Inisharca, als der kleine dunkle Punkt im Regen verschwunden war.

Feirin sah sie verwundert an. »Meinst du das ernst? Du hast doch immer über ihn geschimpft.«

»Trotzdem. Du musst zugeben, dass er uns oft geholfen hat«, entgegnete Inisharca nachdenklich.

»Er hätte nur abwarten müssen, bis uns etwas zustößt, dann hätte er den Karfunkel viel einfacher haben können. Gelegenheiten gab es genug.«

Der Hexer nickte. Dann fuhr er zusammen, als hinter ihm unvermittelt ein gefährliches Fauchen ertönte. Inisharca sprang auf und griff nach dem Dolch, ließ die schar-tige Waffe aber gleich wieder sinken.

»Du verdammter Plagegeist!«, rief sie.

Der Drache war wieder aufgetaucht und freute sich die-bisch über die erschreckten Gesichter der beiden .

»Fast hätte ich noch etwas vergessen«, flötete er und versuchte, möglichst unschuldig dreinzublicken, während er Feirins Stab auswich. Der Hexer stöhnte stumm auf. Bei aller Dankbarkeit - es reichte jetzt wirklich!

Feueropal flatterte zutraulich auf Inisharcas Schulter und zischelte leise in ihr Ohr. Dann sagte er laut: »Falls du mal wieder deinen Feuerstein verlierst...«

Er breitete seine Flügel aus und flog endgültig davon.

»Was wollte er denn noch?«, fragte Feirin.

Inisharca lächelte versonnen und glücklich. »Er hat mir seinen Namen gesagt, seinen richtigen.«

Gegen Abend erreichten die beiden ein Dorf, das so dicht am Großen Fluss lag, dass die Felder wahrscheinlich oft überschwemmt wurden. Die kleinen Häuser, die sich auf einer Anhöhe drängten, waren schief und baufällig, aber ihre Bewohner gehörten wohl zu den Menschen, die ihre Heimat nicht einmal aufgeben würden, wenn der Hügel zu einer Insel werden würde.

An dem schmalen, ausgefahrenen Pfad, der über die steinige Anhöhe führte, lag ein Gasthaus, hinter dessen kleinen Fenstern schwaches Licht zu erkennen war. Das Schild, das über der verzogenen Tür baumelte, war nicht mehr zu entziffern, aber gedämpfter Lärm drang aus dem Gebäude.

Inisharca ließ den Rest ihrer Barschaft aus dem schmalen Beutel auf ihre Hand fallen.

»Ein paar Heller haben wir noch. Ich denke, wir können uns nach dem heutigen Tag mal etwas Ordentliches zu essen leisten. Und vielleicht einen Schluck Wein, was meinst du?«

Zweifelnd hob Feirin die Brauen. »Bist du sicher, dass wir hier etwas bekommen? Ich habe selten eine ärmlichere Schänke gesehen.«

Die Frau lächelte. »Das mag sein. Aber wir können es doch wenigstens versuchen, oder?«

Sie würde sowieso keine Ruhe geben, das war Feirin klar, obwohl er beim Anblick des Gasthauses vermutete, dass eine Übernachtung im Freien bequemer wäre. Aber sie hatte Recht, einen Schluck Wein würde auch er nicht ablehnen.

Als sie den kleinen, niedrigen Raum betraten, sah der Hexer seine Vermutung bestätigt. Von einigen blakenden Ölfunzeln beleuchtet standen ein paar wacklige Tische auf dem schmierigen Boden. An einigen Stellen lag der fettige Staub so dick wie ein Teppich, nur die kürzesten Wege von der Theke bis zu den Tischen waren von schlurfenden Füßen freigetreten worden. Ein paar Dorfbewohnersaßen wahrscheinlich schon länger auf ihren Stammplätzen, sie achteten nicht auf die Neuankömmlinge und sangen hin-

gebungsvoll und mit schwankenden Stimmen ein trauriges Lied über den grausamen Fluss.

Inisharca grinste fröhlich und summte ein bisschen mit.

»So war es schon, als ich noch ganz klein war«, sagte sie und setzte sich an die Theke. »Mutter hat mich manchmal mitgenommen.«

Feirin wandte sich an die Wirtin, die vom Tisch der Sänger herüberkam und so aussah, als hätte sie ebenso viel getrunken wie ihre Gäste. »Travia zum Gruße, gute ...«

»Hmm«, machte die Frau und sah den jungen Mann von oben bis unten an. »Selten, dass hier mal jemand von außerhalb auftaucht. Habt Ihr Euch verlaufen?«

»Kann man so sagen«, antwortete Feirin freundlich. »Wir sind aus Greifenfurt und ...«

»Da habt Ihr Euch ganz schön verirrt. Einen Mond, denke ich. Aber egal. Was kann ich Euch anbieten?«

»Etwas zu essen und einen Krug Wein, wenn Ihr welchen habt. Und eine Unterkunft für die Nacht«, erwiderte der Hexer rasch, in der Hoffnung, dass sie ihn diesmal ausreden ließ. Aber die Wirtin nickte nur eifrig, dann verschwand sie in der Küche.

»Was meinst du, taucht diese Dame aus Gareth noch einmal auf?«, fragte Feirin, während er spürte, dass er erst jetzt wieder klar zu denken begann.

»Ich glaube nicht. So wie der Mann über sie gesprochen hat, ist ihr etwas zugestoßen.« Bei dem Gedanken an den Magier lief Inisharca eine Gänsehaut über den Rücken. »Aber er hat etwas über seine >Freunde< gesagt, das mir nicht gefallen hat.«

Feirin holte tief Luft und bereute es sofort. Der Ruß, der von der trüben Lampe auf der Theke aufstieg, kratzte in seinem Hals. Hoffentlich würden sich diese Freunde nie für sie interessieren.

»Was ist eigentlich mit deinem Stab? Hättest du nicht etwas gegen den Zauberer tun können?«, wollte Inisharca nach einer kurzen Pause wissen.

Feirin sah gedankenverloren auf die Schnitzereien. »Wenn ich das wüsste. Einmal ist mir etwas dazu eingefallen, aber ich habe das Gefühl, dass damals in Gareth der Stab die Kontrolle übernommen hatte. Vielleicht ging das nur einmal. Und ob er nach der ... Begegnung mit dem Inquisitor noch magisch ist, kann ich nicht sagen. Der Elf, den wir damals getroffen haben, schien mehr darüber zu wissen, aber er wollte nichts Genaues rausrücken.«

Bevor Inisharca etwas zu dem verträumten Gesichtsausdruck des Hexers sagen konnte, kam die Wirtin aus der Küche und stellte zwei Näpfe voll Fischsuppe, die besser roch, als Feirin befürchtet hatte, vor die Gäste. Dann griff sie unter die Theke und holte verschwörerisch zwinkernd einen verstaubten Krug hervor.

»Den habe ich für gut zahlende Gäste aufgehoben. Kann aber sein, dass er schon ein bisschen lange steht. Wenn ihr lieber ein Bier wollt, ruft einfach. Und der Schlafraum ist da hinten.« Die Wirtin wies in eine finstere Ecke, wo Feirin eine Tür erkannte, und setzte sich dann wieder zu den Dörflern, die die nächste Ballade angestimmt hatten.

Als der Weinkrug vor Inisharca stand und der säuerliche Geruch zu ihr aufstieg, hatte sie plötzlich das zwingende Gefühl, dass sich etwas Entsetzliches wiederholte, das sie schon einmal erlebt hatte. Ihre Hände zitterten, während sie vorsichtig einen Schluck nahm. Feirin sah es und fragte danach.

»Ich weiß nicht, Kleiner«, antwortete Inisharca mit brüchiger Stimme. »Das kommt mir hier mal wieder so bekannt vor.«

Feirin legte ihr beruhigend die Hand auf den Arm.

Der Letzte, der das getan hat, war bis zu seinem Tod vor zehn Götterläufen in Warunk als Einhändiger Menno bekannt. Ich fahre herum, den ganzen uralten Hass auf einmal im Gesicht. Die schmale Klinge jedoch springt mir nicht in die Hand, schwingt nicht in ihrem präzisen Bogen. Der Alle hat den Reflex

einfach aufgehoben, und ich habe es nicht einmal gespürt. Verdammter Magier! Ich werde dir... Er sieht mich an und lächelt, scheint außer seiner Hand nichts bewegt zu halten. Ich falle in das sehende Auge, während gleichzeitig in dem trüben eine Gestalt auftaucht. Dabei hämmern die Worte in meinem Kopf, die der alte Mann nicht mehr mit seinem Mund ausspricht: PREISE DIE SCHÖNHEIT!

Mein Versuch, mich an Resten irgendeiner Wirklichkeit festzukrallen, ist vergeblich. Der saure Geschmack des Weines, das trübe Licht der blakenden Öllampen, der Geruch nach Schweiß, Alkohol, ranzigem Fett und billigem Tabak lösen sich auf wie ein Tropfen Blut im Großen Fluss. Was bleibt, ist der sanfte Druck einer Hand und ein Lächeln, ein braunes Auge und... ein Spiegel. Die Gestalt, die nackt in dem nebligen Grau immer deutlicher wird, ist meine eigene. Noch einmal verdammt! Tränen schießen mir in die Augen, die ich endlich schließen kann. Endlich!

WAS willst du von mir, alter Mann?

Preise die Schönheit.

So etwas gibt es nicht. Nicht in diesem Leben.

Erzähle mir, wieso.

Ich kann nicht sprechen, nie wieder, nie wieder.

Ich höre dir zu, meine Liebste.

Wieso nennst du mich so, alter Mann? Wer bist du?

Ich weiß es nicht, es ist so viel Zeit vergangen. Aber hast du endlich die Schönheit gesehen?

Welche Schönheit?

Erinnere dich, meine Liebste, bitte. Erwinnere dich für uns. Was war denn schön? Was ist geblieben? So viele Bilder voller Schmerz und Blut und Tod, so viele vergebliche Wünsche... Nur ein Maraskaner kann darin etwas finden, das besser geworden ist, auf dem langen Weg von Rur zu Gror.

Meine Erinnerungen sind unnütz. Trotz der geschlossenen Lider taucht wieder mein Spiegelbild auf, diese Gestalt, die ich so sehr hasse, die nach all den Hunderten von Götterläufen immer noch so fremd ist. Aber... fast unmerklich mischt sich Grün in das rote Haar, der Körper wird schmaler, Konturen verschwimmen.

Bin ich das wirklich? Das Bild lächelt. Wieso? Gibt es denn eine Hoffnung? Dann tauchen Bilder, Klänge, Gerüche auf.

Das Schweben eines Zitterrochens über dein weißen Sand.

Der Duft von schwerem, rotem Wein.

Die kraftvolle Bewegung eines Jaguars in der Nacht.

Eine blassblaue Blume am Wegesrand.

Das Lächeln Rohais des Weisen.

Ein spielendes Kind an einem Bach.

Ein geflüstertes Wort im tödlichen Wind der Gorischen Wüste.

Die kleinen bunten Fische über dem Riff.

Ghorans unergründliche Augen.

Die erschreckte Freude der Zwergin, die nicht mit ihrer Schmiede verbrannt ist.

Ein Tanz ohne Schtövere, Trommeln, eine Flöte.

Der einfache Geschmack von frischem Brot.

Der Gesang eines Wals.

Ein kleiner, rund geschliffener Stein.

Ein Baum im Herbst.

Das letzte, glutrote Blatt schwebt, vom Wind getragen, davon. Ohne mich zu bewegen, folge ich ihm, mein Körper bleibt an den Fels gelehnt zurück. Er wird sich auflösen, so oder so. Ein letzter Blick zeigt mir den Baum, der stolz wie ein König, stolz wie Ghoran dasteht. Und plötzlich begreife ich, dass er in wenigen Monaten neue Blätter tragen wird. Der Wald, die Well bleiben ivot unten liegen. Singend, tanzend und lachend lasse ich mich von der Strömung treiben wie in meiner Kindheit. Ich hatte vergessen, dass das Leben immer noch ein Spiel ist. Und toenii man verloren hat, beginnt man einfach ein neues. Am Horizont taucht das weiße Glitzern der Brandung im Mondlicht auf

Ehoas beenden, loslassen und noch einmal von vorne anfangen ... Ich öffne die Augen. Der Alte ist verschwunden, an seiner Stelle

sah ein junger, etwas schlaksiger Mann mit wirren braunen Haaren auf sie hinunter.

»Ist alles in Ordnung, Cara?«, fragte Feirin.

Inisharca starrte den Hexer verständnislos an. Hatte sie dieses Gesicht schon einmal gesehen?

»Du bist schon wieder so blass. Sag doch was!«, bat er.

Was wollte er? Sie konnte doch gar nicht sprechen.

Warum war denn schon wieder alles falsch? Hatte sie nicht gerade geglaubt, einen Ausweg gefunden zu haben? Wieso war sie noch hier? Und woher kam diese Stimme in ihr, die klang wie ihre eigene, lang verlorene?

»*Ich iverdc... du wirst dich erinnern/*«

»Feirin?« Inisharcas Stimme zitterte. »Bist du das?«

Der Hexer wirkte jetzt ernsthaft erschrocken. »Du hättest nichts trinken sollen. Der Wein ist wirklich nicht besonders gut. Ich bringe dich nach hinten, dann kannst du dich ausruhen.«

Doch Inisharca schüttelte den Kopf. »Nein, Feirin.«

Der Hexer wunderte sich. Sie hatte ihn selten mit seinem Namen angesprochen und ihr Tonfall hatte eine Tiefe, die er kaum von ihr kannte. Was war in den wenigen Augenblicken geschehen, in denen sie boronsbleich ins Leere gestarrt hatte?

»Ich dachte, das wäre vorbei, aber ... Entweder kriege ich jetzt endlich raus, was mit mir los ist«, sagte sie entschlossen, »oder du lieferst mich im nächsten Noionitenkloster ab.«

Damit sah sie sich im Gastraum um und ging dann zu einer alten Frau hinüber, die zusammengesunken in einem Winkel saß. Die Alte wirkte genauso schmutzdelig wie der ganze Raum, und der Geruch, der aus dem Krug aufstieg, den sie fest umklammert hielt, ließ Feirin fast würgen. So wie sie aussah, hatte sie wahrscheinlich ihr ganzes Leben in dieser Ecke verbracht. Ohne auf ihren Begleiter zu achten, der ihr besorgt gefolgt war, nahm sich Inisharca einen freien Hocker von einem Tisch und setzte sich zu der Frau.

»Lebt Ihr schon lange hier?«, fragte sie freundlich lächelnd und wartete geduldig, bis die Alte den Kopf hob, sie aus trüben Augen ansah und schwerfällig nickte. »Dann

müsst Ihr doch sicherlich alles wissen, was sich hier zugetragen hat. Ich würde gern mehr über diesen Ort erfahren.«

Die zusammengesunkene Gestalt richtete sich geschmeichelt ein wenig auf.

»Ja, ich weiß alles«, nuschelte sie zahnlos. »Aber ich habe Durst.«

Es kostete drei Füllungen des Kruges und dauerte mehr als eine Stunde, bis Inisharca zwischen Klagen über die schlechten Zeiten, Gerüchten aus dem Dorf und unzusammenhängenden Erzählungen über die Wechselhaftigkeit des Großen Flusses endlich das erfuhr, was sie wissen wollte. Vor über dreißig Götterläufen, im gleichen Frühjahr, als Seans Stall weggespült wurde, waren in diesem Gasthaus zwei Menschen verschwunden, einfach so, von einem Augenblick auf den nächsten. Die Alte flüsterte nur noch, als sie von der dunklen Magie sprach, die im Spiel gewesen sein musste, und dem verfluchten Schwert, das liegen geblieben war und das niemand anfassen konnte, bis ein Zwerg vorbeikam, der es mitnahm.

»Ich danke Euch, gute Frau«, sagte Inisharca, als die Alte eine Pause machte, und tätschelte ihr die fleckige Hand. »Ihr habt mir sehr geholfen.«

Dann stand sie auf, warf ein paar Münzen auf die schmierige Theke und verließ mit erhobenem Kopf den Gastraum. Feirin folgte ihr verwirrt und stumm.

Tief in der Nacht saßen die beiden auf den Resten einer uralten, moosigen Mauer, die vielleicht einmal zu einer Burg gehört hatte, die schon lange nicht mehr stand. Zehn Schritt unter ihnen zog der Große Fluss eine Schleife, die er sich erst vor kurzem zugelegt hatte; ein paar Bäume, die sogar noch Blätter trugen, ragten aus dem träge dahinfließenden Wasser, in dem sich die Sterne spiegelten.

»Geht es dir jetzt besser?«, brach Feirin schließlich das Schweigen.

Die Frau lachte leise, hob jedoch nicht den Blick von den Reflexionen auf der Wasseroberfläche.

»Keine Ahnung. Ich hatte gedacht, dass es einen Knall geben müsste, und plötzlich wäre alles anders. Aber ich fühle mich noch fast genauso wie immer.«

Sie seufzte und redete dann weiter. »Wenigstens weiß ich jetzt, dass ich nicht völlig verrückt bin. Irgendwann muss das alles wirklich geschehen sein. Was das Ganze bedeutet, ist mir aber immer noch nicht klar. Bin ich sie, oder steckt ein Stück von ihr in mir? Oder hat mich ihre Seele gestreift und eine Spur hinterlassen ...? Viel klüger als vorher bin ich jedenfalls nicht. Hast du eine Idee?«

Der Hexer schüttelte den Kopf. »Nein. Aber ich könnte ja mal Enishe fragen, sie weiß eine Menge.«

»Du gehst also zurück nach Hause«, stellte Inisharca fest, froh, das Thema wechseln zu können.

»Erst einmal. Aber jetzt, wo es so einfach geworden ist, nehme ich an, ich werde nicht ewig bleiben.«

»Lass mich raten, Kleiner. Dir geht diese Rondriane und ihre eigenartige Truppe im Kopf herum.« Wieder lachte sie leise.

Er lachte auch und stieß ihr den Ellenbogen in die Seite. »Hat dir schon einmal jemand gesagt, dass du unmöglich bist? Aber du hast nicht ganz Unrecht; es reizt mich schon, mit ein paar Leuten durch die Welt zu ziehen, ohne auf der Flucht zu sein. Und was hast du vor?«

Inisharca ließ den Kopf sinken. Als sie stockend weiter sprach, klang ihre Stimme jedoch nicht weinerlich, wie Feirin fast befürchtet hatte, sondern eher ernst, so als habe sie schon lange darüber nachgedacht und sich entschieden.

»Ich muss nach Hause, die Kleine wartet. Und der Garten, der Webstuhl, die Schafe ... Vielleicht lerne ich doch noch schreiben, dann kann ich Diarmait mal auf seine Briefe antworten. Aber sonst...« Sie hob den Blick und sah dem jungen Mann ins Gesicht.

»Bis Finnabir so groß ist, dass sie mich nicht mehr braucht, bin ich schon zu alt, um mich auf irgendeine große Suche zu machen. Ich bin es doch eigentlich jetzt schon. Und außerdem glaube ich nicht, dass ich mich dann wirklich besser fühlen würde.«

Sie seufzte noch einmal kurz und streckte dann den Rücken. »Noch einen Mond, wenn die Wirtin Recht hatte. Vielleicht nimmt uns jemand auf einem Wagen mit, dann dauert es nicht ganz so lange.«

»Ich glaube, ich kenne dich gut genug. Wetten wir, dass du morgen ganz anders redest?« Feirin lächelte vor sich hin.

»Und abgesehen von deinen ständigen Stimmungswechseln glaube ich nicht, dass dir das jemals Ruhe lassen wird, wenn du jetzt weißt, dass deine Träume irgendwann Wirklichkeit waren. Du bist viel zu neugierig.«

»Meinst du?« Die Frau zupfte ein paar Grashalme aus den Ritzen zwischen den Steinen und seufzte wieder.

»Ich weiß nicht. Ich glaube, ich habe Angst davor, dass ich wie sie werde. Und einfach nur ihr Leben weiterführen muss. Ich habe doch mein eigenes... Obwohl mir das auch nicht immer gefällt. Die Vorstellung, dass ich sie *bin*... Verdammt, das möchte ich nicht wirklich erlebt haben ... Du hast Recht, vielleicht treffe ich doch mal jemanden, der sich mit so etwas wie Seelenwanderung auskennt.«

Wieder schwiegen sie. Unten im Schilf plätscherte es leise, als ein verspäteter Reiher einen Schlafplatz suchte; die Grillen zirpten so wild, als würden sie wichtige und geheime Nachrichten austauschen. Unvermittelt wie so oft fing Inisharca an zu kichern.

»Was ist jetzt los, du verrücktes Huhn?«, fragte Feirin und rechnete fast mit einer Ohrfeige. Bei dieser Frau wusste man schließlich nie.

»Ich habe gerade überlegt, was ich mir wünschen würde, wenn ich wirklich einen Wunsch frei hätte«, antwortete sie fröhlich.

»Und?«

»Das Erste, was mir einfiel, war, dass du zwanzig Götterläufe älter sein könntest.«

Der Hexer befürchtete Schlimmes. Wenn sich seine Freundin jetzt in ihn verliebt haben sollte ...

»Wieso würdest du das wollen?«, erkundigte er sich vorsichtig.

Inisharca verstand den Unterton richtig und ihr Kichern wurde lauter. »Keine Angst, Kleiner. Ich hab' dich wirklich gern, aber mehr nicht, sei nicht böse. Ich habe bloß auf dieser ganzen Reise immer wieder mal gedacht, wie es wäre, mit dir zu ...«

Sie hielt inne und schüttelte heftig den Kopf. »Verdammt, ich bin ganz schön durcheinander. Das wollte ich dir eigentlich nie sagen.«

Jetzt begann Feirin zu lachen. »Du bist wirklich ulkig, da hat dein kleines Mädchen Recht. Was meinst du denn, was mir durch den Sinn geht, wenn ich nachts so dicht neben einer weichen, warmen Frau liege? Ich wusste bloß nie, ob du möchtest.«

Inisharca versuchte, in der Dunkelheit in seinem Gesicht zu lesen. »Ich könnte schließlich deine Mutter sein«, sagte sie leise.

»Na und?«, fragte der Hexer, und legte ihr den Arm um die Schulter; die schmale Hand mit den geschickten Fingern landete wie unabsichtlich auf ihrer runden Brust.

»Hast du eine Ahnung, wie alt Enishe war, als sie mir alles beibrachte? Und sie ist wirklich eine gute Lehrerin. Ich zeige es dir.«

Epilog

»So, hat euch die Geschichte jetzt wirklich besser gefallen?«

Ein Moment Schweigen.

»Mama, sie sollte doch ihren Prinzen kriegen. Warum hast du das denn nicht erzählt?« - »Ja, genau. Das ist nicht so, wie wir es wollten.«

»Wenn die kleine Neckerin den Prinzen findet, endet es doch genauso wie das Märchen vom dummen Alrik. Und sie lebten glücklich...«

Zweimal ernsthaftes Kopfschütteln.

»Nein, die beiden werden nicht einfach so vor sich hin leben. Die können doch nicht zu Hause bleiben und Kinder kriegen und...«

Wieder Schweigen, diesmal nachdenklich.

»Wisst ihr, die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Ich weiß bloß selber nicht, wie sie ausgeht.«

Die beiden wechseln einen kurzen Blick.

Dann schiebt er eine schwarze Strähne hinters Ohr und sieht mich mit seinen klugen grauen Augen an. »Meinst du, dass du Ghoran irgendwann wiederfinden wirst?«

Sie lächelt wie ein blonder Engel und fragt: »Und warum eigentlich nicht in diesem Leben, Mama?«

Ich zwingen mich, zurückzulächeln. »Das ist doch bloß ein Märchen. Und jetzt schlaft gut.«

Als ich die kleine Lampe auslösche, hoffe ich, dass ich heute Nacht nicht träumen werde.

AVENTURIEN

Aventurien – Kontinent der phantastischen Abenteuer, Land der Magie, der Gefahren und der Helden, erschaffen von einem Team namhafter Autoren und ausgebaut von Tausenden begeisterter Spieler.

Aventurien ist der Schauplatz des bekanntesten deutschen Fantasy-Rollenspiels *Das Schwarze Auge* und Hintergrund der gleichnamigen Romanreihe, die Sie diese Welt noch unmittelbarer und plastischer erleben lässt.



UNSTERBLICHER TRAUM

VON PATRICIA RENAV

Als Inisharca den jungen Feirin mit Hilfe ihrer magischen Kräfte aus der Gewalt eines Inquisitors rettet, beginnt ein Wettlauf gegen ihre Verfolger. Aber nicht nur der Inquisitor ist ihnen auf den Fersen. Ein kleiner Drache schützt Inisharca auf ihrer Flucht vor weiteren Verfolgern. Er scheint mehr über ihre Reise zu wissen, als er zugibt. Seltsame Träume plagen Inisharca immer wieder. Kann der kleine glitzernde Stein, den Inisharca an einer Baumwurzel fand, etwas damit zu haben?



10588



DAS SCHWARZE AUGE
und AVENTURIEN sind
eingetragene Warenzeichen von
Fantasy Productions GmbH.
Copyright © 2003 by
Fantasy Productions GmbH, Erkrath,
H. J. Alpers, W. Fuchs, B. Herz,
I. Kramer.
Alle Rechte vorbehalten.

€ 8,50 • SFr 15,60



9 783890 645889

ISBN 3-89064-588-7